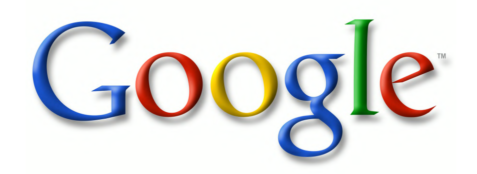
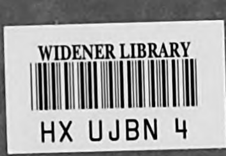


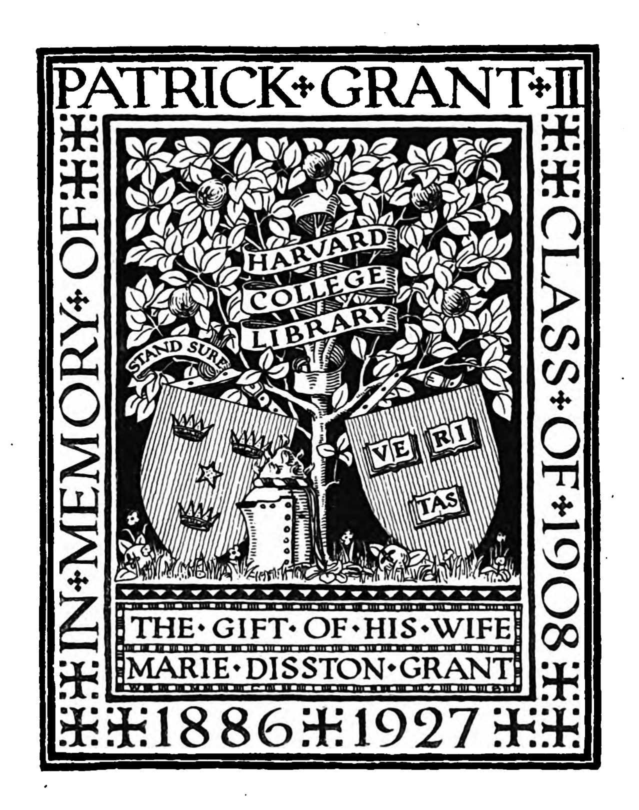


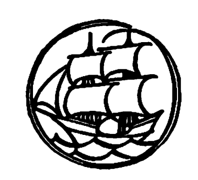
DAS INSELSCHIFF



1922

DRITTER JAHRGANG


PATRICK GRANT II
IN MEMORY OF
CLASS OF 1908
HARVARD COLLEGE LIBRARY
STAND SURE
VE RI TAS
THE GIFT OF HIS WIFE
MARIE DISSTON GRANT
1886 1927



*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

DRITTER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1922

INHALT

LITERARISCHER TEIL

BILDERTEIL

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

DRITTER JAHRGANG / ERSTES HEFT
OKTOBER 1921

*

Freuet euch des wahren Scheins,
euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendges ist ein Eins,
immer ists ein Vieles!

Goethe

STEFAN ZWEIG

DANTE

SEINE Stunde ist immer gewesen und niemals doch ganz im Einklang zum Uhrenschlag der Welt: sechs Jahrhunderte schon, zwanzig redende Geschlechter (um der Griechen starkes Wort zu brauchen) rühmen in Ehrfurcht seinen Namen und sehen auf zum steinernen Dom seines Gedichts, alle aber immer wie aus einer Tiefe empor zu seiner Höhe, der unfaßbaren und ungreifbaren. Noch immer bleibt wie seit dem Jahre, da sie in den Marmor seines Grabes gemeißelt ward, die Inschrift des Giovanni de Virgilio: „Vulgo gratissimus auctor", „der von der Menge geliebte Dichter", eine poetisch floskelnde Übertreibung, ein freundschaftlicher Irrtum, denn nie und zu keiner Zeit ist Dante ein ins Weite, ins Lebendige rück-

wirkender Genius gewesen oder geworden. Immer, heute wie einst, erhebt sich seine Größe einsam und unvertraut, so weit sie auch tönt, so hoch sie über die Stunde blickt. Da der heroische Verbannte Zorn und Liebe in unvergängliche Formen meißelt, erzittert die Zeit schon von den heiligen Hammerschlägen, Italien erwacht vom Scheitel der Alpen bis zur Sohle Siziliens von dem drohenden Tubaton seines Gerichts: aber mitleidlos halten sich die Mauern von Florenz dem Ausgestoßenen, dem Fuoruscito, verschlossen. Sein höchster Lohn, im „bel San Giovanni" den Lorbeer zu empfangen auf den „grauen Haaren, die am Arno blond gewesen", bleibt unerweckter Traum: Ruhm, nur immerdar steinerner Ruhm wird ihm, nie weiche, umfangende Liebe. Nach seinem Tode wird er ein Name, eine Glorie, eine Legende, andere aber haben lindern und doch weichern Weg in die Welt. Petrarca prägt das Erz der Sprache, die er gegossen, in die kleine Münze der Sonette und streut sie in das romanische Land, Liebe eintauschend und vieler Liebender Leidenschaft; Ariost und Tasso, glücklichere Erben, ernten, wo jener im Dunkeln gepflügt. Er wird zum Gotte, doch sie haben die Liebe der Menschen. Einsam steht er, ein erratischer Block, quer durch die Zeiten: vergebens suchen die Kommentatoren, die Gelehrten an den Seilen ihrer Konjekturen ihn niederzuziehen zum Augenmaß des gemeinen Blicks; immer aber bleibt er hoch und fern, nicht wegzuwälzen von seiner Stelle, nicht zu zerteilen und zu verkleinern, der „altissimo poeta", der Dichter, zu dem man aufblickt und der doch zu hoch bleibt, als daß Fühlung des Volkes ihn je voll zu umfassen vermöchte. Nie tritt er ganz hinab in den irdischen Tag, nie vertraut er ganz sein Geheimnis.

Um ihn steigen und fallen die Geschlechter, ein murmelnder Wellenschlag, er aber bleibt starr, der Fels, und sieht über sie in die Unendlichkeit hinein. Staaten und Nationen stürzen,

ein kleines Geröll zu seinen Füßen, doch es bebt kein Stein im marmornen Gequader seines Gedichts. Nichts Festeres hat die Kunst, als die vierzehntausend Verse dieses Werkes. Die Denkmale, die in gleicher Stunde auf gleicher Erde wuchsen, Stein an Stein, wie in dem seinen Vers an Vers, sie alle, der weiße Dom von Florenz und der Palazzo Vecchio, sie werden eher stürzen, die Bilder Giottos und Cimabues, seiner Freunde, schon verlöschen, ehe dieser Dom hinbricht, bevor diese Musik vertönt. Je weiter sein Werk hineinwächst in den Horizont der Zeiten, um so naturhafter, um so unzerstörbarer, um so felshafter starrt es zum ewigen Himmel empor über die vergängliche Erde. Nur immer größer erscheint Dante, der Dichter, in immer kleiner werdendem Geschlecht.

Die „Divina Commedia" kennt keine Zeiten, ist sie doch selbst gestaltete Zeit, der steingewordene mittelalterliche Gedanke. Sie überlebt, wie der gotische Dom seinen Glauben, die einmal erfüllte Idee durch ewige Form. Eine steile Wasserscheide, trennt sie für immer und allezeit die großen Ströme des Mittelalters und der neuen Zeit: wie jedes Gebirge bindet sie aber zugleich die Kulturen, die sie voneinander abzugrenzen scheint. Mit Dante endet die schöpferische Theologie, die Wissenschaft um den christlichen Gott, mit ihm beginnt der Humanismus, die Wissenschaft um das Göttliche im Irdischen. So ist Dante der größte Beginner und der größte Beender in einem.

Er tritt in verwirrte Stunde, doch durch ihn wird sie klar. Er steht an einem erhabenen Ende, doch er knüpft es an einen erhabenen Anfang an. Da er vortritt, hat der Katholizismus seine historische Tat zu Ende getan: aus einem Menschen ist eine Gotteswelt, aus seiner Legende ein Gesetz gebaut. Das Dogma ist vollendet, über die ganze europäische Welt hin ragt der Dom des Christentums. Kirche ward Weltmacht und zugleich Weltwissen: ihre Pfeiler sind das neue Sittengesetz,

die neue Philosophie, die christliche Lehre, das Dogma. Die riesigen Gestalten des heiligen Augustinus, des Duns Scotus und Albertus Magnus haben dem christlichen Kosmos geschenkt, was Plato und Aristoteles dem antiken: eine neue Ethik, eine neue Philosophie. Nun steht der Dom vollendet vom Fundament bis zum First. Aber jede Vollendung atmet schon Starre und Tod. Da die Schöpfertat getan ist, kommen die Kärrner, das Werk der Könige zu ergänzen, Kommentatoren bohren sich wie Holzwürmer durch die Pandekten, Theologie verknöchert zur Scholastik, Gotteswissenschaft zum Schulgezänk. Die heilige Schöpferflamme des Christentums verlischt: nur in den deutschen Klöstern bei den großen Mystikern glüht sie im verborgenen, und schon knistert sie wieder unter der Asche des Dogmas bei den religiösen Revolutionären, den Ketzern und Häretikern, ehe sie dann mit der Renaissance und der Reformation hell in den Himmel des Abendlands aufschlägt. Da steht, in so verdunkelter, so ermatteter Stunde dieser eine, Dante, auf und zieht die „Summa“: zur christlichen Wissenschaft schenkt er den Mythos, zur Satzung, der steingewordenen, das ebenso steinerne Gedicht. Alles stellt er auf die dreigestufte Mysterienbühne seines theologischen Weltwerks, Wissenschaft und Politik, Himmel und Erde, Nähe und Ferne, Antike und Gegenwart, Olymp und Hölle, Glaube und Aberglaube, und sich selbst, den ewigen Menschen, in die Mitte. Noch einmal tut er, was Hesiod, was Pythagoras, die ersten unseres Geistes taten: er träumt einen Welttraum, er schafft einen neuen, den christlichen Weltmythos, füllt das Schema, das kalte und starre, der Dogmatiker mit bildnerischem Blut. Den Geist erhebt er zur Sinnlichkeit, das Pergament der Pandekten und Traktate illuminiert er mit unverlöschbaren Farben, die Dispute steigert er zu unverklingbaren Dialogen. Gesetz, ihm versinnlicht es sich zu Gestalt, die nackte Lehre in bunte Allegorie, die christ-

liche Lehre vom Ewigen, sie wird selbst zu einer Ewigkeit durch sein Gedicht.

Aber diese Rede hat noch keine Zunge: auch hier greift der Beginner in stürzenden Bestand. Die Sprache der Theologie ist noch Latein gewesen, aber nicht jenes des Cäsar und Tacitus mehr. In den Syllogismen und Dogmen verblühte die klassische Diktion Saft und Mark, längst fügt sie sich nicht mehr der gebundenen Rede. Latein war immer im wesentlichen Ausdruck imperatorischen Willens gewesen, Sprache der Diktate und der Dogmen, unvergleichlich, Inschriften sparsam in Stein zu meißeln und Gesetze eng zu ummauern: aber ihm fehlt die Fülle, die Weiche, die Biegsamkeit, um die weltweiten Sphären Dantes zu umfassen. Das Italienisch, sein Schößling wiederum, noch ist es nicht geboren vor diesem Gedicht: in Dialekte zerstreut, unten dumpf wuchernd im Volke, arm und kleingemünzt in unreiner Prägung, tut es sich um im Lande. Dies „Volgare", die gemeine Sprache, wie verächtlich die Gelehrten sie nennen, faßt nun plötzlich die heiße starke Hand Dantes: unter seinem unerhört zusammenballenden Griff schmilzt sie ein, unter seinem prägenden Druck wird der Lehm der Straße wieder fest und neu. Und das nun plötzlich Form hat, ist nicht das Italienisch des Guinizelli und Jacopo da Lentino mehr, ein dem Provenzalischen nachgeträumter „dolce stil nuovo", es ist ein neues Italienisch, gehärtet am Lateinisch, ein Italienisch, metallen und rein, wie es nie war und nie wieder sein wird. Auch hier ist Dante Beginner und Beender zugleich und darf stolz von sich sagen: „L'acqua che io prendo giammai non si corse", „nie ward die Flut beschifft, die ich berühre". Hinter ihm blüht das Italienisch weiter, es verzweigt sich in Dunkel und Licht, in wogenden, schwingenden, singenden Ästen, und steigt auf in hellere Musik: hier aber ist der Stamm, der ehern harte und runde, unvergänglich in

die Erde Italiens gepflanzt. Nicht die Nation hat Dante die Sprache, sondern er mit der Sprache erst die Nation geschaffen: durch sechs Jahrhunderte hat das neulateinische Reich keine andere Einheit als dies sein prophetisches Gedicht „il libro“, „das“ Buch.

Dieser Mut, diese grenzenlose Kühnheit des Griffs, dieser starre Wille, „l'animo che vince ogni battaglia“, macht Dante einzig unter den Dichtern. Von allen, die vor und nach ihm kamen, hat er allein dies bronzene Zupacken des Gewalttäters, diese unerhörte bildnerische Gebärde des Anfangs. Aber diesem Willen fügt sich die Tat, „potere in lui era uguale al volere“ rühmt Petrarca, und wirklich, er kommt aus jenen Sphären, wo, wie er sagt, „sich alles fügt, was man begonnen“. Mit jenem urmächtigen Blick, der vielleicht nur noch Shakespeare und Goethe unter den Dichtern zueigen ist, sieht er die Welt, sieht er Raum und Zeiten als ein Ganzes, alles Menschliche als eine Einheit. Jahrtausende nietet sein heißer Blick zusammen. Für ihn gibt es so wenig wie bei Shakespeare und bei Goethe eine zeitliche Grenze zwischen dem Mystischen und Sinnlich-Nahen, zwischen einem Achill, dem Myrmidonen, und Falstaff, dem Londoner Tavernensäufer, kühn setzt er — wie Goethe sein Leipziger Gretchen zu den Füßen der Himmelsmutter — seine unsterbliche Geliebte Beatrice Portinari neben die Allmutter Rahel der Bibel; persönlichstes Erlebnis wird ihm Weltgeschehen, uralter Mythos ureigenster Tag. Weil er monumental sieht, macht er sein Privatestes groß: wie kleine Mücken im Bernstein sind seine Widersacher für ewig durchsichtig in der dichterischen Materie festgefangen, Vergänglichstes atmet durch ihn Ewigkeit, sobald sein Blick es durchseelt. Was aber diesen weltweiten Genius noch besonders macht, ist seine gleichzeitige Begabung zur Symmetrie in der Vision: nichts sieht er abgesondert und einzelhaft, alles gestuft in geschlossener Hierarchie. Ihm ist

Natur nicht stromhaft wie Goethe, nicht sprunghaft vielgestaltig wie Shakespeare, sondern alles pragmatisch vorbestimmt.

„Le cose tutte e quante
Hanno ordine tra loro; e questo è forma
Che l'universo a Dio fa simigliante."

Das Göttliche der Natur liegt für Dante in ihrer Ordnung. Und so wird es sein ungeheuerstes, sein für die Dichtung einziges Bemühen in der Commedia, die ganze Welt in ein Schema zu bringen und jedem einzelnen Menschen, so wie ein Sternbild starr verharrend seine Stelle im Kosmos innehat, zwischen Himmel und Hölle seinen moralischen Rang anzuweisen. Der Dichter wird (wessen Goethe und Shakespeare niemals sich unterfingen) zum Richter, in unerbittlicher Wage mißt der christliche Moralist in Dante nach der Schwerkraft von theologischer Sünde Schuld und Verdienst. Mit der grandiosen Geste des Weltenrichters, wie sie Orcagna an die Friedhofsmauer von Pisa gemalt, tritt er in die Mitte seines Werkes und sondert fanatisch erbarmungslos die Menschenspreu der Jahrtausende: finsterer Ahnherr des finsteren Savonarola, Bruder der Ketzerbrenner, zu Bronze erstarrt in scholastischer Form, stößt er — für profanes Fühlen edelste — Menschen in die Feuer des Inferno, wollüstig sieht er seine Feinde, den Antichrist Bonifazius vor allem, sich winden in der ihm ersonnenen Qual. Gesetz ist ihm mehr als Gnade, das Dogma mehr als die Menschlichkeit; in den höchsten Himmel der Liebe erhebt er, der Plato und Aristoteles in den Dämmer der Vorhölle sperrt, den Blutbischof von Marseille, der die Albigenser geschlachtet. Kein Mitleid trübt dies unbestechlich harte Auge, kein Gefühl hemmt diese ehern richtende Hand. Man versuche darum auch nie, Dante, den Fanatiker von Schuld und Sühne, sentimentalisch zu sehen, nicht so, wie ihn die englischen Präraffaeliten hinwässerten, einen müden

Jüngling, der am Arno-Ufer der schönen Beatrice schwärmerisch nachblickt: Dante ist und bleibt die gotisch starre Figur, der harte Mensch des Dugento, mit der „sacra ira“ Michelangelos geladen, flammend von Haß, ein Kreuzritter, der lieber mit Flamme und Schwert sein Land ausrodete, als es der heiligen Ordnung der Kirche entflüchtet zu sehen. Ein Kaiser im Wirklichen, die Kirche im Geistigen: aber Einheit im Kosmos, Symmetrie der Welt um jeden Preis, das ist seine politische, seine metaphysische Idee. Und da er den Widerstand der Materie nicht im Irdischen, in der „vita activa“, vergewaltigen kann, erschafft er ihre Symmetrie in der „vita contemplativa“, im bildnerischen Weltgedicht. Den großen mittelalterlichen Traum vom irdisch-überirdischen Gotteskaiserreich, den die Hohenstaufen wie die Päpste nicht für sich, nicht für die Welt vollenden konnten, er allein, Dante, hat ihn gestaltet in der höchsten Einheit der „Divina Commedia“.

Er ist der ewige Feind aller Anarchie: Anarchie des Geistes, der nicht dem Dogma sich beugen will, Anarchie des Staates, der in eigensüchtiger Vereinzelung dem gesalbten Herrn der Welt widerstrebt, Anarchie der Sinne, die in Wollust und Gier sich vereinzeln, Anarchie der Form, die sich nicht dichterisch bis zum Zahlenspiel geschlossen bindet. Der Dogmatiker des Geistes ist ganz natürlich Symmetriker in der Dichtung. Aber dies ist das Einzige und Unerhörte an Dantes männlichem Genius, daß bei ihm als Einzigem die Vision unter dem Schema nicht knöchern, das Wort unter dem Begriff nicht seelenlos wird, daß der Gelehrte den Dichter nicht hemmt, sondern ihn ins Weite beflügelt. Die Sprache dieses Geistesmenschen, dieses Theologen ist sinnlich saftig wie Fleisch anzufühlen und doch hart wie Marmor: nie hat das Italienisch mehr diese Lapidarität bei gleichzeitiger Melodik erreicht. Gewiß: es ist später ausschweifender, barocker, süßer,

weibischer geworden, auf der Zunge hinschmelzend wie halbzergangene Frucht, aber nichts übertrifft die Modulierung, den gespannten Rhythmus dieser straffen Terzinenketten, die bald leise klingend wie eine Celesta tönen, bald hart und drohend wie aneinanderklirrende Schwerter dröhnen. Ein „poeta scultore", Bruder Michelangelos, hämmert er die Worte des christlichen Gesetzes in seine neuen Mosestafeln ein und, wie jene späteren, meistert seine Kunst die Summe wie das Einzelne mit gleicher Liebe, wie Donatello und Cellini in gleicher Werkstatt gewaltigsten Umriß aus Marmorblöcken losbrechend und die zarte Linie der Gemme einschneidend in den Kristall der Sprache. Nichts Unscharfes, nichts Flaues, Verschwommenes dämmert in dieser doch eben erst von der Straße, vom Volgare weggetragenen Sprache hin, kein Vers wankt in den Vierzehntausend der Terzinenkathedrale: jede Fuge ist auszementiert, jede Länge balanziert und in geheimen kabbalistischen Zahlenspielen die weltenweite Komposition symmetrisch gebunden. Dazu kommt nun noch ein geheimnisvoller Prozeß der Spiegelung, nämlich daß alle Visionen und Figuren, ja selbst Worte wiederum Allegorien bedeuten. Die Dreiteilung der Komposition und die Terzine selbst haben als Grundriß die geistliche Trinität so wie eine Kirche das Kreuz, jede Figur ist Symbol. Immer ist Dantes Werk, wie er im „Convivio" erklärt, in allen seinen Einzelheiten nicht minder denn in seiner Totalität „polysensum plurium sensuum", vieldeutig in mehrfachem Sinn. Die lineare sinnliche Oberschicht deckt immer — oft sibyllinisch dunkel und kaum mehr abzulösen — ein geistiges, meist theologisches Symbol, der profane Sinn einen sublimierten, überall hat der Dichter, wie Goethe einmal sein eigenes Geheimnis verrät, „das Mittel gewählt, durch einander gegenübergestellte und gleichsam spiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn den Aufmerkenden zu offenbaren". Jede seiner Plastiken stellt, wie jene der Grie-

chen, einen Menschen dar und meint einen Gott. Jede Zeile ist zweifältig, zweisinnig, Kern und Schale, eins vom andern abzulösen und nicht wie in Goethes Natur „beides in einem Male“. Erhabener Dualismus ohnegleichen: der größte Visionär des Mittelalters ist gleichzeitig der größte Systematiker, der größte Bildhauer des offen behauenen Worts auch der größte Meister des Symbols, des Doppelsinns.

Dieses sinnlich-geistige Chiffernspiel, diese Dualität der künstlerisch-theologischen Absicht hat seit ihrem Anbeginn die seelische Apperzeption der Commedia zu einer Alternative gemacht: man kann in Dante in der Divina Commedia Einzelnes und Abgelöstes einzig auf das Dichterische hin lesen. Das Ganze aber, seine Totalität, muß man sich zum Studium machen, ausgerüstet mit Kommentaren, mit philologischem, theologischem, historischem Rüstzeug, man muß ihn sich erobern, erforschen, erraten, muß wie die Dantologen ein Leben wenden an seine Ergründung. Deshalb haben das Werk und seine Welt eine verschiedene Vitalität bewahrt, sie sind irgendwie auseinandergekommen in den Jahren. Dante bedeutet in sich selbst noch die gleiche ungeheure Einheit des Lebens wie einst, nicht aber sein Werk, die Commedia: da mengt sich Ewiges mit Zeitlich-Vergänglichem, Abgestorbenes mit Unsterblichem, verwitterte gedankliche Materie mit ewig atmenden Formen, und kein Aufrichtiger wird die Aussage weigern, daß er hier selbst durch eine „selva selvaggia, aspra e forte“ durch ein wegloses, finsteres Dickicht abgeblühter Doktrinen, stacheliger Syllogismen und historischen Unkrautes sich immer wieder zum geistig-sinnlichen Gehalt durchringen muß. Mit dem scharfen Blick des Feindes hat Voltaire im Jahrhundert der Aufklärung die Lüge dieses unaufrichtigen Dante-Enthusiasmus gekennzeichnet, wenn er im „Dictionnaire“ spottet: „Die Italiener nennen ihn göttlich, aber er ist eine verborgene Gottheit. Sein Ruhm (sa réputation) wird im-

mer größer bestehen, weil man ihn nicht wirklich liest. Es gibt von ihm zwanzig Stellen, die man auswendig weiß, und dies reicht hin, sich die weitere Mühe des Lesens zu ersparen". In dieser Bosheit des Nur-Klugen, der eingeborenen Gegenwehr des Klargeistigen gegen den Mystiker, den Gläubig-Dunkeln ist nun gewiß eine halbe Wahrheit geprägt: ein Dezennium nach seinem Tode schon hat Dante aufgehört, eine Lektüre zu sein, ist die „Divina Commedia" eine Exegese geworden. Kaum fünfzig Jahre deckt die Grabplatte in Ravenna den heimgewanderten Pilger, und schon erläutern vier Universitäten Italiens seine Texte, die Commedia wird gedeutet, erklärt, textiert und transponiert wie die Bibel, der Talmud, der Koran, und schließlich selbst als göttliche Inspiration, als heiliges Buch empfunden, als „sacro poema al quale ha porto mano cielo e terra". Aber dies Schicksal ist ja geheimnisvoll allen heiligen Büchern der Menschheit gemein, daß gerade, was ihnen den Odem einhauchte, der schöpferische Glaube, im Umschwung der Geschlechter verblüht und, was ihre Materie war, das Sinnlich-Profane, dichterisch den Geist überdauert. Was ist in Wahrheit von dem Alten Testament geblieben? Nicht das Deuteronom, das Gesetz, der starrgewordene Geist, sondern die Mythen und legendären Arabesken; Ruth und Hiob, die zarten Gedichte, sie sind ewiger als die Gesetzestafeln Mosis und der Tempelbau Aarons, von dem Riesenbau des Ramayana leben einzig die seligen Episoden Savitris, von Talmud und Koran ein paar bildgewordene Gleichnisse hinein in unsern geistigen Tag — alles andere ist geistig erstarrt, knisterndes Pergament, erhabener Schutt, in dem die Archäologen des Geistes nach dem ewig Verlorenen graben. Und so ist es auch in Dante nicht der theologische Zwiesinn, die katholische Metaphysik, sondern einzig das Profane, das seines eigenen Spruches spottet. Francesca und Ugolino, die Sünder, haben alle Flammen seiner erträumten Hölle

nicht aufzuzehren vermocht, indes die geläuterten Gestalten der Scholastiker in all ihren erhöhten Himmelssphären unserm Bewußtsein längst verblühten. Nur der Dichter Dante, nicht mehr der Richter reicht hinein in unser Gefühl, denn niemals vermögen wir uns geistig wieder zurückzuzwängen in diese dreigeteilte Welt, in dies — herrlich gehämmerte — eherne Schema von Schuld und Sünde und Strafe, nie die seelische Befremdung überwinden vor der moralischen Härte eines abgestorbenen Weltgesetzes, das die Freiheit der Natur, die Freiheit des Willens grausam verschneidet. Niemals können wir, die wir eine andere Universalität des Weltblicks, die naturhafte, von keiner Norm gebundene, ohne Gesetz das Unendliche umschlingende, die ewig wandelhafte und ewig irdisch fühlende Anschauung Goethes in unseren innersten Sinn gesogen, die Schreckbilder jener Hölle, die theologischen Träume von Dantes Paradiesen anders denn als Bilder, als Sinnbilder, als poetische Substanz sehen, die Geste zwar ehrend, mit der hier ein einziger Dichter, ein anderer Atlas, die ganze mittelalterliche Welt auf seinen Schultern trägt, immer aber uns selbst bewußt, daß dieser Heros mit herrlicher Geste der Kraft einen ausgekühlten, abgestorbenen Kosmos über die Zeit hinausstemmt, eine Welt nicht mehr unseres Fühlens und unseres Lebens.

Mag aber der Geist sich befremden, das Gefühl am Abgestorbenen jenes Glaubens sich erkühlen, ewig erschüttert, ewig ergriffen bleibt doch unser Aufblick vor diesem erhabensten mittelalterlichen Dom, diesem meisterlichsten Kunstwerk unserer abendländischen Welt. Unendlich ist die Lust, ihn zu umwandern, die steingestaltete Kühnheit des Planes, den in die höchsten Himmel steigenden Griff seiner Türme, die gleichsam sphärisch tönende Rhythmik seiner Maße, den blanken sprachlichen Marmor der ewig unverrückbaren Quadern als ein nie mehr Erreichtes zu bestaunen.

Erst wenn wir durch den kreuzgewölbten Portikus nach innen treten in die Mystik seiner geistigen Räume, fröstelt uns Kühle von Jahrhunderten her an, Gräberluft und abgekalteter Weihrauch. Denn die Bilder seiner theologischen Gestalten sind gedunkelt, die Namensinschriften auf den Sargplatten abgeschliffen, nicht mehr braust die große Orgel des Glaubens durch das getürmte Gequader: Denkmal, Kunstbau, heroisch versteinerte Vergangenheit ist sein Werk, der herrliche Sarkophag des christlichen Mittelalters, ein Grabmal, groß wie die Pyramiden, das Parthenon und Notre-Dame, wo auch über einem toten Gedanken sein ewiges Bildnis gebaut ist. Außen strömt, chaotisch bewegt, das lebendige Leben weiter im Wind neuen Wahns, neuer Worte: er aber, Dante, der Dom, ruht in sich selbst, ein erstarrter Gedanke Gottes auf lateinischer Erde. Heilig ragt er und ruht, wie nur das Vollendete ruht: seine metallene Glocke zählt nicht mehr unsere Stunde, seine Uhr mißt nicht mehr unsere Zeit. Er weiß nichts von uns, so tief wandern wir unter ihm, wenig wissen wir von seinen letzten Worten, so hoch spricht er sie in den Himmel hinein. An seiner Dauer zerschellen die Jahre, an seinem Maße verwehen die Worte: nur die Ewigkeit, diese unfaßbarste Idee unserer Menschheit, ist ihm Widerpart und Gleichnis.

* * *

RAINER MARIA RILKE

MICHELANGELO-ÜBERTRAGUNGEN

Das einundvierzigste Sonett

DER, welcher, nicht aus irgendeinem Dinge,
die Zeit erschuf, die vorher war für keinen,
teilte sie so, daß hier die Sonne ginge,
und nahe neben hat der Mond zu scheinen.

Sofort entstand, aus jedem Boden brechend,
Geschick und Zufall auf den beiden Seiten,

und mir bestimmte man die Dunkelheiten
meiner Geburt und Wiegenzeit entsprechend.

Und so wie einer, der sich selber äfft,
noch dunkler wird, wenn schon die Nacht genügte,
beklag ich noch mein schwärzliches Geschäft.

Doch ward mir Trost gewährt: es tagt mir heiter,
seit sich zu meiner Nacht die Sonne fügte,
die dir gegeben wurde zum Begleiter.

Das siebenundsechzigste Sonett

Kein irdisch Ding ist schlechter und verschmähter,
als ich mich fühle ohne dich und bin,
so muß beim starken Drang der schwache Täter
Verzeihung flehn, sein Atem reicht nicht hin.

Wirf mir die Kette zu, daran die Dinge
des Himmels hängen, Herr; den Glauben mein' ich;
wie ich mich sporne und mich zu ihm zwinge,
er wird, durch meine Schuld, in mir nicht einig.

Die Seltenheit der Gabe aller Gaben
macht sie noch größer; auch ist ohne sie
kein friedliches Genügen hier zu haben.

Du geiztest nicht, daß sich dein Blut ergösse,
doch welche Milde meintest du, wenn nie
ein andrer Schlüssel uns den Himmel schlösse?

Das neunundsechzigste Sonett

Des Todes sicher, nicht der Stunde, wann.
Das Leben kurz, und wenig komm ich weiter;
den Sinnen zwar scheint diese Wohnung heiter,
der Seele nicht, sie bittet mich: stirb an.

Die Welt ist blind, auch Beispiel kam empor,
dem bessere Gebräuche unterlagen;
das Licht verlosch und mit ihm alles Wagen;
das Falsche frohlockt, Wahrheit dringt nicht vor.

Ach, wann, Herr, gibst du das, was die erhoffen,
die dir vertraun? Mehr Zögern ist verderblich,
es knickt die Hoffnung, macht die Seele sterblich.

Was hast du ihnen soviel Licht verheißen,
wenn doch der Tod kommt, um sie hinzureißen
in jenem Stand, in dem er sie betroffen.

Das dreiundsiebzigste Sonett

Entgangen, Herr, der Bürde, die mir schwer
und unlieb war, getrennt von Erdensachen,
wend ich mich müd zu dir, ein schwacher Nachen
aus Stürmen in das milde ebne Meer.

Die Dornen, Nägel, beide deine Hände,
dein lindes Antlitz, das in Großmut scheue,
versprechen Gnade einer tiefen Reue
und Hoffnung, daß ihr Heil die Seele fände.

Daß nicht dein Aug dich richtend anschaun hieße
Vergangnes; daß ich, deines Ohrs Betrüber,
nicht fürchten müsse deines Arms Erhebung.

Dein Blut nur komme über mich und fließe
je mehr, je mehr ich älter werde, über
von Beistand und von völliger Vergebung.

Das fünfundsiebzigste Sonett

Ich wollte wollen, Herr, was ich nicht will:
vom Feuer trennt das Herz ein Schleier Eises
und dämpft die Glut; der Nachdruck des Beweises
fehlt meiner Feder, und das Blatt hält still.

Mit meiner Zunge lieb ich dich, und dann
beklag ich mich, die Liebe nicht zu spüren;
wo aber stürzt sie denn, durch welche Türen,
ins Herz und tut den schlechten Stolz in Bann.

Zerreiß den Schleier, du, o Herr, zerbrich
die Mauer, die mit ihrer Härte hindert,
daß sich dein Licht dem Irdischen verbinde.

Schick deiner Braut den Glanz, der kommt; daß ich
aufflammen kann, und, endlich unvermindert
von Zweifeln, dich allein das Herz empfinde.

* * *

VON DEN MACHANDELBOOM

Ein Kindermärchen in der Hamburger Volkssprache,
nacherzählt von
PHILIPP OTTO RUNGE

DAT is nu all lang her, woll twee Dusend Johr, do was dar een rik Mann, de hadde eene schoine frame Frou, un se hadden sik seer leef, hadden averst keene Kinner, se wünschten sik averst seer welke, un de Frou bedt so veel dorum Dag un Nacht, man se kregen keen un kregen keen. Vor eerem Huse was een Hoff, darup stund een Machandelboom, ünner den stünn de Frou eens in'n Winter un schalt sik eenen Appel — un as se sik den Appel so schalt, so snet se sik in'n Finger, und dat Bloot feel in den Snee. — „Ach," sed de Frou un süft so recht hoch up un sach dat Bloot vör sik an un was so recht wehmödig, „had ik doch een Kind, so rot as Bloot un so witt as Snee" — un as se dat sed, so wurd eer so recht fröhlich to Mode, eer was recht, as sull dat wat warden, dar ging se to den Huse, un ging een Maand hen, de Snee vörging, un twee Maand, dar was dat groin, un dree Maand, da kemen de Bloimer ut de Erde, un veer Maand, dar drungen sik alle Boimer in dat Holt, un de groinen Twige weeren all in eenanner wussen, dar

sungen de Vägelkens, dat dat ganze Holt schallt, un de Blöten feelen von de Boimer, dar was de fifte Maand weg, un se stand ünner den Machandelboom, de rook so schoin, do sprang eer dat Hart vör Freuden, un se feel up eere Knee un kande sik nich laten, un as de seste Maand vörbi was, dar warden de Früchte dick un stark, da ward se gans still, un de söbende Maand, da greep se na de Machandelbeeren un at se so nidsch, da ward se trurig un krank, dar ging de achte Maand hen, un se reep eeren Mann un weende un sed: „Wenn ik starve, so begrave mi ünner den Machandelboom", da wurde se gans getrost un freute sik, bett de neegte Maand vörbi was, dar kreeg se een Kind, so witt as Snee un so rot as Bloot, un as se dat sah, so freute se sik so, dat se sturv.

Dar begrob eer Mann se ünner den Machandelboom, un he fung an to weenen so seer, eene Tid lang, da ward dat wat sachter, un dor he noch wat weend hat, da heel he up, un noch eene Tid, do nahm he sik wedder eene Frou.

Mit de tweete Frou kreeg he eene Dochter, dat Kind äverst von de eerste Frou was een lüttje Söhn un was so rot as Bloot und so witt as Snee. Wenn de Frou eere Dochter so ansach, so had se se so leef, averst denn sach se den lüttjen Jung an, und dat ging eer so dorch 't Hart, un eer ducht, as stund he eer allen Weegen in'n Weeg, un dacht denn man jümmer, wo se eer Dochter all dat Vormögent towenden woll, un de Böse gav eer dat in, dat se den lüttjen Jung gans gram wurd un stöd em herüm von een Ek in de anner un bufft em hier un knufft em dar, so dat dat arme Kind jümmer in Angst war; wenn he denn ut de School kam, so had he keene ruhige Stede.

Eens was de Frou up de Kamer gahn, da kam de lüttje Dochter ok herup und sed: „Mutter, giv mi eenen Appel!" — „Ja, min Kind", sed de Frou un gav eer eenen schoinen Appel ut de Kist, de Kist averst had eenen groten swaren Deckel mit een groot scharp isern Slott. „Mutter!" sed de lüttje Dochter,

„schall Broder nich ok eenen hebben?" Dat vördröt de Frou, doch sed se: „Ja, wenn he ut de School kummt", un as se ut dat Finster gewaar wurde, dat he kam, so was dat recht, as wenn de Böse äver eer kam, un se grapst to un nahm eerer Dochter den Appel wedder weg un sed: „Du sust nich eer eenen hebben, as Broder!" Dar smeet se den Appel in de Kist und makt de Kist to, dar kam de lüttje Jung in der Dör, dar gav eer de Böse in, dat se fründlich to em sed: „Min Söhn, wist du eenen Appel hebben?" und sah em so hastig an. „Mutter!" sed de lüttje Jung, „watt sühst du gresig ut, ja, giv mi eenen Appel", dar was eer, as sull se em toriten. „Kumm mit mi," sed se un makt den Deckel up, „haal di eenen Appel herut", un so, as sik de Lüttjung henin bückt, so reet eer de Böse. Bratsch — sloog se den Deckel to, dat de Kopp affloog un ünner de roden Appel feel, dar äverleep eer de Angst un dacht, kund ik dat von mi bringen, dar ging se baben na eere Stuve na eeren Dragkasten un halt ut de bävelste Schuuflade eenen witten Dook un sett den Kopp wedder up den Hals und band den Halsdook so um, dat man nix sehn kund, un sett em vör de Dör op eenen Stool und gav em den Appel in de Hand.

Dar kam darna Marleenken to eere Mutter in de Köke, de stand bi den Für un had eenen Putt mit heet Water vör sik, den rührt se jümmer um. „Mutter," segd Marleenken, „Broder sitt vör de Dör un süht gans witt ut un het eenen Appel in de Hand, ik hev em beden, he soll mi den Appel geven, averst he antword mi nich, da ward mi gans graulich." — „Gah nochmal hen," segd de Mutter, „un wenn he di nich antworden will, so giv em eens an de Ooren", da ging Marleenken hen un sed: „Broder, giv mi den Appel", averst he sweeg still, dar gav se em eens up de Ooren, da feel de Kopp herün, daräver vorschrak se sik un füng an to weenen un to rauren un leep to eere Mutter un sed: „Ach Mutter, ik heb minen Broder den Kopp afslagen!" un weend un wull sik nich tofreden geben. „Marleenken," sed de Mutter,

„wat hest du dahn — äverst swig man still, dat keen Minsch markt, dat is nu doch nich to ännern, wi willen em in Sur koken“, dar nahm die Mutter den lüttjen Jungen un hackt em in Stücken, ded de in den Putt un kokt em in Sur. Marleenken averst stund darbi un weend un weend, un de Tranen feelen all in den Putt, un se brukten gar keen Solt.

Dar kam de Vader to Hus un sett sik to Disch un sed: „Wo is denn min Söhn?“ Dar drog de Mutter eene groote groote Schöttel up mit swart Sur, un Marleenken weend un kund sik nich hollen, da sed de Vader wedder: „Wo is denn min Söhn?“ — „Ach,“ segd de Mutter, „he is avert Land gahn, na Mütten eer groot Öhm, he wull dar wat bliven.“ — „Wat deiht he denn dar? un het mi nich mal adjüs segd.“ — „O! he wuld geer hen un bedt mi, ob he dar woll sechs Weken bliven kunn, he is jo woll dar uphapen.“ — „Ach,“ sed de Mann, „mi is so recht trurig, dat is doch nich recht, he had mi doch adjüs seggen schullt“, mit des fung he an to eeten un sed: „Marleenken, wat weenst du? Broder wart woll wedder kam; ach Frou,“ sed he do, „wat smeckt mi dat Eeten schoin, giv mi meer“, un je meer he at, je meer wuld he hebben un sed: „Gevt mi meer, gi söllt nix darof hebben, dat is, as wenn dat all min wer“, un he at un at, un de Knoken smeet he all ünner den Disch, bet he allns up had. Marleenken averst ging hen na eere Kommode un nahm ut de ünnerste Schuuf eeren besten siden Dook un halt all de Beenken un Knoken ünner den Disch herut un bund se in den siden Dook un droog se vör de Dör un weende eere blödigen Tranen, dar led se se ünner den Machandelboom in dat groine Gras, un as se se darhen legd had, so was eer mit eenmal so recht licht un weende nich meer, do füng de Machandelboom an, sik to bewegen, un de Twige deden sik jümmer so recht von eenanner un wedder to hope, so recht as wenn sik eene so recht freut un mit de Handen so deit, mit des so ging dar so'n Nebel von den Boom, un recht in den Nebel, da brennt dat as

Für, un ut dat Für dar floog so'n schoinen Vagel herut, de sung so herrlich un floog hoch in de Luft, un as he weg was, dor war de Machandelboom as he vorheer west war, un de Dook mit de Knoken war weg — Marleenken averst war so recht licht un vergnoigt, recht as wenn de Broder noch leeft, dar ging se wedder gans lustig in dat Hus bi Disch un at.

De Vagel averst floog weg un sett sik up eenen Goldsmidt sin Hus un füng an to singen:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, der Marleenichen —
Sucht alle meine Beenichen
Und bindt si in ein seiden Tuch,
Legts unter den Machandelboom.
Kiwitt! Kiwitt! ach, wat een schoin Vagel bin ik."

De Goldsmidt sat in sine Warkstede un makt eene goldne Kede, dar hörd he den Vagel, de up sin Dak sat un sung, un dat dünkt em so schoin, dar stun he up, un as he aver den Süll ging, so vörloor he eenen Tüffel, he ging äver so recht midden op de Straate eenen Tüffel un een Sok an, sin Schortfell had he vör un in de een Hand had he de golden Kede un in de anner de Tang, un de Sünn scheint so hell up de Straate, dar ging he recht so stahn un sach den Vagel an: „Vagel!" segd he do, „wo schoin kannst du singen, sing mi dat Stück nochmal." — „Nee," segd de Vagel, „tweemal sing ik nich umsünst, giv mi de golden Kede, so will ik dejt nochmal singen." Da segd de Goldsmidt: „Hest du de golden Kede, nu sing mi dat nochmal", dor kam de Vagel un nahm de golden Ked so in de rechte Krall un ging vör den Goldsmidt un sung:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß" usw.

Dar flog de Vagel weg na eenen Schoster un sett sik up den sin Dak un sang:

„Mein Mutter, der mich schlacht“ usw.

De Schoster hörd dat un leep vor sin Dör, in Hemdsarmel, un sach na sin Dak un mußt de Hand vör de Ogen holln, dat de Sünn em nich blendt. „Vagel,“ segd he, „wat kannst du schoin singen“ — da reep he in sin Dör herin: „Frou, kumm mal herut, dar is een Vagel, süh mal, der Vagel de kann mal schoin singen“, da reep he sin Dochter un Kinner un Gesellen, Jung un Magd, un keemen all up de Straat un segen den Vagel an, wo he schoin weer, un he had so recht rode un groine Feddern, un um den Hals was dat as luter Gold, un de Ogen blickten em in Kopp as Steern. „Vagel,“ sed de Schoster, „nu sing mi dat Stück nochmal.“ — „Nee,“ segd de Vagel, „tweemal sing ik nich umsünst, du mußt mi wat schenken.“ — „Frou,“ sed de Mann, „gah na den Böhn up den bävelsten Boord, da stahn een paar rode Schö, de bring herün.“ Dar ging de Frou na un halt de Schö. „Da, Vagel,“ sed de Mann, „un sing mi dat Stück nochmal“, dar kam de Vagel un nahm de Schö in de linke Klau un floog wedder up dat Dak un sung:

„Mein Mutter, der mich schlacht“ usw.,

un as he utsungen had, so floog he weg, de Kede had he in de rechte un de Schö in de linke Klau, un he floog wiit weg na eene Mähl, un de Mähl ging klippe klappe — klippe klappe — klippe klappe, un in de Mähl dar seten twintig Mählenbursen, de hauten eenen Steen un hackten hick hack — hick hack — hick hack, un de Mähl ging darto klippe klappe — klippe klappe usw. Dar ging de Vagel up eenen Lindenboom sitten, de vor de Mähl stünn, un sung:

„Mein Mutter, der mich schlacht“,

da hörte een up:

„Mein Vater, der mich aß“,

da hörten noch tween up un hörten dat:

„Mein Schwester, der Marleenichen“,

dar hörten wedder veer up:

„Sucht alle meine Beenichen
Un bindt si in ein seiden Tuch“,

und hackten noch man acht:

„Legt's unter“

un noch man five:

„den Machandelboom.“

un noch man een:

„Kiwitt, kiwitt, ach wat een schoin Vagel bin ik.“

Dar heel de letzte ok up un had dat letzte noch hörd. „Vagel,“ segd he, „wat singst du schoin, laat mi dat ok hören, sing mi dat nochmal.“ — „Nee,“ segd de Vagel, „tweemal sing ik nich umsünst, giv mi den Mählensteen, so will ik dat nochmal singen.“ — „Ja,“ segd he, „wenn he mi alleen hörd, so sust du em hebben.“ — „Ja,“ seden de annern, „wenn he nochmal singt, so sall he em hebben.“ Dar kam de Vagel herün, un de Möllers fatten all twintig mit Böm an un börten den Steen up: Hu uh up! hu uh uhp — hu uuh uhp, dar stak de Vagel den Hals dör dat Lok un nahm em üm as eenen Kragen un floog wedder up den Boom un sung:

Mein Mutter, der mich schlacht“ usw.,

un as he dat utsungen had, da ded he de Flünk von eenanner und had in de rechte Klau de Kede un in de linke de Schö un üm den Hals den Mählensteen un floog wiit weg na sines Vaders Huse. —

In de Stuve sat de Vader, de Moder un Marleenken bi Disch, un de Vader sed: „Ach, wat wart mi licht, mi is recht so good to Mode.“ — „Nee!“ sed de Moder, „mi is so angst, so recht, as wenn een swar Gewitter kümmt.“ Marleenken averst sat un weend un weend, dar kam de Vagel anflegen, un so, as he sik up dat Dak sett: „Ach!“ segd de Vader, „mi is so recht freudig, un de Sünn schiint buten so schoin, mi is recht, as süll ik eenen ollen Bekannten wedder seen.“ — „Nee!“ sed de Frou, „mi is so angst, de Teene klappern mi, un dat is mi

as Für in de Adern", un se reet sik eer Lifken up un so meer, averst Marleenken sat in een Ek un weende un hed eeren Platen vor de Ogen un weende den Platen gans meßnatt, dar sett sik de Vagel up den Machandelboom un sung:

„Mein Mutter, der mich schlacht",

dar hel de Mutter de Ooren to un kneep de Ogen to un wuld nich seen un hören, aver dat bruste eer in de Ooren as de allerstarkst Storm, un de Ogen brennten eer un zacken as Blitz:

„Mein Vater, der mich aß".

„Ach, Moder!" sed de Mann, „dar is een schoin Vagel, de singt so herrlich, de Sünn schiint so warm, un dat räkt as luter Zinnemamen:

„Mein Schwester, der Marleenichen",

dar led Marleenken den Kopp up de Knee un weende in eens weg, de Mann äverst sed: „Ik gah herut, ik mut den Vagel dicht bi seen." — „Ach, gah nich," sed de Frou, „mi is, as bevt dat ganse Hus un stünn in Flammen", äver der Mann ging herut un sach den Vagel an:

„Sucht alle meine Beenichen
Und bindt si in ein seiden Tuch,
Legts unter den Machandelboom.
Kiwitt, kiwitt, ach wat een schoin Vagel bin ik."

Mit den leet de Vagel de golden Kede fallen, un se feel den Mann jüst um den Hals, so recht hier herüm, dat se recht so schoin paßt, dar ging he herin un sed: „Süh, wat is dat vor een schoin Vagel, hat mi so ne schoine goldne Kede schenkt, un süht so schoine ut." De Frou aver was so angst un feel langst in de Stuve hen, un de Mütz feel eer von den Kopp — dar sung de Vagel wedder:

„Mein Mutter, der mich schlacht".

„Ach, dat ik dusend Fuder unner de Erde weer, dat ik dat nich hören sull":

„Mein Vater, der mich aß“,
dar feel de Frou vor doot nedder:
„Mein Schwester, der Marleenichen —“
„Ach,“ sed Marleenken, „ik will ook herut gahn un seen, op de Vagel mi wat schenkt.“ Dar ging se herut:
„Sucht alle meine Beenichen
Und bindt si in ein seiden Tuch,“
dar smeet he de Schö herün:
„Legts unter den Machandelboom.
Kiwitt, kiwitt, ach wat een schoin Vagel bin ik.“

Da was eer so licht un fröhlich, dar truk se de neien roden Schö an un danst un sprüng herin. „Ach,“ segd se, „ik was so trurig, as ik herut ging, un nu is mi so licht, dat is mal een herrlichen Vagel, het mi een paar rode Schö schenkt.“ — „Nee,“ sed de Frou un sprang up, un de Haar stunden eer to Barge as Fürs Flammen, „mi is, as sull de Welt ünnergahn, ik will ok herut, op mi lichter warden sull.“ Nu, as se ut de Dör kam — bratsch! — smeet eer de Vagel de Mählensteen up den Kopp, dat se gans tomatscht wurr, de Vader un Marleenken hörden dat un gingen herut, dar ging een Damp un Flamm un Für up von de Sted, un as dat vorbi was, da stand de lüttje Broder, un he nahm sinen Vader un Marleenken bi de Hand un weeren all dree so recht vergnoigt un gingen in dat Hus bi Disch un eeten.

* * *

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

ZWEI GEDICHTE

SIND die Tage verrauscht, deren uns keiner sonst
Ab schied ohne Geschenk? Welkte der Lenz, da wir
Jedem Hauche des Lebens
Tausendfältig erwiderten?

Fern mit goldnem Gewölk flügelnd gen Untergang
Grüßtest, Scheidende, du wirklich zum letztenmal?

Lässest, Sonnengefährtin,
Uns hier Töne beraubt und Trosts?

Träumt einsamer als je selbst des erheiternden
Lieds geselligen Traum nimmer dies Herz? — Dein Kranz
Wartet über der Pforte,
Überm Herde das Scheit umsonst?

Weh, mit Jahren und Tag häuft die befremdliche
Viel erstickenden Schutt über das Herz, die Schuld!
Doch, ich weiß es, ein Lächeln
Scheucht die dumpfen Dämonen fort.

Komm! Schon grauet der Tag über die Wipfel her,
Komm! Vom grünen Gewölb stürzte die Nacht. O laß
Nicht der Kunde verwaist mich
Gottlos unter dem Pöbel stehn! —

* * *

EINSAM tagehinaus, nächtehinaus
sinnet das Herz und schweigt;
Schweigt. Ihm wecket der Herbst
wipfelherab herberen Hauch umsonst.
Längst ward droben im Laub
Wechselgesangs lockende Fistel stumm,
Längst auf brachem Gefild, stoppelgemäht
feiert der Wachtel Ruf.

Kühn ins kältere Blau, über dem Fluß
silberner Störche Schwarm
Hob schon rauschenden Flugs, reisegemut
rudernde Schwingen auf.
Folgt, o folget dem Licht, folget des Jahrs
lachender Spur! — Doch uns
Klanglos altre die Flur, altre das Herz
währendem Winter zu.

ALBRECHT SCHAEFFER

WITIKO

Gleichzeitig mit diesem Aufsatz erscheint im Anschluß an unsere bisherigen Stifter-Ausgaben und in derselben Ausstattung wie sie ein von allen Freunden Stifters immer und immer wieder begehrter Neudruck des Romans „Witiko“, der den meisten bei der kaum glaublichen Seltenheit des ersten und bisher einzigen Druckes nur vom Hörensagen bekannt war.

So viel scheint mir nach der Lektüre dieses höchst überraschenden, ja wunderbaren Buches gewiß: daß das in Vergessenheit geratene dem wirkenden Dasein wiedergegeben werden müßte, selbst wenn es minder reich wäre an Einzelvorzügen, minder fesselnd und schön: allein um seiner Einzigartigkeit willen. Denn allerdings ist mir in den Literaturen der europäischen Völker, soweit ich sagen kann, daß ich sie kenne, nicht ein einziges Werk bekannt, dessen Form mit der dieses Werkes gemeinsame Züge aufwiese. Hier ist alles anders; und ein solches Anderssein ist es, daß es wunderbar, ja recht als ein Wunder anmutet: es scheint den uns bekannten Gesetzen künstlerischer Hervorbringung nicht unterworfen, so wie das Wunder des Heiligen den Naturgesetzen widerspricht. Dies ist eine Sache, die auch kennen gelernt noch wie unbekannt bleibt; sich nicht einreihen läßt ins Erfahrene; und die trotz ihres einfachen Charakters — nichts weiter als ein „historischer“ Roman aus der Geschichte Böhmens — eines so bestimmten und gesonderten, vom Tumulte der Weltliteratur, in dem uns Hören und Sehen zuzeiten vergeht, so abgelegenen, unendlich vereinsamten Wesens ist, daß es sich kaum begreifen, nur immer wieder bestaunen läßt.

Glaube man auch nicht, Stifter, den bekannten Verfasser der „Studien“, hier zu finden; dies ist ein anderer Stifter, vielleicht der Meister, dem die Studien waren, was er sie nannte: Studien, Bemühungen und Versuche zur Erlernung

der in diesem Werk vollkommen reinlich erhobenen Form. Man erwarte nicht die beschreibende Kunst des „Hochwalds", nicht jene Zauber der Natur, der Fernsichten, des Mondenlichts, im geschliffenen Spiegel gefangen; man erwarte keine Überraschungen, Einzelentzückungen, Traurigkeiten des Herzens, noch Unendlichkeiten der Seele; man erwarte keinen Schein mehr von Kunst. Die letzte Einfachheit erwarte man, die äußerste Schlichtheit, die erreichteste Kargheit des Worts, — welches aber so gültig und so voll, so eingewachsen, gerade und atmend ist, von einer so vollkommenen Reinigung wie des Himmels nach dem Gewitter, wo über der noch verhaltenen Natur noch kein Geruch ist in der Luft als der von Reinlichkeit und Erfrischung.

Des wolkenlos reinen Himmels. Hölderlins „heilige Nüchternheit", diese sei die erwartete. Die heilige Nüchternheit eines Sonntagmorgens, wenn die im Gebete gereinigte Brust des Frommen gefaßt ist, aufzunehmen die unendliche Wolkenlosigkeit der Frühe, über den kaum sich bewegenden Kornfeldern das Schweigen der schon sich erwärmenden Lüfte, und aus der heiligen Leere des überall offenen Raumes die leise Stimme der Lerche, endlosen, immer gleichen, in die Ewigkeit sich hineinsingenden Jubeltons. Oh ja, höre man über dem gleichmäßigen Wandern der Druckzeilen und ihrer Berichte das Reine tönen mit der Stimme der Felderlerche. — Oder fürchtet man, sich zu langweilen? Ganz gewiß: wer sich langweilen kann in diesen ernsten Gefilden, der wird es tun. Er findet hier keine Reizungen; hier ist die Nüchternheit: der graue Krug von Stein, das Wasser vom Quell, ohne Ring die Hand, die es bietet, im Gruß kaum ein Lächeln, — und blickst du über den stumpfen Rand des Gefäßes, so wirst du im Dunkel auf der Flut nur das Blatt einer Hagerose schwimmen sehn, tiefer blickend den Widerschein des Himmels; langsam schiebt sich ein Weißes ins Dunkel des Grundes, die

reine Gestalt der Wolke, — und so beginnt der einfache Zug der Gesichte . . .

Zwei Eigenschaften machen das Wesen des Ganzen aus, so glücklich einfach wie ihre sich reimenden Namen: Reinheit und Einheit. Reinheit aller Sinne und der Gesinnung, Reinheit des Empfindens, Reinheit der Kontur und der Farbe, der Gestaltung; eine solche Reinheit, daß ihr Duft zu berauschen vermag wie der Duft aus der Schattenkühle eines Schrankes voll Leinzeug, voll aufgesparter, ursprünglich naturhafter Frische, die uns anatmet, ein inbrünstig starkes Arom, rein, kräftig, ruhig, aber innerlich machtvoll wie der Odem eines arkadischen Flurgotts. Die reinen Dinge, die Pflanze Flachs, der kunstlose Rocken, der uralte Webstuhl und das Wasser und die Sonne des Himmels: die wirkten zusammen die edle Köstlichkeit des Gewebes. Wie in ihm Faden bei Faden, so kannst du dahier Wort neben Wort und Satz an Satz zählen, Reihe an Reihe, im Gleichmaß unwandelbar, in vollkommner Gelassenheit, Figur an Figur so kunstlos, so aus sich selber sich verflechtend, aneinander sich haltend wie die kunstlos aus einem Faden geschlungenen Maschen eines Strickzeugs, aneinander sich haltend so mühelos leicht, wie sich die Liebenden halten mit einem Lächeln. Eine Flut rinnt so ununterbrochen und unaufhaltsam wie aus dem Mund der Erde in die unkünstlich geformte Schale: was vom Himmel fiel, in den Erdboden drang, was hundert Male gefiltert durch Unkraut und Ungeziefer, durch Verwesendes und Totes, durch Gestein und Gesinter und Gase, gesammelt wieder heraufstieg und im silbernen Bande des Quells über die Schale fällt: oh, das vollkommen Gereinigte — wie ist es rein! — Nun vergiß deine Zeit, deine Umwelt, dich selbst; alle deine Begriffe und Gesetze wie deine Wünsche bleiben hier unbeachtet. Keine Steigerungen findest du hier, keine Gipfelungen; niemalen nur die geringste Verschlingung, ge-

schweige Verstrickung oder Verwirrung. Ja ist hier Ja, Nein ist hier Nein.

Denn es ist die vollkommene Einheit. Deine Verwickelungen und Verästelungen, deine Flutungen und Ballungen, der Nachtkampf aller Gegensätze, Bewußtsein und Unterbewußtsein, Verschleierung, Unterdrückung, deine Verfinsterungen und Verworrenheiten, deine „Probleme“, ja, dein Schmerz, deine Erschütterungen, deine Nöte, der ganze Dostojewski, ja, der ganze gordische Knoten, den du Seele nennst: von alledem weiß hier weder der Meister noch die Vernunft seiner Geschöpfe. Hier sind Denken, Empfinden, Reden, Handeln allezeit eins. Was jemand dachte, erscheint, indem er es tut; was jemand empfand, indem er es sagt. Wer spricht, hat etwas zu erklären; wer handelt, spricht nicht. Und die Farben, die uns gezeigt werden, sind die der Natur, ihr Grün und ihr Braun, ihr Gelb und ihr Blau und ihr Rot. Wie sie nicht gebrochen oder gewandelt werden, so finden keine Erregungen statt. Ein Auge unerschütterlich gleichen, steten, ruhigen Blicks sieht dich so klar an wie der Spiegel des Bergsees. Du wirst Seiten lesen und nichts tun, als einen Reiter auf seinem einsamen Wege durch Wälder und über Berge, über einen Strom, an einem Meiler, einem Dorf, einer Kapelle vorüber begleiten, und auf diesem Wege wird kein Wort fallen, kein Gefühl sich regen, kein Gedanke sich bilden. Ein Trunk aus dem Bache, das ist eine Handlung, und mitunter wird der Reiter halten und einen Ausblick tun von der Höhe des Berges zu anderen Bergen, in Täler, und du wirst alles mit den genauen Namen genannt hören, die Moldau und die Ils, diese Höhe und jene. Du wirst erfahren, um welche Tageszeit gerastet wird und wann wieder aufgebrochen, wie es Abend wird, wie die Nacht vergeht und mit dem Morgen ein neuer Tag des Reitens, des Reisens und der Wälder anbricht. Endlich wird das Ziel da sein, ein Haus auf einem Plan, und

Schritt um Schritt, Gebärde um Gebärde, Handlung um Handlung wirst du erfahren, wie dem Kömmling aufgetan, wie er begrüßt wird, und wie er grüßt, wie er absitzt, und was er zuerst tut, wie er ins Haus geht, wie er die Kappe abnimmt und wie er das erste Wort spricht.

Ein andermal wird Versammlung sein. In ihr wird es keine Charaktere geben, sondern nur Gestalten, einen Alten und einen Jugendlichen, einen Greis in weißen Haaren und einen besonders alten, einen blonden Jüngling und einen braunen, einen Mann mit einem Bart und einen in rauher Wolle, einen mit einer roten Feder an der Kappe, einen mit einer weißen, einen mit einer Geierfeder. So werden sie beschrieben. Du wirst sie sprechen hören, was klar ist, was sich nur auf eine Weise verstehn läßt, was weder Hinter- noch Vorgrund hat, was da ist. Ich sage voraus, daß du dir von dieser Schlichtheit keinen Begriff und kein Bild machen kannst, bevor du sie erfahren hast. Aber in dieser äußersten Schlichtheit, nachdem alle Schalen und Hüllen gefallen sind, die du sonst kennst, die des Eindrucks, der Stimmung, der Stunde, der Leidenschaft, der kunstvollen Darstellung: wirst du die Dinge sehen wie Kerne, so weiß, so blank, so geschält, jedes Kleid, jede Waffe, das Steinhaus und das Blockhaus, die Truhen und die Tische, die getäfelten Zimmer und die mit Seide ausgeschlagenen, die Gasttafel, das Geschirr und die Speisen, und so jede Bewegung, jede Rede, jeden Gedanken, jedes Wort. Nein, keine Attribute, keine Beschreibungen, kein Reiz, kein Versuch, dich anzuziehn, auf dich zu wirken, — sondern wie in der Natur steht jedes Ding, wie es auftaucht, in seiner schlichten, untrüglichen Erscheinung. Jedes, wie in der Natur, sagt nur sich an, sieht dich nur an, es erscheint, und was dir seine Erscheinung sein soll, das wisse du selber. Wie aber die Erscheinung der Dinge, so auch ihr Wesen; es ist alles wie Stein, wie Metall, wie Holz: durch und durch, und wenn

du es ritztest oder zerteiltest, du würdest denselben Stoff finden, am äußersten Rand und im innersten Kern.

Es hat Historienerzähler gegeben, die uns in entrückte Zeiten zu versetzen suchten durch ein Feierlich- oder Altertümlichmachen der Ausdrucks- und Redeweise; indem sie die Negation voranstellten, Ihr setzten für Du und den sogenannten poetischen Genitiv im prosaischen Satz: Nicht, Herr, werdet Ihr des Panzers Schnallen lösen ... Hier wird vielmehr die vollkommene Erscheinung einer entrückten Zeit durch weiter kein Mittel erreicht als das der Einfachheit, Geradheit, Kargheit. Wenn wir heute glauben, im Denken und Fühlen, Aussprechen und Ausführen ein Höchstmaß der Vielheit in gleicher Zeit und der Schnelligkeit erreicht zu haben, so wissen wir zwar nicht, ob die Menschen früherer Zeiten, die den Vergleich mit unserer Zukunft nicht hatten, nicht dasselbe von sich glaubten. Doch hat es, wenn wir die Sprachen zurückliegender Zeiten betrachten, den Anschein, als sei damals langsamer gesprochen und also auch gedacht und gehandelt worden, und wir machen uns die Vorstellung von einer Einfältigkeit des Denkens und Empfindens, aus der unsere Vielfältigkeit durch Spaltung entstand. Übrigens dürfte diese Frage, ob schnell, ob langsam, vor tausend Jahren die Gemüter noch kaum bewegt haben; daß also Gedanke und Rede in keiner relativen Langsamkeit oder Schnelle, sondern sich in einem absoluten Zustande der Gemäßheit bewegten; Gemäßheit für den Gehalt und also für Charakter, Temperament oder Vernunft des Denkenden oder Redenden. Und dieser Eindruck des Natur-Gemäßen und durch ihn die Vorstellung einer historischen, einer lange vergangenen Welt, diese wird von dem Dichter in vollendeter Weise erweckt.

So beginne denn, wer ihrer teilhaftig werden will, zu lesen. Ich habe, was alles Lichtheit in diesem Werke ist, zu zeigen versucht; ohne Schatten nichts Leuchtendes, das versteht sich

von selbst. Doch hoffe ich, daß der reine, edle, heilig vernünftige Ton dieses Saitenspiels noch heute vernommen werden wird, und daß er denn seine eigentliche große Güte übe: zu glätten, zu stillen, zu sänftigen, was in fiebernder Zeit, Maß und Grenzen zersprengend, uns unerträglich durchbraust: das Leben.

* * *

ALEXANDER LERNET-HOLENIA

KÖNIG VON AÏ

SEINE Bedienten hoben ihn
wie ein Zerbrechlichstes bis an
den Rand des Betts und reichten ihm ein Hemd,
in Wohlgeruch getränkt, den Latz
mit aufgenähten Perlen ganz verbrämt
und silberunterwebten Spitzen an
dem Hals und Ärmeln, köstlich wie ein Schatz,
mit Silberblumen des Brokats
erschimmernd, aber leicht wie Luft,
und brachten ihm ein Becken mit Geruch
und wuschen ihm mit einem feuchten Tuch
Gesicht und Hände, da stieg solcher Duft
wie eines jungen Mädchens auf.
Doch hielt er ihnen leicht die Händ' hin, wie
gebräunte Pfirsiche, dran steckten sie
die Ringe, streuten Puder drauf
und reichten ihm die Strümpfe und
ein köstliches, durchbrochenes Gewand
aus siebenfach verschiedenem Gold
und mit Smaragden eingefaßt am Rand
und an den Nähten. Da war erst ein Grund
von zärtlichem und malvenfarbnem Gold,
darüber in ganz mattem Gold,

mit Perlen eingefaßt, erhaben ein-
gesticktes Blätterwerk mit bräunlichem
Geäst und pfirsichblütenfarbenem
Geäder, schimmernd aus hinein-
gewebten Fäden. Und der Grund
des Kleids durchbrochen und mit silbrigem,
unendlich köstlichem, antikischem
Geweb aus zartem Goldstoff und
drauf flachgesticktem, bräunlichem
und goldenem Rankenwerke unterlegt,
die Ärmel rötlich und mit Reihn
von grünlichen Türkisen ausgelegt,
doch um den Hals mit eingewobenem,
verschiedenfarbenem Gold, zwei Reihn
von Spitzen, draus des Königs Haupt und sein
mit Milch gewaschnes Antlitz sah,
wie einer schönen Jungfer. Aber in
den Schuhen ging er leicht dahin
und lächelte sehr zart. Da trugen ihm
die Diener Küraß, Handschuh, Hut und Schwert,
als er hinunterging und stieg zu Pferd
mit eines Engels Ungestüm.

* * *

EKSTATISCHE KONFESSIONEN

KATHARINA VON SIENA

Aus den Aufzeichnungen des Raimund von Capua, ihres Beichtvaters

ALS sie einmal, von vielen Schmerzen belastet, auf ihrem Bettlein lag und mit mir etliche ihr vom Herrn offenbarte Dinge zu besprechen begehrte, ließ sie mich im geheimen rufen. Und als ich zu ihr gekommen war und an ihrem Lager stand, begann sie, wiewohl fiebernd, nach der gewohnten Weise von Gott zu

reden und die Dinge zu erzählen, die ihr an diesem Tage offenbart worden waren. Da ich aber so Großes und Unerhörtes hörte, sprach ich in mir selber, der ersten vordem empfangenen Gnade uneingedenk und undankbar: „Vermeinst du, alle die Dinge, die sie sagt, seien wahr?" Und während ich so dachte und mich ihr, die redete, zukehrte, verwandelte sich in einem Augenblick ihr Angesicht in das Angesicht eines bärtigen Mannes, der, mich mit starren Augen betrachtend, mir einen großen Schrecken gab. Und das Antlitz war länglich, von mittlerem Alter, und hatte einen nicht langen Bart von der Farbe des Korns und wies im Anblick eine solche Majestät, daß es dadurch sich als der Erlöser offenbarte. Auch konnte ich dazumal kein anderes Angesicht unterscheiden als dieses. Und da ich, bestürzt und entsetzt, die Hände zu den Schultern gehoben, ausrief: „Wer ist es, der mich anschaut?", antwortete die Jungfrau: „Er, der ist." Als dies gesagt war, verschwand dieses Angesicht plötzlich, und ich sah deutlich die Züge der Jungfrau, die ich vorher nicht zu unterscheiden vermocht hatte.

Als sie einmal mit großer Inbrunst betete, sprechend mit dem Propheten: „Ein reines Herz schaffe mir, o Gott, und einen getreuen Geist erneure in meinem Innern", und sonderlich bat, daß der Herr ihr eignes Herz und ihren eignen Willen ihr nehme, tröstete er selber sie mit diesem Gesichte. Es erschien ihr, der ewige Bräutigam komme in gewohnter Art zu ihr, öffne ihre linke Seite, nehme ihr Herz heraus und scheide von ihr, sie aber bleibe gänzlich ohne Herz zurück. Dieses Gesicht war so nachhaltig und dem Gefühl des Fleisches so einträchtig, daß sie in der Beichte dem Beichtvater sagte, sie habe kein Herz mehr in der Brust; und da er ob dieses Wortes scherzte und scherzend sie in gewisser Weise tadelte, wiederholte sie, was sie gesagt hatte, und bestätigte es, sprechend: „In Wahrheit, Vater, soweit ich nach

dem körperlichen Gefühl erkennen kann, dünke ich mich des Herzens durchaus zu entbehren, da mir der Herr erschien, mir die linke Seite öffnete, das Herz herausnahm und schied." Und als er erwiderte, es sei unmöglich, daß sie ohne ein Herz leben könnte, erklärte die Jungfrau des Herrn, bei Gott sei kein Ding unmöglich, und sie glaube gewißlich, des Herzens beraubt zu sein. Und so wiederholte sie viele Tage das gleiche und sagte, sie lebe ohne Herz. Da sie aber eines Tages in der Kapelle der Brüder des Predigerordens zu Siena, wo sich die Schwestern zu versammeln pflegen, nach dem Fortgehen der andern im Gebete verblieben war und sodann, aus dem Schlafe der gewohnten Ablösung erwachend, sich erhob, um nach Hause zurückzukehren, erglänzte plötzlich rings um sie ein Licht des Himmels, und in dem Licht erschien ihr der Herr, der in seinen geweihten Händen ein rötliches und leuchtendes Menschenherz trug. Und da sie bei der Ankunft des Urhebers des Lichtes zitternd zur Erde fiel, nahte ihr der Herr, öffnete von neuem ihre linke Seite, legte jenes Herz hinein, das er in seinen Händen trug, und sprach: „Siehe, vielliebes Töchterlein, wie ich am andern Tage dir dein Herz genommen habe, so gebe ich dir jetzt mein Herz, mit dem du fortan leben wirst."

* * *

HANS ENGELBRECHT

NUN wie ich also in solchem Streit im Kampf lag, so traf mich mit der Weile der Tod an von unten auf; und ich lag und starb von unten auf; zwölf Stunden währte es, daß ich so starb, da ich ungefähr in acht Tagen nichts gegessen und getrunken hatte. Wie ich mich am Freitag niederlegte und krank ward, also am Donnerstag über acht Tage ungefähr, da starb ich. Den Donnerstag nachmittag um zwölf Uhr, da fühlte ich deutlich, daß mich der Tod von unten auf antrat; und starb also von unten auf, daß mein ganzer Leib so steif

war, daß ich nichts mehr fühlte von Händen und Füßen, ja nichts vom ganzen Leibe; und ich konnte auch endlich nichts mehr sprechen oder sehen; denn der Mund war mir so steif, ich konnte denselben nicht mehr auftun, und fühlte ihn nicht mehr, desgleichen auch die Augen, die brachen mir im Kopfe, daß ich es deutlich fühlte. Aber ich verstand gleichwohl, was sie mir vorbeteten, und hörte wohl, daß sie einer zum andern sagten: „Fühlet ihm doch an die Beine, wie steif und kalt sie ihm sind; es wird nun nicht lange mit ihm währen." Das hörte ich wohl, aber ich fühlte es nicht. Da der Wächter aber elf rief zu Mitternacht, das hörte ich noch wohl, und um zwölf um Mitternacht, da verging mir auch das leibliche Gehör.

Da deuchte mich, ich ward mit dem ganzen Leibe aufgenommen und ward schnell weggeführt, wie ein Pfeil von der Armbrust nicht tun kann: wie ich nachdem auch sonderlich danach fragte, ob mein Leib weggewesen wäre. Aber sie haben mir hernach gesagt, mein Leib wäre nicht weggewesen: wie lange aber meine Seele sei weggewesen, das haben sie so eigentlich nicht merken können. Doch so weit war ich gleichwohl vor ihren Augen tot gewesen, daß meine Mutter hatte das Hemd allbereits hergekriegt, und sie vermeinten mich anzukleiden: aber Gott hat es nicht haben wollen und hat ihnen ihre Augen verblendet, daß sie das nicht haben merken können, da meine Seele ist verzückt gewesen aus dem Leibe vor die Hölle und in den Himmel. Das ist gerade im Augenblick vor sich gegangen: denn Gott kann jemand im Augenblick mehr offenbaren und lehren, als man die Zeit seines Lebens aussprechen kann. Wie dieses Lernen zugeht, das kann kein Mensch mit seiner Vernunft begreifen; das ist übernatürlich im Geiste geschehen.

Wie lange aber meine Seele ist weggewesen, das weiß Gott und kein Mensch. Wäre meine Seele in der Freude und Herr-

lichkeit geblieben, mein Leib würde längst auf dem Kirchhof liegen. Aber zu Mitternacht, da der Wächter elf rief, da war die Entzückung noch nicht geschehen; da war ich steif und kalt und fühlte nichts von meinem Leibe, konnte auch nicht mehr sehen und sprechen, nur das leibliche Gehör hatte ich noch allein. Die umstehenden Leute, die bei mir waren, die haben die Zeit eben nicht merken können, da meine Seele vor der Hölle und im Himmel war. Da aber der Wächter zwölf rief, da war die Entzückung geschehen. Gleichwie ich denn von untenauf war gestorben, also lebte ich von oben an wieder auf, bis unten hinaus.

Da ich nun wieder aus der Klarheit geführt ward, da deuchte mich, ich wurde wieder mit meinem ganzen Leibe auf die Stätte gelegt, und da hörte ich erst leiblich wieder, daß sie mir etwas vorbeteten. Das Gehör war also das erste, das ich wieder bekam. Danach begann ich meine Augen zu fühlen, daß so allgemach allmählich und allmählich mein ganzer Leib wieder stark wurde. Und da ich denn meine Beine und Füße wieder fühlte, da stand ich wieder auf; und war so stark, als ich vormals mein Leben lang nicht gewesen war: so stark war ich von der himmlischen Freude, daß die Leute sehr darüber erschraken, daß ich in so geschwinder Eile wieder stark wurde.

Ich bin nur ein totes Instrument, wie eine steife Orgelpfeife; wenn nicht darauf geschlagen wird, kann sie nicht klingen. Also, wisset, bin auch ich gar steif und kalt gewesen und konnte nicht klingen: daß ich aber jetzt in dem Reden klinge, das regiert der heilige Geist, und ich nicht. Ich bin hier gelegen, wie ein toter Handschuh: wenn da keine Hand drin steckt, kann sich der Handschuh nicht regen und bewegen: aber wenn sich eine lebendige Hand darein steckt, kann sich der Handschuh regen. Aber der Handschuh regiert sich nicht, sondern die Hand, die in dem Handschuh steckt, die regt sich

in dem Handschuh und regiert den Handschuh: der Handschuh kann sich selber nicht regieren... So ist es auch mit mir. Ihr habt vor euren Augen mich hier liegen sehen, wie einen toten Handschuh, der sich nicht regen und bewegen kann: aber die lebendige Hand Gottes hat sich in mich gesteckt, in mein totes Fleisch und Blut, das gar steif und kalt war, und hat es wieder lebendig gemacht durch seine himmlische Kraft; und die allmächtige Hand Gottes regiert jetzt in mir, und ich nicht.

Aus dem Buche gleichen Titels.

★ ★ ★

THEOPHRASTUS PARACELSUS
VON DER WAHREN KUNST DER ÄRZTE

Vorrede zum Spitalbuch

Doctor Theophrastus allen Ärzten seinen Gruß

DAS Höchst, so wir Arzet an uns haben, ist die Kunst: Nachfolgend das dem gleich ist, ist die Liebe: Und deren zweien ist die Hoffnung ihr Beschluß. So nun das Höchst bei uns die Kunst ist, so steht derselbige Teil in denen hohen Dingen, nämlich, in dem Gewalt von oben herab, nachfolgend in unser Erfahrenheit, und zuletzt in der erfahrnen Anweisung. Jedoch so liegt das Hauptstuck in der Erfahrenheit der Kunst: Gleicherweis ists mit der Liebe, die auch in denen hohen Dingen begriffen wird: Das ist, daß wir diesen Gewalt aus der Liebe Gottes empfahen. Und zum andern, daß wirs in derselbigen Liebe wiederumb austeilen, dann aus ihme ist sie da, also durch uns soll sie gegen dem Dürftigen gehn. Und zum Dritten, daß wir dieselbige in solcher Liebe brauchen, als treffs uns selbs an. Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe: denn in welcher Maß die Liebe ist, dermaßen wird auch das Wetter über uns gehen: Das ist, ist unser Liebe groß, so werden wir große Frucht in der Arznei dadurch schaffen; wird sie bresthaftig sein, so werden unsere Frücht mangelhaftig funden. Dann die Liebe ist, die Kunst lernet, und außert-



Holzschnitt von Augustin Hirschvogel

halb derselbigen wird kein Arzt geboren. Also stehet auch die Hoffnung in denen hohen erfahrnen Dingen, das ist, daß wir unserer Kunst vertrauen sollen, und ein Hoffnung haben, daß sie nicht fehlen werde. Wo wir aber in der Hoffnung fehlen, so fehlen unsere Frücht: Ursach, wo die Hoffnung nicht ist, da ist ein gut Wissen, daß derselbige nichts kann. Dann der allein hofft, der es weiß. Der es nicht weiß, hofft nichts, sondern zweifelt. Der es weiß und hofft, der fehlt nicht, er zweifelt auch nicht, er wartet der Stunde, die ihm zu erfahren gibt, wie Gott den Kranken haben will. Dergleichen zum andern, so soll die Hoffnung unserer Künsten auch also stehen, daß wir sie aus Gott haben, und nicht von Menschen: Und derhalben dieweil wirs von Gott haben, so mögen wir hoffen. So wirs aber von Menschen haben, so wissen wir, daß nichts da zu hoffen ist, dann allein, soferr das Glück sein gut Treffen auf uns wenden will. Darumb soll die Hoffnung in Gott, und nicht in die Menschen Lehr gegründet sein: Dann Ursach, was ist der Mensch anders dann ein Fantast? Und zum Dritten, sollen wir das wissen, daß der Arzet so wunderbarlich wird, als Adam aus dem Leime. Und wie Adam zu Gott all sein Hoffnung hat, dann er wußte, daß nichts in ihm war, dann was aus Gott kam: Also auch der Arzt das wissen soll, daß sein Theorica, sein Physica, sein Practica, nichts anders in ihm ist, weder wie die Sprach Adae in Adam war, den niemands gelernet hett, als Gott allein: Also soll bei dem Arzt die Arznei gegründet und gelernet sein, so wunderbarlich, wie die Sprach in Adam. Dann als wenig wir mögen in eim Kraut sehen, was darinnen ist, als wenig mögen wir auch in einem Menschen sehen, was sein Natur begehrt. Was ist nun ein Mensch anders, dann daß er auswendig ein Ding siehet, und weiß nicht, was inwendig ist? Verborgen Ding in der Natur zu wissen, nimmt außerthalb der Natur sein Lehrmeister, aus welchen nachfolgend die Erfahrenheit wächst. Darumb, als

wenig wir in eim Kraut sehen können, als wenig in eim Menschen, was ihm anliegt. Gibt dem Arzt die Zung des Kranken etwas, so ists doch nichts Vollkommens: Dann wir mögen von uns selbs das wenigste Sämlin nit erfinden. Also geht der Gewalt des Arzts aus dem Höchsten, und nicht aus dem Wenigsten: Das ist, aus dem, der ihne beschaffen hat.

Also ihr Arzet, was ist uns nütze der Namb, der Titel, die Hohe Schul, so wir nicht die Kunst auch haben? Die Kunst machet den Arzet, nicht der Name, noch die Schul. Was ist uns nütz, daß wir groß ansehen und große Pomp führen, so wir die Kunst nicht können? Was ists, daß wir groß geachtet werden bei Fürsten, Herren, Städten und Ländern, daß man uns große Dignität, große Ehre und Zucht erbeut, so es kommt in die Stund der Not, daß wir sollten beschehene Ehre urbietig bezahlen, so wir die Kunst nicht haben? Welche ziert die Ehre, der Talar, der Ring ec. anderst weder diejenigen, die da mit ihrer Kunst solchs verantworten können? Nun wissen, Künst wachsen nicht in unsern Köpfen, dieweil wir nicht wissen, was in den Kräutern ist. Der Kunstgarten ist als ein Baumgarten: Künst werden bestätet durch die Erfahrenheit, und gelernet über die Natur. Nun aber die Bäum, so im Garten wachsen, wann sie abgestümmelt werden bis in den Grotzen, wem ist derselbig Baum nutz? Und sei der Grotz wie hübsch er wöll, so er mangelt der Äst, so ist kein Frucht in ihme. Und wie ein solcher Baum, der abgestümmelt ist bis an den Grotzen, also sein auch die Ärzt, die wachsen aus der menschlichen Fantasei, die sind abgestücklet, und geben kein Frucht von ihnen, allein der Grotz stehet in ihnen, das ist, die Zier des Haupts: Und wie man des Dolden oder Grotz am Baum nichts genießen kann, sondern allein zu einer Hoffart da stehet: Also stehen auch solche Arzet hie, die gestümmelt sind, das ist, daß niemands gesund machen, und sehen doch ihres Doldens und Grotzens halben gleich, als

sollte Frucht an ihnen wachsen. Nun wem ist ein solcher gestümmelter Baum nutz? Er gibt weder ihme selbs, noch andern Frucht, dann er ist allein in den Dolden oder Grotzen gezogen, nicht in die Äst, an welchen die Frücht wachsen. Darumb sehet an ein mehrer Gleichnuß: Wie eim fränkischen oder schwäbischen Roß ein Reuter den Schwanz abgehauen, dadurch zum Mutzen gemacht, auf daß er ihme einen starken, hübschen, hochfärtigen Rucken ziehe, also seiner Hoffart darauf mag statttun. Wann aber der Sommer kommt, so hat dieser Mutz nichts, damit er ihme der Fliegen wehre, muß also elendiglich seiner Hoffart entgelten, von wegen des Reuters Pracht. Also wir Arzt, so uns die Hoffart und die Pracht überfällt, so geschicht uns gleich wie dem schwäbischen Mutzen, wann Krankheit kommen, so haben wir kein Wadel, damit wirs vertreiben können, und müssen also von Krankheiten vexiert werden als das Roß von Brämen. Dann unsere Hoffart und Pracht, unser Pater noster und Ring, unser Namen und Titel, ist nichts, dann der Stumpf, so dem Mutzen am Ars bleibt, und der Schwanz, so gut wäre, ist nicht da. Solchs Fürhalten nehmet ihr Arzt dermaßen an, daß nichts anders der Arzet ist, dann die Kunst selbs, und die Kunst heißt der Arzt, der Mann nicht. Es mag einer wohl ein Doktor sein, und kein Arzt, mag auch wohl ein Arzt sein, und kein Doktor, als dann geschicht denen, die auf der Hoffart wachsen, und nicht auf der Kunst. Ist nun nichts wert noch nutz die Hoffart und der Pracht, deren die da zum Teil etwas können und beweisen mögen, was ists dann in denen, die garnichts ihrer Ehren und Hochfart können oder mögen verantworten? bei denen man merket und siehet, daß weder Gott noch der Arzt (den Gott beschaffen hat) nichts in sie haben gossen, so aus ihrer vermeinten Erfahrenheit, und vermeinten Weisheit wöllen der Arznei Meister sein. Wiewohl das ist, daß sie also sind gewachsen, als wann ein Bauer Korn gen Markt führet,

und ihme entfället ein Körnlein auf die Erden, nachfolgends fährt ein ander mit Mist oder Eselsdreck hernach, verzettet auf das Körnlin auch ein wenig, und also käme das Körnlin zu Früchten, wuchs ein Halm daraus mit einem leeren Äher: Dieser Halm siehet dem rechten Weizen auch gleich, aber es ist weit ein anders. Dermaßen wachsen dieselben Arzt: So sie ein Kranken gesund machen, ists nichts dann das Glück, als wann ein Blinder ein Schatz fünde. Das Fundament haben sie, daß das Schwert die Wunden machet, aber weiter wissen sie nichts mehr. Nun darf man das Schwert nicht arzneien, sonder die Natur ist der Arznei notdürftig, dieselbig erkennen sie nicht, sie kennen allein das Schwert. Wie soll aber ein Bauersmann pflanzen einen Baum, der da nicht kennt die Erden, der setzt es in ein Stein, oder auf ein Sand, was gerät, das gerät. Und wie also ein solcher Baum gemeiniglich ausdorret, gerät nicht wohl: Eben also geschichts gemeiniglich auch denen, die sie heilen, (geräts anderst so wohl), daß sie nachfolgends, wie ein solcher Baum verschwinden und hingehen: Das ist, ihnen ist alles widerwärtig, das anderer Nutz ist. Wie einem solchen ungeordneten Pflanzbaum weder Regen noch der Tau, noch die Sonn nutz ist, sondern alles widerwärtig, also ist auch einem solchen genesenen Menschen. Darumb mich billig bedunket, solches in allen Schriften fürzuhalten, den guten und den bösen Ärzten, damit sie fürsichtig in solchen Dingen handlen. Das ist wohl gepflanzt, so auch den Winter bleibet: Das ist auch wohl geheilet, das im Schweinenfleisch sich nit ärgert. Meinet der gemein schlecht Arzt, daß so gering sei diese Kunst? Meinet er, sie sei so gering zu erlangen? Oder warumb haltet ihr euch für vollkommen und gewiß? Auch so für wahrhaftig? Dieweil ihr an euch selber prüfet, und sehet, daß ihr täglichen in allen euern Künsten Bresten habt, und ein Skrupel der Arznei ohn Sorg und Zweifelung nicht mögen dem Kranken reichen. Also,

daß ihr des gewiß wäret, das ihr im Sinne habt. Soll dann das, das mit Sorgen geschicht, ein große Arznei sein? und der Doktor oder Meister ungestraft oder unangeredt bleiben, und sich vermeinen, unsträflich zu sein, als ein vollkommener gewisser Arzt, dieweil ein jeglicher sich selbs so ganz bresthaftig befindet? Dieses sind alles Anzeigung, daß wir mehr aus uns selbs machen, dann um uns ist, vergessen unserer Dürftigkeit. Darzu bringt uns die Hochfart, und der große Neid, der unter uns Ärzten eingewurzelt ist. Und fürwahr, so die Augen der Menschen sehen sollten unser Gemüt und Herz, als wohl als die Natur den Kranken verstehet, und weiß, wie meinet ihr das gehen würde? Es würde oft Haut und Haar erzittern, und speien ab unsern güldenen Ringen, mardernen Hüten.

Das ich euch hie erzählt hab, ist sonderlich wohl wissentlich und kündlich, daß ichs auch beweis, ist meine Selbseröffnung: Warumb ich aber dies Buch schreibe, sind die Ursachen, die nachfolgen werden. Darumb ich euch Arzt alle ermahne, daß ihr nicht mich ansehet, dem ihr feind seiet, sondern sehet an euch selbs, und darnach urteilet mich erst. Ich bin gewachsen, und transplantiert aus dem euern Garten in den andern: Das ist, ich bin in dem Garten erzogen, da man die Bäum abstümmlet, und war der Hohen Schul nicht ein kleine Zierd: Da aber Archeites sahe das wachsen, daß es mir in Hochfart und Pracht ging, ist er zu der Transplantation, und sich in einen andern Garten zu pflanzen, verursacht worden. Dann zu gleicherweis, wie ein guter Obsbaum ausgraben wird, und an seiner Statt ein Linden gesetzt: Also geschicht hie auch. Dann die Fruchtbarkeit wird da genommen, und wird der Arzt gemacht zu eim Lust der Augen, wie die Linden, und die Frucht geht hinweg: Darumb die Transplantation geursacht ward, sich noch so viel abstümmlen, in ein andern Garten zu setzen, das ist, in die Erfahrenheit zu wandeln,

also das Stümmelwerk zu verlassen. Darumb hasset ihr mich auch, daß ich schreib und lehr, nit zu dem Lust der Augen, sonder eile zu der Notdurft, und daß ich euch heiß erinnern und erwägen dasjenig, so von den Alten gesagt ist. Wöllent ihr sagen, ich mög kein Physicus sein, derhalben daß ich die Chirurgie ausbreiten, und treib die in den Glenzen und Frühling, welchs mir bisanher mehr zugelegt und den Kranken mehr genutzt, dann so ich beschrieb alles, was euer Physik Inhalt. Dieweil und auch die Chirurgia mehr Physik braucht, dann alle die Krankheiten, so ihr Physicos heißet, das ist, Leibkrankheiten. Ich muß mich entsetzen ob euer Einfalt, daß ihr der Chirurgie Ursprung nit versteht. Dann ich soll nach eurem Urteil ein Chirurgus sein, und kein Physicus: Womit wöllet ihr das urteilen? dieweil ich doch offenbarlich achtzehn Fürsten, durch euch verlassen, in Physica aufbracht hab? (ohne Ruhm zu schreiben:) Dieweil ich auch im Niederland, in der Romanei, in Neapolis, in Venedischen, Dennmärkischen und Niederländischen Kriegen, so treffliche Summa der Febrischen aufbracht, und ob den vierzigerlei Leibkrankheiten, so in denselben funden worden, in Gesundheit aufgericht. Soll auf solchs kein Leibarzt sein, der euch die Lügen der Skribenten unterkehrt, der euch die Irrsal und Mißbrauch anzeigt, deren End begehrt zu sehen, den ihr fliehet, und meine Erfahrenheit, die ich aus Littau, Holland, Ungern, Dalmatien, Kroatien, Rodis, Italien, Frankreich, Hispanien, Portugal, Engelland, Dennmark, und allen Deutschen Landen, mit großem Fleiß überkommen hab, soll ein Hohn und Spott sein? So ich auch mehr den Kranken erschossen bin, in euer Pflicht, dann ihr selbs. Darumb ich vermeint, ein Lob darvon zu haben, und euch gedienet, so sträußt sich euer Hochfart wider mich. Es ist nit arzneiisch, ein Kleidung wider mich zu stellen, ist auch nit löblich, den Gunst wider mich zu brauchen. Das ist aber trefflich ein Kunst, wider mich zu

schicken euer Erfahrenheit, gegen mich zu stellen euer Taten, und Gesundmachen der Krankheiten über mich schicken: Mit anderm werdet ihr mir nichts angewinnen: Dann es bezeugt der Rhein und die Donau, und die guten Gesellen, daß Kleidung, Haus und Hof, so wohl etwan einer unter euch hat, mir oft ein Monat nicht gekleckt hett, was macht ihr dann daraus, daß ich nit mein Hauptgut behalten, das ist, mein Kunst? Es ist nit eins Arzets Lob, so er sein Gut vertrinkt, oder sein Haus im Guß hingehet, daß er hierauf verdorben sei. Ich hab mein Hauptgut behalten, das Geld verdummelt, und obs ein Grafschaft wär, noch ist meim Hauptgut nichts abgangen. Also schauet ihr zu, daß ihr mit dem rechten Hauptgut mit mir stechent, sonst wird es umbsonst sein, dann aus dem Grund der Arznei solls geschehen, von mir gegen euch, und euch gegen mir zu beiden Seiten, in Maßen mit Pflicht verbunden, je einer dem andern sein Irrung zu beweisen, auf daß dahin komme, daß der Kranken keiner verderbt, von den Bäumen überwunden werde.

* * *

BIBLIOPHILE LEGENDE

IM siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war Kilianus, ein irischer Mönch, weit über die Grenzen seiner Klostermauern hinaus bekannt, ja berühmt der so hohen Kunst wegen, mit der er Bücher auszumalen und zu schreiben wußte. Da er nun eines Tages fleißig an den Verzierungen einer Bibel arbeitete, die die schönste seiner Hand werden sollte, hörte er den mahnenden Ruf des Todes. Kilianus, ein so frommer und guter Mann er nun auch war, wollte sich von dem köstlichen Schatze nicht trennen, dessen farbig goldene Seiten in den letzten Sonnenstrahlen vor ihm aufglühten. Er barg das Buch in einer versteckten Falte seiner Kutte, in der sie ihn, wie es die Regel befahl, begraben würden. Die Lebenden täuschte die kleine List, sie bestatteten ihn mit seinem Buche. — Nach drei Jahrhunderten eröffnete man die Gruft des Heiligen. Doch alle Mühen waren umsonst, den Band, den die beinerne Hand hielt, aus ihr zu lösen. Erst einem feierlichen Gelöbnis, nie werde diese Bibel ver-

kauft, verliehen, verpfändet, verschenkt werden, willfahrte Kilianus, die Kleinode seines Klosters um ein Buchwunder mehrend: — Das ist die Erzählung von der Handschrift des Kilianus, über deren Verbleib die Bibliognosten nichts wissen. Aber die Bibliophilen sollten das Andenken an den braven Buchmann in ihren Herzen wahren. Wenn dann einmal der böse Feind mit drohenden oder verlockenden Worten sie zu zwingen sucht, ihm ein Buch zu leihen, werden sie gegen ihn gewappnet sein, wofern sie daran denken, welch ein Wunder geschehen mußte, damit Kilianus seine Bibel herausgab. G. A. E. B.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Dieses erste Heft des neuen Jahrgangs wird das einzige sein, das vor Weihnachten erscheint, darum gelangt es, obwohl der Ordnung halber noch als Oktoberheft bezeichnet, erst mit einer Verspätung von nahezu vier Wochen in die Hände unserer Freunde.

An der Spitze unserer Neuigkeiten steht auch diesmal wieder der Insel-Almanach; die Umschlagzeichnung rührt von F. H. Ehmcke her, dem wir erst letzthin die schönen Einbände von Johannes R. Bechers Buch Um Gott, der deutschen Ausgabe der Gedichte und Briefe von Marceline Desbordes-Valmore und Franz Dornseiffs Pindar verdankten. Von unseren großen Sammlungen sind in diesem Vierteljahr der Dom um die Bände Baader, Hamann und Paracelsus, die Memoiren und Chroniken um die Völkerwanderung vermehrt worden; der Shakespeare in Einzelausgaben wird mit den Bänden Heinrich IV., Cymbelin und Verlorene Liebesmüh fortgesetzt; vom Born Judas erscheint der fünfte Band. In die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgaben wurde Hölderlin aufgenommen, dessen „Hyperion" den Anfang macht. Die in unserem letzten Heft bereits angekündigten Bücher: Georg Munk, „Sankt Gertrauden Minne"; Otto Freiherr von Taube, „Die Löwenprankes"; Regina Ullmann, „Die Landstraße"; Kakuzo Okakura, „Die Ideale des Ostens" und die Deutschen Erzähler sind inzwischen erschienen. Außerdem liegen an Neuigkeiten vor: die Neuausgabe von Adalbert Stifters „Witiko", deren Notwendigkeit Hermann Bahr nicht müde wurde immer und immer wieder zu betonen; das Romanfragment Charles Blanchard von Charles-Louis

Philippe und dessen Jugendbriefe an Henri Vandeputte; das Jahrbuch der Sammlung Kippenberg und die Ekstatischen Konfessionen, gesammelt von Martin Buber. Rudolf Alexander Schröder läßt nach langem Schweigen ein neues Gedichtbuch unter dem Titel Audax omnia perpeti erscheinen; es wird den zweiten Druck der Inselpresse bilden. Saint Simons „Hof Ludwig XIV." dürfte in seiner textlich vielfach veränderten neuen Gestalt ein begehrtes Weihnachtsbuch werden. — Nicht geringe Sorge verursacht es uns, der Notwendigkeit neuer Auflagen gerecht zu werden, aber es ist uns gelungen, mit dem Absatz einigermaßen Schritt zu halten, sodaß die wichtigsten Bücher des Verlags nicht lange zu fehlen brauchen. Unsere Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgaben von Kants, Schillers und Schopenhauers Werken werden durch rechtzeitigen Neudruck fehlender Bände immer lieferbar sein. Von Schopenhauers „Aphorismen" drucken wir das 29.—34. Tausend, von Heines „Buch der Lieder" das 39.—44. Tausend. Die sich immer stärkerer Beliebtheit erfreuenden östlichen Bücher Japanischer Frühling und Die Chinesische Flöte liegen im 17.—20. bezw. 27.—31. Tausend vor. Clemens Brentanos „Frühlingskranz" ist nach langem Fehlen in der dritten Auflage erschienen. Alfred Mombert legt eine neue erweiterte Ausgabe des „Himmlischen Zechers" vor. Von dem Buche Otto Braun wurde ebenfalls eine Neuauflage, das 59.—68. Tausend, notwendig. Der Pallieter, der, wie erwartet werden konnte, in kurzer Zeit vergriffen war, erscheint in neuer verbesserter Auflage (5.—9. Tausend). In nahe Aussicht stellen können wir das Erscheinen von „Bettinas Briefwechsel mit Goethe" auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Reinhold Steig, dem letzten Werke des Gelehrten, sowie der bereits angekündigten Bücher: Goethes Briefe an Frau von Stein und Als der Großvater die Großmutter nahm.

Da die meisten Bezieher des Inselschiffs gewiß den Wunsch haben, unsere Zeitschrift auch gebunden zu besitzen, sei nochmals darauf hingewiesen, daß wir Einbanddecken zum Preise von M 5.— für den Papp- und M 10.— für den Halbpergamentband haben anfertigen lassen.

* * *

D A S

I N S E L S C H I F F

✱

✱ E I N E ✱

Z W E I M O N A T S S C H R I F T

✱

DRITTER JAHRGANG / ZWEITES HEFT
DEZEMBER 1921

✱

Unser Jahrhundert ist ein Vesuv voll Lava und voll Christitränen. Steigt ihr an ihm heran, so steht nur nie auf seiner Asche still, wollt ihr nicht rückwärts gleiten, sondern arbeitet euch unausgesetzt höher.

Jean Paul

GOETHE

WINTER

WASSER ist Körper, und Boden der Fluß. Das neuste Theater
tut in der Sonne Glanz zwischen den Ufern sich auf.

Wahrlich, es scheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
schweben, lieblich und ernst, über die Fläche dahin.

Eingefroren sahen wir so Jahrhunderte starren,
Menschengefühl und Vernunft schlich nur verborgen am Grund.

Nur die Fläche bestimmt die kreisenden Bahnen des Lebens:
ist sie glatt, so vergißt jeder die nahe Gefahr.

Alle streben und eilen und suchen und fliehen einander;
aber alle beschränkt freundlich die glättere Bahn.

Durcheinander gleiten sie her, die Schüler und Meister,
und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte sich hält.

Jeder zeigt hier, was er vermag: nicht Lob und nicht Tadel
hielte diesen zurück, förderte jenen zum Ziel.

Euch, Präkonen des Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht ich
mit ohnmächtiger Wut stumm hier am Ufer zu sehn.

Lehrling, du schwankest und zauderst und scheuest die glättere Fläche.
Nur gelassen! du wirst einst noch die Freude der Bahn.

Willst du schon zierlich erscheinen, und bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor.

Fallen ist der Sterblichen Los. So fällt hier der Schüler,
wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.

Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer,
wie man bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt.

Gleite fröhlich dahin, gib Rat dem werdenden Schüler,
freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

Siehe, schon nahet der Frühling: das strömende Wasser verzehret
unten, der sanftere Blick oben der Sonne das Eis.

Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft;
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Flut.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommst du als Scholle
nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen ins Meer.

* * *

MAX PULVER

DAS PARADOX UND DIE IDEE EINES AUDITIVEN WELT-„BILDES“

Zur Einführung in Franz von Baaders Denken

BAADERS Blick bannt Simultaneität. Zusammenschau des in Breite und Tiefe bewegt sich Entfaltenden, die lebendige Flamme, die das Ineinander des Vielen durchschlagend aufgeht im einen klaren Licht.

Von der Mitte in die Peripherie zuckender, von der Peripherie in den Mittelpunkt zurückspringender Blitz, Wirklichkeit erfaßt im einheitlichen Stoß lebendigen Impulses, mitströmende Welle, die im Bewußtsein ihres Mitströmens in sich zurückläuft.

Eine Anschauung, paradox für den auf Dinglich-Zweckhaftes gespannten Verstand einer hellenisierten Welt, exotischen Völkern und Zeitaltern (wie etwa dem romanisch-frühmittelalterlichen) dagegen selbstverständlicher Blick unbefangener Natur; dermaßen uneuropäisch landläufigem Betracht, daß wir versucht wären, den Geist Ostasiens, Lao-Tse, und die großen Maler zur Erläuterung dieses Sachverhalts heranzuziehn, ragte nicht auf eigenem Boden unbegriffen — aber in ihrer Leibhaftigkeit spürbar — Gestalt neben Gestalt aus gleichem Kernholz geschnitzt.

Ich will hier nicht von Jakob Böhme sprechen, dessen gigantische Ausmaße den ängstlichen Sucher zu erdrücken drohen, an Hamann denke ich und an Jean Paul.

Verwandter Sprache, das heißt verwandter Ausdruckswelt entstammt Baaders Einsicht und Weltschau. Den amorphen Zustand einander stoßender Intuitionen regelt bei solchen Naturen keine gleichmäßig darstellende induktive oder deduktive treppenförmige Linienführung.

Da und dort setzt sich aus dem Prozeß ein Kristall ab, ohne das weitertreibende Gären aufzuhalten. Nicht wird ab-

geschlossenes Denkresultat durch irgendwelchen Methodus vermittelt, hineingerissen in die fermentierende Masse persönlicher Entwicklung teilt sich lebendige Erkenntnis suggestiv mit.

Das künstlerischer Darstellung analoge Mittel solcher lebendigen Philosophie ist das Paradox.

Konventionell im einheitlich festgehaltenen und durchgeführten Bild versucht der Wissenschaftler Sinn zu geben, Wesen zu umreißen.

Ein Erkennender von Baaders innerem Bau greift unwillkürlich zu anderer Ausdrucksform.

Wie aus dem Zusammenprall von Instinkten und Impulsen die Diagonale eines Charakters ersteht, einheitliches Gerichtetsein aus dem Kampf sich widerstrebender Kräfte, so entspringt aus der Reibung zweier sinnlich und dinglich unverträglicher Bilder eine Anschauung höherer Ordnung.

Wenn auf der Ebene des Räumlich-Quantitativen in Anwendung logischer Gesetze plus a und minus a sich aufheben, so gilt diese Regel für das außerlogische Gebiet des Vitalen ebensowenig wie für die Ebene der seelisch-geistigen Welt.

Zwei sich ausschließende sinnliche Anschauungen zueinander in Beziehung gesetzt, bilden ein Paradox, das heißt etwas der Meinung dieser Ebene Zuwiderlaufendes. Sie heben sich nur im mathematisch-logischen Sinne auf, nicht im metalogischen.

Aus ihrem Gegeneinanderprallen wird ein Zusammenklang höherer Ordnung, Gegensatz im Sinnlichen schafft neue Einheit in tieferer Wesensschicht. Dieses für den empirischen Verstand indirekte, für die gemeinte Wesensschicht spontane Ausdrucksmittel unterscheidet das seelische Wort des Dichters von der Wort-Algebra des täglichen Lebens und der Wissenschaft. Baader hat sich dieser Darstellungsform für seine Schicht des Geistlebendigen mit der selbstverständlichen

Kühnheit des Meisters bedient. Das macht ihn einsichtig für ein Denken, das von seinem Rhythmus erfaßt ist, dunkel für den Analytiker. Als Vehikel seiner Bewegung kann das Paradox gelten. Damit ist er für den Logisch-Sensitiven in die Nähe Hegelscher Methodik gerückt. Aber wichtiger als die Verwandtschaft ist hier der Unterschied.

Hegels aus dem Sum cogitans (der abstrakten Selbstgewißheit des Denkens) entwickelte Lehre ist Vernunftbewegung im Schema der Dialektik.

Diskursives Auseinanderfalten in Setzung, Gegensetzung und verschmelzender Sublimierung der beiden Momente in der Synthesis.

Zwar kommt auch ihm uneingestandenermaßen der Impuls vom Ding und vom Irrationalen her, aber er sucht den Schein der Vernünftigkeit für seine lebendige Bewegtheit zu retten, das heißt, auch das Lebendige ist ihm wesentlich Geist, daher die Gestalt seines Denkens Philosophie des absoluten Geistes.

Dagegen ist für Baader der Sinn der Erkenntnis Philosophie des Lebens. Dem rein solaren Prozeß der Hegelschen absoluten Geistigkeit setzt er die Mütterlichkeit der geistleiblichen Natur entgegen, an Stelle des Sum cogitans (der abstrakten Formulierung der vaterrechtlichen Gnosis) tritt ihm das Cogitor ergo sum.

Diese Formel umschließt Baaders Metaphysik.

Cogitor ergo sum oder wie er auch sagt: Cogito, quia cogitor, verneint zunächst die Selbstherrlichkeit der aufklärerischen und der spekulativen Menschenvernunft. Dem Menschen als dem Gedanken des göttlichen Schöpferdenkens ist die Prometheusgebärde versagt, sein Denken ist ein geschöpfliches, ein Nach-denken des göttlichen Er-denkens. Unser Erkennen ist Offenbarung göttlicher Gedanken in unserem Bewußtsein, daher Gnadengabe, Charisma.

Die einseitige Analogie von Sehen und Erkennen, wie sie sich in den meisten Kategorien für Erkenntnisakte ausdrückt: Anschauung, Wahrnehmung, Einsicht usw., ist durch eine auditive „Anschauungsform" zu ergänzen. Eine symbolische Brücke zwischen den beiden Bildreihen bietet dafür das „Verstehen" des Verstandes, während das „Vernehmen" der Vernunft schon das Hören fühlbar mit umschließt. Der auditive Akt ist im Verhältnis zum Visuellen ungleich passiver, weniger mit Intellekt und Willen verkoppelt, ungeeignet zum Ausschneiden des Dinglichen, nur in abstrakter Weise gegenständlich. Auditive Welt-„Anschauung" oder -Einstellung zielt auf den einheitlichen Rhythmus und Fluß des Geschehens, nicht wie das Auge in erster Linie auf das Einzelne und Vereinzelnde der Raumdinge.

Die Gruppen, die das Gehör taktmäßig oder in umfassender Phrasierung unterscheidet, werden vom weitertreibenden Rhythmus überspült.

Das sinnfälligste Merkmal des Lebendigen ist aber Bewegung. Deshalb liegt es auf der Hand, daß Erscheinungen des Lebens eindringlicher durch Vergleichung mit Rhythmischem zu vermitteln sind als durch die Starre optischer Eindrücke. Freilich wird Bewegung in ihrer rhythmischen Abfolge ebensowohl gesehen wie gehört. Aber die Rhythmisierung des durch seine Bewegtheit als lebendig Empfundenen geht auf seelisch-intellektuelle Gesetzmäßigkeiten zurück, auf ein ordnendes Jenseits der Sinneseindrücke, das den Aufnahmeformen des Ohrs wie des Auges zugrunde liegt. Enger aber bleibt für uns Rhythmisches dem Gehör zugeordnet, gesehener Rhythmus bleibt für uns Projektion des innerlich Erfaßten in den Raum.

Der Rhythmus, durch Atmung, Blutkreislauf und jede eigene Bewegung in unsrem Leib verankert, verschmilzt mit unsrem Ich selbst. Deshalb wird ein auditives Welt-„Bild"

intimer, flüssiger, pulsierender berühren als die starr abgerückte Dinglichkeit der Augenwelt.

Eine vergleichsweise musikalisch-lyrische Kontinuität tritt dem starren Raum gegenüber. Ein Ausfüllen des andern von innen her, kein sich Entgegensetzen im Erkennen, deshalb auch im Sittlichen nicht das Drüben und Darüber eines Vernunftgebots. Gewissen wird so Bewußtsein (Gefühl) des Gewußtseins durch Gott. Gottes „Stimme" spricht in uns. Wir, die Aufnehmenden, die Hörenden, sollen die Gehorchenden sein. Unsere Verbindung mit Gott ist nicht die vom Knecht zum Herrn, nicht Befehl und Gebot erschallt, wir sind unsrem tiefsten Sein nach rhythmisch, das heißt durch lebendige Bewegung mit ihm verbunden; wir kommunizieren an und mit ihm. Communio vitae, Lebensgemeinschaft mit Gott, ist unsere normale Stellung im Weltganzen und das Endziel unserer Re-Integration.

Weiter auf die Zusammenhänge und die konkreten Inhalte von Baaders Philosophie einzugehn, muß ich mir hier versagen. Meine Absicht war lediglich, die Richtung aufzuweisen, in der Baaders Lebensanschauung sichtbar und notwendig wird. Sein Thema ist die Leiblichkeit auch der seelischen und geistigen Welten, ihre wesentliche Lebendigkeit: Simultaneität erfaßt im Paradox, zeitliches Einströmen der Gotteswelt in das innere Ohr des Empfangenden.

* * *

RAINER MARIA RILKE

DER GEIST ARIEL

(Nach der Lesung von Shakespeares Sturm)

MAN hat ihn einmal irgendwo befreit
mit jenem Ruck, mit dem man sich als Jüngling
ans Große hinriß, weg von jeder Rücksicht.
Da ward er willens, sieh: und seither dient er,

nach jeder Tat gefaßt auf seine Freiheit.
Und halb sehr herrisch, halb beinah verschämt,
bringt mans ihm vor, daß man für dies und dies
ihn weiter braucht, ach, und muß es sagen,
was man ihm half. Und dennoch fühlt man selbst,
wie alles das, was man mit ihm zurückhält,
fehlt in der Luft. Verführend fast und süß:
ihn hinzulassen —, um dann, nicht mehr zaubernd,
ins Schicksal eingelassen wie die andern,
zu wissen, daß sich seine leichte Freundschaft,
jetzt ohne Spannung, nirgends mehr verpflichtet,
ein Überschuß zu dieses Atmens Raum,
gedankenlos im Element beschäftigt.
Abhängig fürder, länger nicht begabt,
den dumpfen Mund zu jenem Ruf zu formen,
auf den er stürzte. Machtlos, alternd, arm
und doch ihn atmend wie unfaßlich weit
verteilten Duft, der erst das Unsichtbare
vollzählig macht. Auflächelnd, daß man dem
so winken durfte, in so großen Umgang
so leicht gewöhnt. Aufweinend vielleicht auch,
wenn man bedenkt, wie's einen liebte und
fort wollte, beides, immer ganz in Einem.

(Ließ ich es schon? Nun schreckt mich dieser Mann,
der wieder Herzog wird. Wie er sich sanft
den Draht ins Haupt zieht und sich zu den andern
Figuren hängt und künftighin das Spiel
um Milde bittet... Welcher Epilog
vollbrachter Herrschaft. Abtun, bloßes Dastehn
mit nichts als eigner Kraft: „und das ist wenig".)

Geschrieben 1913

* * *

HARRY GRAF KESSLER

IN DEN TRÜMMERN DER MAYA-WELT

Uxmál, 28. November 1896

VON Ticul nach Uxmál führt der Weg durch einen von Schlingpflanzen erstickten Urwald. Blühende Lianen breiten sich bis über die Baumkronen weg dicht verschlungen wie ein buntes Tuch, einige mit hellroten, kleinen Kelchen, andere mit herabhängenden mattlila Glocken, die meisten mit großen, blauen Sternen, alles so dicht verstrickt, daß man nicht mehr einzelne Bäume, Stämme, Äste unterscheidet, sondern nur diese den Weg einengenden Mauern, dieses steigende Meer von wilden Blüten, in dessen Tiefen man zu beiden Seiten wie in Dornröschens Märchenwald hineinsieht. In ihm liegen die Städte und Fürstenhöfe der Mayas begraben.

Eine halbe Stunde vor Uxmál ist noch eine Lichtung und eine öde, fieberverrufene Hazienda; dann steht man vor den ersten Trümmern, einem wilden Wellengeröll von eingestürzten Mauern, Architrav- und Skulpturstücken, Pyramiden und Schutthaufen mitten im blühenden Wald. Meilenweit erstreckt sich nach allen Seiten unter Lianen und Dornen das Trümmerfeld. Erhaltene Gebäude ragen nur an einer Stelle über die Urwaldwipfel empor; auf Terrassen und Steinpyramiden dicht beieinander dreizehn Paläste und Tempel.

Von Maßen geben nur Zahlen einen Begriff. Nach Holmes ist der Hauptpalast dreihundertzwanzig Fuß lang und hat Steinmauern von anderthalb Meter Dicke. Die große Pyramide soll dreihundert Fuß an den Seiten lang und eine kleinere achtzig Fuß hoch sein. Die anderen Gebäude sind in ähnlichem Maßstabe aufgeführt. Und alle verbinden sie mit diesen Größenverhältnissen in gleicher Weise glatte Eleganz und üppige Ornamentik. Die Außenmauern sind jedesmal in halber Höhe, dort, wo innen das Gewölbe anfängt, durch ein schräg

vorladendes Gebälk in eine untere und obere Hälfte geteilt. Die untere ist schmucklos und aus viereckigen Blöcken glatt wie vom Schreiner gefügt. Die obere ladet erkergleich vor und bildet eine breite, das Gebäude umziehende Ornamentfläche. Aus dieser springen noch einzelne Spitzen und Haken horizontal vor und umgeben den Oberbau wie mit einem Kranz von Stacheln. Wahrscheinlich soll diese schwere Ornamentlast die inneren Gewölbe, die aus vier nach dem Prinzip des Kartenhauses gegeneinander gelehnten Betonmassen bestehen, nach außen balancieren, um sie durch Gegengewicht am Einstürzen zu hindern. Die Folge aber ist, daß die Gebäude von unten nach oben nicht schmäler und leichter, sondern massiver und breiter werden, und daß die natürlichen Verhältnisse wie in einem Traume auf den Kopf gestellt scheinen.

Nicht minder phantastisch gibt sich die Aufstellung der Bauten, die ebenfalls aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen ist. Sie sind eine jede für sich auf einen künstlichen Hügel gestellt; die meisten auf mehreren übereinander aufsteigenden Terrassen; die wichtigsten, die Haupttempel, auf Pyramiden, die durch die Anzahl und das stufenartige Schmälerwerden von aufeinandergetürmten Terrassen entstehen. In den ältesten Zeiten standen auf den Stufen der Pyramide die Wohnstätten des Stammes, und die ganze Ansiedelung bildete so, statt wie in Asien und Europa durch Wälle geschützt zu sein, selbst eine Festung um das zuhöchst am sichersten Ort liegende Heiligtum. Es ist eines der ersten Bedürfnisse jeder menschlichen Gesellschaft, das sich hier diese unserer Gesittung fremde Form geschaffen hat; so weit reicht zum mindesten die Trennung zwischen den Rassen der europäisch-asiatischen Kulturwelt und denen der amerikanischen zurück. Das ganze architektonische Empfinden ist davon beeinflußt. Aus den verschiedenen Keimen haben sich andere ästhetische Gesetze und architektonische Ideale entwickelt.

Von der Stadt mit ihren zahlreichen einander überragenden Pyramidenkolossen würde ein Lageplan keinen Begriff geben. Sie ordnet sich nicht horizontal auf eine Fläche, sondern vertikal in die Höhe. Ihr Charakter liegt in einem Höhenrhythmus. Sie ist eine Versammlung von dicht aneinandergerückten Akropolissen, die, von Palästen und Tempeln gekrönt, jetzt aus dem Urwald aufragt.

Und auch im einzelnen empfindet man überall, daß für andere Nerven und Sinne als die unsrigen gearbeitet worden ist, denen andere Assoziationen als den unsrigen möglich waren und die stärkere Erschütterungen und eine eindrucksvollere Sprache verlangten; so sehr, daß es schwer hält, mit unseren Wörtern, die aus anderen Bildern geprägt sind, von dieser Kunst einen Begriff zu geben. Man müßte krassere, blendendere, mystischere Zeichen haben, um den Pomp und den Ernst des allein auf seinen Terrassen stehenden Hauptpalastes wiederzugeben, oder die wilde Pracht der Nordpaläste zu schildern, die zu vieren feierlich Stufe um Stufe emporsteigend einen Platz umlagern; Riesenschlangen umringeln hier im höchsten Relief mit gefiederten Leibern den einen Flügel; einen anderen schmückt sechsmal hieratisch wie eine liturgische Formel wiederholt in kolossalem Maßstabe ein einziges Ornament, eine umgekehrte Balkenpyramide, auf die Schlangen- und Menschenköpfe genagelt sind. Ein Riesenmäander krönt eins der Portale, aus dessen erhabener Starrheit phantastische Masken wie Medusenköpfe hervorblicken; und rostrenartig springen an den Palastecken zu mehreren übereinander Elefantenrüssel und Schlangenstachel vor. Am fernsten stehen vielleicht aber aller modernen Kultur gewaltige Fragmente, deren sonderbare Form vermuten läßt, daß in Uxmál die für uns grandios unmögliche Sitte herrschte, als Grabstein der Großen das Emblem des sich ewig selber neuschaffenden Lebens aufzustellen. Und wie diese Pfeiler, so

waren wahrscheinlich alle anderen Bildwerke hier Symbole; sie hüllten für das Mayavolk die Gebäude in ein Phantasiegewebe, das die Üppigkeit ihrer Steinformen überbot.

Die Beschreibung der einzelnen Bauten müßte, wenn sie möglich wäre, wie ein Märchen klingen. Ich möchte hier nur zwei davon andeuten. Im Süden der Stadt liegt ein Palast, von vieren der einzige noch erhaltene. Die Indianer nennen ihn das Taubenhaus. Es ist ein langgestreckter Bau, und durch seine Mitte führt ein Portal in einen großen Hof. Die Gewölbe der Palastkammern sind eingestürzt, und wildes Kraut wurzelt in ihren Wänden. Aber darüber steht noch wie durch ein Wunder der Dachfirst, acht Steindreiecke nebeneinander in einer Reihe mit vielen Fensterchen versehen und dünn und flach wie Theaterkulissen; eine jede Zacke überragt den Palast spitz um dessen doppelte Höhe. Sie waren früher mit hellroter Farbe gestrichen und standen flammenfarben wie Hahnenkämme in den Himmel. — Noch rätselhafter sieht ein anderes Bauwerk aus. Zwischen den Hauptpalästen steigt aus der Ebene schmal und hoch eine Pyramide auf. Eine Treppe führt hinauf, die so steil ist, daß, wer im Aufsteigen zurückblickt, fast senkrecht unter sich den Erdboden sieht. Oben geht ein schmaler, geländerloser Umgang um das kleine Gebäude, das die Pyramide krönt, herum zu einer engen Pforte. Es ist dies, was die Eingeborenen das Haus des Wahrsagers nennen. Die Tür ist kunstvoll verziert und stellt gleichsam den aufgerissenen Rachen eines Schlangenkopfes dar, dessen Riesenaugen den Türsturz bilden. Im Innern sind drei lichtlose Räume. Vor der Schlangentür ladet der oberste Plan der Pyramide wie zu einer Warte viereckig aus, und dieses Viereck bildet das Dach eines zweiten, kleineren Gebäudes, das in halber Höhe in die Pyramide hineingebaut ist. Nur der Haupttempel steigt höher als diese Pyramidenanlage über die Stadt empor; man sieht sie von allen Seiten, und überall macht sie

denselben, wahrscheinlich gewollten, unzugänglichen, unheimlich verschlossenen Eindruck. Mit der düster schweren Massivität ihrer Steinterrassen und der dunklen Symbolik ihrer Arabeskenpracht überragt sie wirklich wie eine Orakelstatt den wilden Reichtum der zu ihren Füßen im Walde vergrabenen großen Stadt.

★

Chichén-Itzá, 1./3. Dezember 1896

Die Ruinen von Chichén-Itzá sind ausgedehnter als die von Uxmál. Von den Pyramidenspitzen sieht man noch am Horizonte Tempel und Trümmerhaufen aus dem Walde emporragen; und nichts kann an melancholischer Größe diesen Blick übertreffen. Es wird uns versichert, daß man in einem Umkreis von acht Kilometern rings um den großen Tempel herum keine hundert Meter weit gehen kann, ohne auf Trümmer von Steingebäuden: Säulentrommeln, Inschriftenblöcke oder Skulpturenfragmente, zu treffen. Die Stadt muß danach einen Durchmesser von sechzehn Kilometern und wahrscheinlich mehrere Hunderttausende von Einwohnern gehabt haben. Selbst dann aber ist die Fülle von Tempeln und von Fürsten- und Adelspalästen erstaunlich; denn nur sie wurden aus Stein erbaut. — Jetzt ist alles dichter Wald, und in den Tempelkammern findet man Schlangen- und Tigerspuren. Die Trümmer in der Wüste sind weniger ernst als diese unter Baumwipfeln und hängenden Blüten; denn dort besteht kein Kontrast mit dem Leben.

Es ist in der kurzen Zeit unmöglich, alles zu besuchen, und vieles wäre nur durch tagelanges Fällen von Bäumen und Gestrüpp sichtbar zu machen. Erreichbar sind zwei Paläste, fünf oder sechs guterhaltene Tempel und einige von den sogenannten Cenotes. Diese Cenotes, die in Yucatán häufiger vorkommen, sind eingefallene Kalksteinhöhlen, in deren Tiefe unterirdische Flüsse ans Licht treten. Andere fließende Gewässer fehlen im

Lande; die Bewohner waren von jeher für ihren Wasserbedarf auf die Cenotes und auf Regen angewiesen. So bildeten sich um diese Erdspalte die Städte. Der größte Cenote von Chichén-Itzá liegt in der Nähe des Haupttempels. Er mißt etwa hundert Fuß im Durchmesser. Die Höhlendecke ist kreisrund eingestürzt; in der Tiefe erscheint der Fluß still und schwarz wie ein Brunnen. Ein schmaler Pfad führt hinunter; die Luft unten ist am Tage frischer als oben im Walde, und das Wasser kühl und angenehm zum Baden. Über sich sieht man nur ein kleines Stück freien Himmels von dichten Baumkronen rund begrenzt; zum Waldboden steigen rings um den Wasserspiegel die Felsen gerade empor; an Ecken der Felsenwand klammern sich Fächerpalmen; Lianen und Wurzeln hängen lang von oben herunter.

Hier war zu der Maya Zeiten der Mittelpunkt der Stadt. Tempel von Wassergöttern umstanden den Rand; und in großen Dürren wurden ihnen von oben als Opfer Mädchen und Gold in die Tiefe gestürzt.

Das Hauptheiligtum der Stadt war der Schlange, wahrscheinlich dem Sinnbild der schaffenden und zerstörenden Sonnenkraft, geweiht. Es steht auf einer hundert Fuß hohen, in vierzehn Stufen aufsteigenden Terrassenpyramide. Schlangen ringeln sich von oben an den Ecken der Pyramide in großen Bogen von Stufe zu Stufe herunter und bewachen die Aufgänge zähnefletschend. Zwischen ihren gefiederten Leibern führten an den vier Pyramidenseiten Treppen hinauf zu den vier Pforten des Tempels. Die Säulen des Hauptportikus sind Drachen, deren Ringe sich wie Querkannelüren um den Säulenschaft winden. Die vorgestreckten, riesig vergrößerten Stachel bilden die Treppenwangen; der Schweif schlägt sich am Gebälk empor; der Kopf ist groß stilisiert und zeigt Reste von Bemalung: an den Augen blau und im Rachen rot. Von oben bis unten waren der Tempel, die Pyra-

mide und ihr Ungeheuerschmuck farbig. So standen sie grell über der Stadt am tropischen Himmel.

Die beiden Paläste geben an burgartiger Schwere und üppiger Prachtentfaltung denen von Uxmál nichts nach. Ein buddha-artiges Götterbild bewacht inmitten eines Glorienscheins das Ostportal des Hauptpalastes. Über seinen inneren Pforten stehen schöne, klargemeißelte Schriftzeichen. Die kühne, fast japanische Eleganz der Muster an den Palastwänden, der Ernst der aus den Arabesken hervorblickenden Menschenköpfe und der große Stil der Tierornamentik übertreffen sogar, was in Uxmál sich erhalten hat.

Der wirksamste Unterschied gegen dort ist aber, daß die Skulpturen hier infolge ihres Reichtums an Tier- und Menschenformen die Illusion erwecken, wie wenn ihre Sprache für uns lebendiger geblieben sei als die Symbole von Uxmál, die wir nur noch als Ornamente empfinden. An den Türpfosten des Schlangentempels haben die Bauherren sich selbst: die Priester- und Kriegerkaste, darstellen lassen, in flachem Relief, das fein in den grauen Stein gemeißelt ist; die dünne Farbenschicht, die darüber lag, ist meistens abgeblättert: aber hier und dort haben die Lippen sich rot erhalten. Der Schnitt des Gesichts ist edel; die Nase fein geschwungen; die Wangen schmal, und das Auge groß und ernst. Alle tragen den Gürtel des Kriegers und den gestickten Mantel des Priesters. Das sandalenartige Schuhwerk war verziert, und vom Stirnreif weht reicher Federschmuck. In der Kammer eines anderen Tempels stellt ein flaches Relief, das sich von einem mit Eisenoxyd leicht geröteten Grunde abhebt, einen Kriegstanz dar. Die Tanzenden halten in der einen Hand einen Bündel Speere und in der anderen den eigentümlich gefiederten Maya-Wurfpfeil; den Kopf schmückt ein phantastisch reicher Federschmuck. Auf fünf Friesreihen übereinander entfaltet sich der heilige Reigen; die Tanzenden schreiten feierlich lang-

sam, schwingen die Leiber hin und her, biegen geschmeidig die schlanken Körper und strecken verehrend starr die Arme. Oben sitzt eine von lockigen Federn umwallte Gestalt, die vielleicht die Gottheit darstellt. — Ganz in der Nähe ist noch der Schauplatz erhalten, auf dem sich diese und ähnliche Handlungen abgespielt haben mögen: ein kolossaler rechteckiger Hof oder Zwinger, auf dessen zehn Meter dicken Umfassungsmauern drei kleine Tempel standen. Der Zwinger diente wahrscheinlich dem Ballspiel und heiligen Wettkämpfen. Ein Steinkreis, durch dessen Öffnung beim Spiel die Bälle geschleudert wurden, steht noch kunstvoll verziert quer aus der einen Längsmauer heraus. — Und doch lehrt Chichén-Itzá, trotz dieser anekdotenhaften Aufklärungen in betreff von Äußerlichkeiten, über das Wesentliche, das innere Leben der Maya-Menschheit, nicht viel mehr als Uxmál. Es sind bloß einige Züge, die hinzukommen, und die wie Blitze Perspektiven erleuchten, in die es doch versagt bleibt, klar hineinzusehen. In der Cella des einen Tempels haben sich Wandmalereien erhalten, welche auf die Anfänge der Naturbeobachtung bei den Maya-Künstlern ein Licht werfen. Die Bilder, die Szenen des Maya-Lebens behandeln, bedecken wie in einer ägyptischen Mastaba die ganzen Wände. Die Pigmente sind auf eine dünne, schön geglättete Stuckschicht aufgetragen. Die feinen Konturen der Zeichnung scheinen durchweg braun gewesen zu sein, die Farben überhaupt nicht nach der Natur, sondern nach symbolischen Regeln gewählt: gelb, wie ich glaube als Farbe des Krieges, blau des Friedens, grün der Trauer. Modellierung und Perspektive fehlen. Und auch in den Gesichtern ist eine genaue Beobachtung und Individualisierung nicht einmal versucht; die Figuren haben untereinander die Ähnlichkeit von Hieroglyphenzeichen. Und doch führen sie schon richtig differenzierte Bewegungen aus; hier hat der Künstler scharf gesehen. Wie bei den frühsten griechi-

schen Vasen und wieder bei der Neugeburt der Kunst im Mittelalter in Verona und Chartres, beginnt der Realismus auch hier mit dem richtigen Wiedergeben nicht von Formen oder Farben, sondern von Bewegungen, die den älteren subjektiven, strengen Ornamentalismus allmählich auflösen, indem sie ihn mit objektiv beobachtetem Leben immer mehr erfüllen. — Ein anderes Gemälde läßt Vermutungen zu über die Entstehung der Schrift, deren selbständige Erfindung in Amerika dasselbe eigentümliche Interesse besitzt wie die selbständige Ausbildung der Sprache, des Begriffs, indem auch sie die Notwendigkeit, die alle menschlich-gesellschaftliche Entwicklung beherrscht, durch ein Beispiel belegt. Das Bild zeigt einen Krieger, der aus dem Munde Flammen speit. Offenbar ist diese Darstellung eine ins Sichtbare übersetzte Sprachmetapher. Der Künstler unterschied in der ersten Zeit nicht das Zeichen für den Geist vom Zeichen für das Auge. Mit dem Bewußtwerden des Unterschiedes entsteht die Schrift. — Aber ebenso wie in Uxmál fehlt auch hier die Möglichkeit, über das Allgemeinmenschliche hinaus, welches sozusagen konstruierbar ist, in jenes Individuelle der Seele einzudringen, das bloß durch ein Bekenntnis, eine Mitteilung offenbart werden kann. Wir kommen an alles nur von außen hinan, und so bleibt es im Grunde genommen stumm und tot. Das gibt ein Gefühl, wie wir es Denkmälern der alten europäisch-asiatischen Kultur gegenüber kaum mehr empfinden.

Aus den „Notizen über Mexiko“.

* * *

THEODOR DÄUBLER

ZWEI GEDICHTE

Der Brunnen

BEI meinem Brunnen in Italien grünt der Lorbeer!
Im frühen Blau der Tau tut sanft dem Baume gut;
Horch aufs Geäst: die Nachtigall! So horch — sie ruht.

Nun blitzen Tagbrillanten durch; und Schwalbenflügel,
Wie warme Blätter, knospen aus den engen Nestern:
Gesang blumt hoch hervor — o holder Morgen.

Zu meinen Eimern in den Felsen kommen Frauen,
Mit schimmernden Gefäßen auf dem steilen Kopf;
Ganz still die Kinder, zwischen Bienen, an der Hand.
Viel schwarze Äuglein flackern froh, vom feuchten Kiese,
Zur nassen Wiese, dunkelbraunen Faltern nach.
Des Ginsters Glühgeheck verschenkt die Goldgeflechte
Geschwirrter Lerchenlieder stolzerhabnem Blau.

Bei meinem Brunnen, unterm Lorbeer, lad ich Männer
Zu loderndem Gespräch aus goldnen Worten ein.
Bald schürt auch gelber Wein der Seele Freudenfunken;
Ein großes Feuer glüht empor. Umkränzt den Brunnen.
O wahres Wasser, deine Flamme tagt im Geist!
Der klarste Tropfen sagt den Herzen: macht euch frei!
Die Ansprache verklingt nicht, da sie Freundschaft weckte;
O Brunnen, sei der Herd; mein treuer Lorbeer blüht.

Um meinen Lorbeer frommt es goldenen Gestalten
Bei hoher Sonne zu dem Borne Gast zu sein.
Wohl kommen sie als Menschen aus den großen Tiefen,
In Nacktheit frohgemut voll holder Offenheit,
Zum spähenden Erquickungsspender stolz empor.
Der bin ich doch? Ich halte meine alten Eimer:
So naht mir sacht. Aus Gold: o Götter oder Schatten.
Ihr braucht den Trunk der Erde. Lorbeer: mein Gedicht!

So duftender Hügel, der Ginster ist Schwebenden
Beglückender Saum in die Schlucht unterm Lorbeer,
Gesund durch Geruch. Drum auf! Zum Jubel vom Brunnen,
O goldene, kommt! Leis vereint ein Geheimnis,

Von Bienen gesummt, uns Stunde und Ort: mein Hier.
Allmächtiges Atmen: da, ersammelt von Göttern, ich
Halte dich warm. Wie wahr: nun sind es doch Schwalben
Gar steil sich wölbenden Flugs; voll Tempelsaumträumung.

Ihr Schlichten erscheint mir, viele wirkliche Menschen!
Herbei! Um mich. Springt ab von den silbernen Eseln.
Schon manche lagern im Schlaf, beschattet von Feigen.
Ihr freigebornen und sanft, in Wolle gekleidet,
Nach euch verlangt dieser Seele, Wonne zu geben.
Wo weilt ihr bei Sonne? o der Bronnen ist frisch.
Ihr kennt mich, die Zeit, findet in Felsen die Stufen:
Bei meinem Brunnen in Italien grünt der Lorbeer!

Rom, Juni 1921

★

Nachmittag

Ach, sachtlila Hellas, so goldener Sonne,
Dir blüht Oleander; schon reifen Melonen:
Leicht fliegen die Mühlen in sieghaftem Winde;
Viel schäumende Wellen, die Möwen ersilbern.

Geneigte Zypressen, euch frommt unsre Stunde!
Ein kühlendes Füllhorn aus sanfterem Westen
Beschenkt, überschüttet mit Flitter die Bucht.
Delphine durchspaßen die samtblaue Flut.

Liebäugelnde Trauben bekränzen die Lauben
Im „Garten des Knaben". Durchzuckerte Feigen,
Von Bienen besummt, füllen tief sich mit Süße:
Zu freudig erreicht sie die kindliche Hand.

Ithaka, Juli 1921

★ ★ ★

JÜDISCHE VOLKSERZÄHLUNGEN

Der Weinbecher

In den Bethäusern zu Jerusalem bestand die Sitte, daß der Küster jedesmal nach Verrichtung des Segens über den Empfang und Ausgang des Sabbats den Kelch nach Hause mitnahm und ihn nicht, wie es allerorten üblich ist, im Gotteshaus stehen ließ. Die Sitte hatte folgende Begebenheit zur Ursache.

Vor vielen Jahren trug es sich in einer Nacht zu, daß der Diener eines Bethauses in tiefem Schlaf lag, als plötzlich ein Mann vor ihm stand und zu ihm sprach: Auf, eile ins Bethaus! Säume nicht, denn die Lade, in der die heiligen Schriften liegen, brennt lichterloh, und — der Himmel verhüte es — das ganze Bethaus und auch die heilige Stadt werden noch in Feuer aufgehen.

Da erwachte der Synagogendiener voller Entsetzen und lief schnell nach dem Bethaus. Er stürzte zur Lade, aber diese brannte nicht und war unversehrt. Nur merkte der Diener beim Betasten des Innern, daß der Weinbecher nicht auf dem gewohnten Platze stand. Dieses erweckte in ihm ein wunderliches Gefühl. Er nahm den Kelch in die Hand, hielt ihn gegen das Mondlicht und besah sich ihn genau. Es war ein andrer Kelch als der zum Bethaus gehörige. Er goß ein wenig von dem Inhalt auf seine Hand, und siehe, es war Blut. Da begriff der Mann den Zusammenhang der Dinge und verstand den Sinn des Traumes. Er entfernte sich aus dem Bethause, zerbrach das Glas und deckte das Blut mit Erde zu. Danach stellte er einen andern Becher, den er mit Wein gefüllt hatte, in den Schrein und suchte wieder sein Lager auf. Er sprach von dem Vorgefallenen zu keinem Menschen.

Des andern Tages in der Frühe, als das Volk sich zum Morgengebet versammelt hatte, erschien der Pascha von Jerusalem und mit ihm der griechische Patriarch, begleitet von

einer Menge Geistlicher und Söldner. Da erfaßte ein Schrecken die Judäer, und ihre Gesichter wurden bleich wie der Kalk der Wände. Der Pascha gab Befehl, das Bethaus zu durchsuchen und in allen Ecken und Schlupfwinkeln genau nachzusehen. Es wurde aber nichts gefunden, was für die Juden belastend gewesen wäre. Da trat ein Grieche hervor und sprach: Wir wollen noch ihren heiligen Schrein öffnen und da hineingucken. Die Lade wurde aufgemacht, und das Glas mit dem Wein wurde herausgenommen. Der Grieche rief: Seht, der Becher enthält Blut eines christlichen Knaben, den die Juden ihrem Gotte zu Ehren geschlachtet haben. Darauf fragte der Patriarch den Vorbeter, was der Becher berge. Der Vorbeter erwiderte: Nichts als Wein für den Sabbatsegen. Der Patriarch nahm den Kelch und goß etwas daraus in eine Schale. Er merkte sofort, daß die Flüssigkeit Wein war, und roch den würzigen Duft der Trauben Hebrons. Er reichte das Glas dem Pascha, und dieser gab es dem, der neben ihm stand, und so ging der Becher von Hand zu Hand, und alle überzeugten sich, daß darin Wein war.

Hierauf bat der Patriarch den Vorbeter um Vergebung dafür, daß er den Gottesdienst gestört hatte. Er sprach: Schuld ist dieser hier, der euch verleumdet hat. Und er zeigte auf den Mann, der gerufen hatte, man solle die Lade öffnen. Da zog der Pascha das Schwert aus der Scheide und wollte den Nichtswürdigen an Ort und Stelle richten. Der Patriarch aber trat dazwischen und sprach: Du sollst das Heiligtum nicht durch Blutvergießen entweihen.

Als der Pascha mit dem Patriarchen und dem Gefolge das Bethaus verließ, gestand der Grieche seine Untat ein.

★

Die Schaffung des Golems

Es lebte zu Worms ein Mann von gerechtem Wesen mit Namen Bezalel. Diesem wurde in der Passahnacht ein Sohn

geboren. Es war das Jahr fünftausendzweihundertdreiundsiebenzig nach der Weltschöpfung, und die Juden litten unter schweren Verfolgungen. Die Völker, unter denen sie lebten, beschuldigten sie, daß sie bei der Herstellung des Passahbrotes Blut verwendeten. Als der Sohn Rabbi Bezalels zur Welt kam, brachte seine Geburt schon Gutes. Wie nämlich das Weib von Geburtswehen erfaßt wurde, liefen die Hausgenossen auf die Straße, um die Wehmutter zu holen, und vereitelten dadurch das Vorhaben einiger Bösewichte, die ein totes Kind im Sacke trugen und es mit der bewußten Absicht in die Judengasse werfen wollten. Da weissagte Rabbi Bezalel über seinen Sohn und sprach: Dieser wird uns trösten und uns von der Plage der Blutbeschuldigungen befreien. Sein Name in Israel sei Juda Aria, getreu dem Vers im Segen Jakobs: Juda ist ein junger Löwe; als meine Kinder zerrissen wurden, stieg er hoch.[1]

Und der Knabe wuchs heran und ward ein Schriftgelehrter und Weiser, dem alle Wissenszweige vertraut waren, und der alle Sprachen beherrschte. Er wurde Rabbiner der Stadt Posen, bald darauf aber berief man ihn nach Prag, woselbst er oberster Richter der Gemeinde ward.

Sein Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, seinem bedrängten Volke zu helfen und es von der Verleumdung des Blutgebrauchs zu befreien. Er bat den Himmel, ihm im Traume zu sagen, wie er den Priestern, die die falschen Beschuldigungen ausstreuten, beikommen könnte. Da ward ihm in einem nächtlichen Gesicht der Bescheid: Mache ein Menschenbild aus Ton, und d u wirst der Böswilligen Absicht zerstören. Also rief der Meister im geheimen seinen Eidam wie seinen ältesten Schüler zu sich und vertraute ihnen die himmlische Antwort an. Auch erbat er ihre Hilfe zu dem Werk. Die vier Elemente waren zur Erschaffung des Golems

[1] Aria bedeutet Löwe.

notwendig: Erde, Wasser, Feuer und Luft. Von sich selbst sprach der Rabbi, ihm wohne die Kraft des Windes inne; der Eidam sei einer, der das Feuer verkörpere; den Schüler nehme er als Sinnbild des Wassers; und so hoffe er, daß ihnen dreien das Werk vollkommen gelingen werde. Er legte ihnen ans Herz, von dem Vorhaben nichts zu verraten und sich sieben Tage lang für die Aufgabe vorzubereiten.

Als diese Frist um war, es war der zwanzigste Tag des Monats Adar im Jahre fünftausenddreihundertundvierzig und die vierte Stunde nach Mitternacht, begaben sich die drei Männer nach dem außerhalb der Stadt gelegenen Strome, an dessen Ufer eine Lehmgrube war. Hier kneteten sie aus dem weichen Ton eine menschliche Figur. Sie machten sie drei Ellen hoch, formten die einzelnen Gesichtszüge, danach die Hände und die Füße und legten sie mit dem Rücken auf die Erde. Hierauf stellten sie sich alle drei vor die Füße des Tonbildes, und der Rabbi befahl seinem Eidam, siebenmal im Kreise darum zu schreiten und dabei eine von ihm zusammengesetzte Formel herzusagen. Als dies vollbracht war, wurde die Tonfigur gleich einer glühenden Kohle rot. Danach befahl der Rabbi seinem Schüler, gleichfalls siebenmal das Bild zu umkreisen und eine andere Formel zu sagen. Da kühlte sich die Glut ab, der Körper wurde feucht und strömte Dämpfe aus, und siehe da, den Spitzen der Finger entsproßten Nägel, Haare bedeckten den Kopf, und der Körper der Figur und das Gesicht erschienen als die eines dreißigjährigen Mannes. Hierauf machte der Rabbi selbst sieben Rundgänge um den Tonkloß, und die drei Männer sprachen zusammen den Satz aus der Schöpfungsgeschichte: Und Gott blies ihm den lebendigen Odem in die Nase, und der Mensch ward zur lebendigen Seele.

Wie sie den Vers zu Ende gesprochen hatten, öffneten sich die Augen des Golems, und er sah den Rabbi und seine Jünger

mit einem Blick an, der Staunen ausdrückte. Rabbi Löw sprach laut zu dem Bildnis: Richte dich auf! Und der Golem erhob sich und stand da auf seinen Füßen. Danach zogen ihm die Männer Kleider und Schuhe an, die sie mitgebracht hatten — es waren Kleidungsstücke, wie sie Synagogendiener trugen —, und der Rabbi sprach zu dem Menschen aus Ton: Wisse, daß wir dich aus dem Staub der Erde geschaffen haben, damit du das Volk vor dem Bösen behütest, das es von seinen Feinden zu leiden hat. Ich heiße deinen Namen Joseph; du wirst in meiner Gerichtsstube wohnen und die Arbeit eines Dieners verrichten. Du hast auf meine Befehle zu hören und alles zu tun, was ich von dir fordere, und hieße ich dich durchs Feuer gehen, ins Wasser springen, oder dich von einem hohen Turm herunterwerfen. Der Golem nickte mit dem Kopfe zu den Worten des Rabbi, als wollte er seine Zustimmung ausdrücken. Er hatte auch sonst in allem ein menschliches Gebaren; er hörte und verstand, was man zu ihm sprach, nur die Kraft der Rede blieb ihm versagt. So waren in jener denkwürdigen Nacht drei Menschen aus dem Hause des Rabbi gegangen; als sie aber um die sechste Morgenstunde heimkehrten, waren ihrer vier.

Seinen Hausgenossen sagte der Rabbi, daß er, als er des Morgens nach dem Tauchbad gegangen sei, einem Bettler begegnet wäre und ihn, da er redlich und unschuldig zu sein schien, mitgenommen habe. Er wolle ihn in seiner Lehrstube als Bedienten gebrauchen, verbiete es ihnen aber, den Knecht häusliche Arbeiten verrichten zu lassen.

Und der Golem saß beständig in einer Ecke der Stube, den Kopf auf beide Hände gestützt, und verhielt sich reglos wie ein Geschöpf, dem Geist und Verstand abgehen und das sich um nichts bekümmert, was in der Welt vorgeht. Der Rabbi sprach von ihm, daß ihm weder Feuer noch Wasser etwas anhaben würden, und daß ihn kein Schwert verwunden könne.

Den Namen Joseph hatte er ihm zur Erinnerung an den im Talmud erwähnten Joseph Seda gegeben, welcher halb Mensch und halb Geist gewesen war, die Schriftgelehrten bedient und sie vielmal aus schwerer Bedrängnis gerettet hatte.

Der Hohe Rabbi Löw bediente sich des Golems nur, wo es galt, die Blutbeschuldigung zu bekämpfen, unter welcher die Juden Prags besonders zu leiden hatten. Schickte Rabbi Löw den Golem irgendwohin, wo dieser nicht gesehen sein sollte, so band er ihm ein Amulett um, das auf Hirschhaut geschrieben war. Dieser Talisman machte ihn unsichtbar, er selbst aber konnte alles sehen. In der Zeit vor dem Passahfest mußte der Golem allnächtlich durch die Stadt streifen und jeden aufhalten, der eine Last auf dem Rücken trug. War es ein totes Kind, das in die Judengasse geworfen werden sollte, so band er den Mann und die Leiche mit einem Strick, den er immer bei sich trug, und führte ihn nach dem Stadthaus, wo er ihn der Obrigkeit übergab. Die Kraft des Golems war übernatürlich, und er vollbrachte viele Taten.

★

Der Tod des Golems

Nachdem ein Gesetz herausgekommen war, das die Blutbeschuldigungen als grundlos bezeichnete und jede Anklage dieser Art untersagte, beruhigten sich die Gemüter, und Rabbi Löw beschloß, dem Golem seinen Odem wieder zu nehmen. Er ließ ihn auf ein Bett legen, befahl seinen Schülern, ihn abermals siebenmal zu umkreisen, wobei sie die Worte zu sprechen hatten, die seinerzeit bei der Erschaffung des Golems gesprochen worden waren, nur in umgekehrter Ordnung. Als die siebente Umkreisung zu Ende war, war der Golem leblos wie ein Stein. Man zog ihm die Kleider aus, wickelte ihn in zwei alte Gebetmäntel und verwahrte den Klumpen unter einem Haufen alter, schadhafter Bücher in der Dachstube des Rabbi.

Aus dem in Kürze erscheinenden fünften Bande von: „Der Born Judas“.

PAUL VERLAINE
ZWEI GEDICHTE

Die in allernächster Zeit zu erwartende zweibändige Ausgabe der „Gesammelten Werke“ Paul Verlaines darf den Anspruch erheben, nicht nur die vollständigste, sondern auch die vollendetste deutsche Darstellung seines Werkes und Lebens zu sein. Denn nicht ein Einzelner hat sich hier in der Nachahmung eines ausländischen Dichters versucht, beinahe unsere ganze lyrische Generation ist in diesem Werke zu einem vorbildlichen Versuch der Übertragung vereint. Durch zeitliche Anordnung der Gedichte wird der erste Band gewissermaßen zur lyrischen Selbstbiographie, die der zweite Band mit den Prosabekenntnissen, intimen Schilderungen, Zeichnungen, Karikaturen und einer Einleitung von Stefan Zweig zu einem erschütternden psychologischen Lebensbild ergänzt.

Aufzug

EIN Affe springt in Goldbrokat
um sie herum nach Affenweise,
und ihre Hand zerknittert leise
des Spitzentuches reichen Staat,

indes ein roter Negerknabe
die schwere Schleppe lüstern hebt;
wie er bei jeder Falte bebt,
daß sie geheim sein Auge labe!

Der Affe schielt begehrlich dreist
auf seiner Herrin weiße Büste,
den reichen Schatz, der alle Lüste
des nackten Götterleibs verheißt.

Der Negerjunge hebt zuweilen,
der Schlaukopf, mehr als nötig tut,
die Säume, drauf sein Auge ruht,
sein nächtlich Fieber ihm zu heilen.

Sie aber geht in stolzem Traum
hinab die Stufen — und die Tröpfe,
die frech ihr dienenden Geschöpfe
beachtet sie im Schreiten kaum.

Franz Evers



Arthur Rimbaud
Zeichnung von Paul Verlaine

„Eine Fromme...“

EINE Fromme im Heiligenscheine,
eine Edle in ihrem Gemach,
was je nur von süßer Reine
und liebender Anmut sprach.

Des Jagdhorns Goldklang im Holze
ertönt so lockend und weit,
vermählt mit dem zärtlichen Stolze
der Frauen aus alter Zeit.

Das Lächeln sieghafter Schöne
auf ihrem Antlitz erblüht,
das weiß wie Gefieder der Schwäne
so frauenhaft kindlich erglüht.

Und Rosen und Lilien in reinem
Akkord holdselig vereint,
das ist es, was mir in deinem
karlowingischen Namen erscheint.

Wolf Graf Kalckreuth

* * *

GOETHES ALTERSWEISHEIT

Aphorismen aus Friedrich Wilhelm Riemers Tagebüchern

DER langjährige Haus- und vielseitige Arbeitsgenosse Goethes Friedrich Wilhelm Riemer starb 1845. Den wertvollsten Teil seines äußerst umfangreichen handschriftlichen Nachlasses stellen seine Tagebücher dar, die zunächst auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar versiegelt aufbewahrt wurden und später in die Hände des Weimarer Privatgelehrten Robert Keil übergingen. Dieser veröffentlichte 1886 und 1887 in der „Deutschen Revue“ Auszüge aus den Jahrgängen 1807—1810 der Tagebücher. Er bereitete auch eine Gesamtausgabe in

Buchform vor, zu der es jedoch nicht gekommen ist. Vielleicht hatte ihn die Kritik, die an seiner Bearbeitung der Proben in der „Deutschen Revue“ geübt wurde, verstimmt und verärgert. Nach seinem Tode soll, der mündlichen Überlieferung nach, seine Witwe die Originaltagebücher verbrannt haben. Über deren Bestand hat Keil selbst einige Anhaltspunkte gegeben. Sie wurden von Riemer von 1807—1845 geführt, und zwar benutzte er als Grundlage von 1807—1814 den „Neuen Schreibalmanach für die herzoglich weimar-eisenachischen Lande“, von 1815 an durchschossene Exemplare des in der Jenaer Druckerei von Frommann und Wesselhöft hergestellten „Verbesserten Friedens- und Historien-Kalenders“. Der Schreibraum in diesen Kalendern genügte aber bei weitem nicht, um Riemers eigene Betrachtungen und seine Aufzeichnungen über seinen Verkehr mit Goethe zu fassen. So entstanden nebenher noch Mengen einzelner Notizblätter, die den Tagebüchern beigelegt oder unter Streifbändern gesammelt wurden. Aus diesem Vorrate hat Riemer die „Tischreden“ im zweiten Bande seiner 1841 erschienenen „Mittheilungen über Goethe“ und die „Aphorismen“ in den „Briefen von und an Goethe“ (1846) ausgelesen, ohne mit diesen Gaben seine wertvolle Quelle zu erschöpfen.

Die Sammlung Kippenberg, die sich mit dem Goethe- und Schiller-Archiv in den Besitz der wesentlichsten Bestände des großen handschriftlichen Nachlasses Riemers teilt, verwahrt nun eine umfängliche Abschrift, die den bedauerlichen Verlust der verschollenen Originaltagebücher mildert. Sie ist von Keils Hand oder zum mindesten unter seiner Leitung hergestellt und enthält 655 beschriebene Großfolioseiten. Das Ganze ist in fünf Abteilungen gegliedert gewesen; die erste, eine von Keil bearbeitete Biographie Riemers, auf die in den späteren Teilen mehrmals seitenmäßig verwiesen wird, fehlt. Die zweite enthält „Notizblätter Riemers aus den Jahren 1803

bis 1806 über Goethe und über Aussprüche Goethes", die dritte „Notizblätter Riemers über Aussprüche Goethes ohne genauere Zeitangabe". Die vierte Abteilung „Aus Riemers Tagebüchern 1807—1845" bildet die Hauptmasse und nimmt 496 Seiten ein, die fünfte bringt „Riemersche Notizblätter über Goethe ohne Zeitangabe". Den Beschluß macht ein unvollendetes Register der Personennamen. Die Jahrgänge 1808 bis 1810 decken sich fast völlig mit den Auszügen der entsprechenden Jahre in der „Deutschen Revue". Dagegen muß der Text des Keilschen Auszuges vom Jahre 1807 nach einer anderen Vorlage, vielleicht unmittelbar nach dem Originaltagebuch, hergestellt sein. Die ganze Handschrift weist Spuren eingehender Bearbeitung auf, erläuternde und ergänzende Fußnoten, wie sie Keil seinen Auszügen in der „Deutschen Revue" beigegeben hatte.

Für die Goethe-Literatur bedeutet die Handschrift einen wertvollen Gewinn. Sie dient zur Kritik des Textes der Keilschen Auszüge sowohl, als auch der von Riemer selbst veröffentlichten „Tischreden" und „Aphorismen". Darüber hinaus erweitert sie unsere Kenntnis der Riemerschen Tagebücher ganz beträchtlich und ergänzt diejenigen Goethes vom Jahre 1811 ab. Goethes Tagebücher waren damals längst nicht mehr „geheime", wie man sie seit den Zeiten der Empfindsamkeit gerne nannte, sie trugen einen halböffentlichen Charakter, der sich deutlich in dem Umstande ausdrückt, daß Goethe sie nur noch selten eigenhändig schrieb. Auswahl und Art der Aufzeichnungen wurden dadurch grundlegend bestimmt. Riemer wird kaum je einem Menschen Einblick in sein Tagebuch gewährt haben, er schonte darin weder sich noch andere, er hielt auch seine ihn häufig plagenden „Unmutsmomente" fest; neben dem Menschlichen steht das Allzumenschliche. Auch in seinen Betrachtungen über Goethe ist er hier sorgloser, freier und offener, er zeichnet manches auf, was er in seinen späteren

Veröffentlichungen aus Gründen der Pietät und der Furcht vor Mißdeutung verschwieg.

Aus dem Schatze von ungedruckten Äußerungen Goethes, die der Handschrift einen besonderen Wert verleihen, legen wir Proben von solchen aus dem letzten Lebensjahrzehnt des Meisters vor.

Arthur Pollmer

1. November 1823

Goethe hätte wollen die Naturwissenschaft auf mehrere hundert, ja tausend Jahre zugrunde richten, wenn er Märchen, Mythologie, Kunst und seine poetische Darstellungsgabe mit in die Naturwissenschaft hätte einmengen wollen.

Er habe sich aber selbst bekämpft und das auseinander gehalten, daher neulich eine Rezension ganz recht öffentlich gesagt, bei Gelegenheit einer Vorstellungsart oder Erklärung, die jemand gegeben: Goethe würde dieses als Dichter billigen und akzeptieren, aber nicht als Naturforscher.

8. Februar 1824

„Des Wissens wird immer mehr, und Verstand und Vernunft bleiben immer dieselben. Wir können jetzt jenes ebenso wenig gewältigen, als die Früheren das ihrige." Bei Gelegenheit von Köppens historisch-philosophischen Untersuchungen.

1. März 1824

Nach Tische über die Parias. Bei dieser Gelegenheit: Daß das Kastenwesen gewissermaßen natürlich, notwendig sei, indem es durch die Verschiedenheit der Beschäftigungen, die nichts miteinander gemein haben, gegeben sei.

Das einzig Vermittelnde, was sie alle zusammenbringt, ist die Religion.

In neuer Zeit war die Politik ein solches, was man zur Vereinigung der verschiedenen Kasten aufs Tapet brachte.

Dies hört nun auf.

Der Adel muß wieder zurückgehen, der reiche Bürger desgl.

Man hat die Handwerke aufgehoben, um den Handwerksgeist aufzuheben, aber man sieht sich genötigt, sie wiederherzustellen. Die etwas verstehen, halten ohnehin zusammen und müssen die Pfuscher von sich ausstoßen.

8. August 1824

„Die Journalisten sind wie die Scheherezade gegen das Publikum, sie halten es mit ihren abgerissenen und unterbrochenen Erzählungen nur so hin, daß es ihnen nicht den Kopf abschlage."

Im Juli 1826

Goethe mündlich: Die beste Regierung sei doch die Ministerregierung. Ein Minister müsse das Beste besorgen, weil er sonst aus dem Sattel gehoben werde. Verstand und Einsicht und guter Wille treffen hier zusammen.

Da wir uns die Fürsten nicht machen könnten, wie wir wollen, so müßten wir Gott danken, daß der Verständigste, die Macht im Rücken, sich mit dem Regieren befasse.

Man pflegt bei Beurteilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existieren. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig; ist die Gewalt bei der Menge, so steht der Einzelne im Nachteil. Dieses geht dann durch alle Stufen durch, bis vielleicht irgendein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, sich finden kann.

Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimnis; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht ins klare kommen.

Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts abgesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen.

Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworener, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht.

10. April 1827

Goethe erzählte mir ein Bonmot von sich. Es habe ein Fremder sich über unsre hiesige Baukunst aufgehalten und etwas dagegen geäußert. Darauf habe er ihm ganz ernst und heftig erwidert: Für was er uns ansähe? Eine solche Baukunst, wie er verlange, sei das Werk der Despotie und Tyrannei; nur ein Fürst, ein Despot verlange und setze durch, daß ein Haus wie das andre, die Straßen gerade seien, mit Beeinträchtigung von eines jeden Bequemlichkeit, Willen, Lust pp., Weimar sei der freiste Ort, im Denken, Schreiben und Bauen.

20. Februar 1828

„Alle Regierungsformen werden mit der Zeit unzulänglich."

7. Oktober 1828

Abends bei Goethe. Meinen Auftrag von der Großfürstin [hinsichtlich stärkerer Vermehrung der Großherzoglichen Bibliothek] ausgerichtet. Anfangs in seiner Art dagegen; zuletzt lenkte er ein, als ich etwas empfindlich von dem Zustande der Bibliothek hinsichtlich so vieler fehlender Bücher gesprochen und sein Argument, daß die Bibliothek nicht das neuste, sondern alte Sachen haben müßte, durch die Tat widerlegt, indem ich nachwies, wie gerade epochemachende Werke darin fehlten. — Wir wurden eins, der Großfürstin zu sagen, sie solle nur eine Summe bestimmen, wir wollten wirtschaften und jährlich von dem Verwendeten Rechenschaft ablegen. Nachher heiter und großartig. Übersetzte mir eine schottische Ballade, die vortrefflich ist: ein Räuber, der ein Mädchen entführt, unter dem Vorwande der Ehe, und sie zu-

letzt ins Meer stoßen will, zu andern früheren von ihm versenkten, und aus Geiz ihre Kleider nicht ins Meer werfen will, sie daher sich ausziehen läßt, und sie diesen Moment wahrnimmt, sein Gesicht abzuwenden, unter dem Vorwande, daß es sich nicht schicke, sie nackend zu sehen, und während er ihr gehorcht, ihren Vorteil absieht und ihn ins Meer stößt. — Noch manches über den Charakter der schottischen Ballade, und wie er seine Vorliebe für sie durch sein Studium nach ihr rechtfertige.

30. Oktober 1828

Es macht einen Unterschied, von welcher Seite her man in eine Wissenschaft hineinkommt. Goethe sagte mir: Er sei von dem Thüringer Wald her, also von den Gangarten dieses Landes in die Mineralogie und Geologie überhaupt gelangt. Humboldt habe nur seine amerikanischen Vulkane im Sinn und so fort.

2. Januar 1831

Mittag bei Goethe. Wie man sich gegen die Verwundungen herstelle und abhärte, die wir täglich von andern erfahren. Wie man sich gegen das Wetter arrangiere, entweder sich durchregnen lasse oder sich notdürftig dagegen schirme, im ganzen aber doch immer dagegen wie gegen das Wetter verhalte, d. h. als gegen ein Gegebenes, Positives, Unabänderliches. Wer das nicht kann, der muß zu Hause bleiben und lieber nicht ausgehen.

1. April 1831

Klippern gehört zum Handwerk! Das Spiralsystem, meinte Goethe, würde so etwas für die jungen angehenden Botaniker werden, worin und woran die ihr Wesen treiben könnten. Es sei gerade so ein Ding wie die Kristallographie.

1. April 1831

Als ich bemerkte aus Rochefoucaulds Maximen, daß eine Regierung, sobald man sie laut tadeln könne, verachtet sei, so

erwiderte Goethe: Das sei so gewiß, daß, wenn Oken und N. N. den Kotzebue nicht so vernichtiget hätten, daß er verächtlich geworden, er nicht ermordet worden wäre. Wir kamen dann darauf, wie dieser neumodische Vernichtigungs- und Vernichtungsprozeß von den Deutschen zuerst vorgenommen worden, von Fichte gegen Nicolai, früher von andern: Lessing gegen Klotz, Voß gegen Heyne, und er eigentlich von den Philologen ausgehe.

22. Juli 1831

Als ihm gesagt wurde, die Alma schliefe. „Ach wenn ein Frauenzimmer schlafe, da müsse man froh sein.“

4. September 1831

Mittags bei Goethe gespeist, allein mit ihm. Zeigte er mir das Petschaft, welches die Engländer ihm zu seinem Geburtstag machen lassen. Wir bemerkten gemeinschaftlich, daß es bei aller Technik doch ohne alle Kunst sei, ohne etwas Dargestelltes, ohne Bedeutung, bloß kostbar und teuer. Mit einer Art von Desperation fügte er hinzu, daß nun einmal die Engländer jetzt von aller Kunst entblößt wären, und daß sie schon so und so viel Jahre gänzlich zurückgegangen.

3. Januar 1832

„Das Alter verliert eines der größten Menschenrechte: es wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt.“

* * *

FRIEDRICH MICHAEL
„O TANNENBAUM!“

WENN man einmal die vielen kleinen und großen Sänger des Tannenbaumliedes unvermittelt nach dem Verfasser des Textes früge, so würden gewiß nur wenige einen Namen nennen können. Die meisten würden vielleicht sagen, „O Tannenbaum“ sei doch ein Volkslied. Das ist es, genau genommen, aber nicht, man kann vielmehr nur von einem „volkstümlichen

Lied“ sprechen, einer jener zahlreichen Schöpfungen der Kunstpoesie, die aus irgendeinem Grunde „volksläufig“ geworden sind. Allerdings liegen die Verhältnisse beim Tannenbaumlied insofern etwas anders, als die Autoren, die dem Gedicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts Gestalt gaben, an eine alte Überlieferung anknüpften, Volksliedelemente benutzten. Schon in einem Fliegenden Blatt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts findet man in dem Lied „Es hieng ein Stallknecht seinen Zaun“ die Verse:

> O Tanne! Du bist ein edler Zweig,
> Du grünest Winter und die liebe Sommerzeit.
> Wenn alle Bäume dürre sein,
> So grünest du, edles Tannenbäumlein.

Diese und einige andere frühe Fassungen, ihre Melodien und die gelegentlichen Zitate in der älteren Literatur haben Ludwig Erk und Franz M. Böhme im „Deutschen Liederhort“ aufgezeichnet. Für die Beliebtheit des in der Form mannigfach variierenden Liedes zeugen unter anderm Friedrich von Logaus Verse (aus den Sinngedichten, 1654):

> Wenns fröhlich wo gieng zu so klang ein Reuterlied,
> Der grüne Tannenbaum, und dann der Lindenschmied.

Es wurde als Tanzlied gesungen, wie aus einer Erwähnung vom Jahre 1675 hervorgeht, und war, nach anderen Zeugnissen, bei den Studenten beliebt. Jedenfalls war es kein Weihnachtslied, als welches wir es heute fast ausschließlich kennen.

Von den verschiedenen Varianten sind zwei dreistrophige Fassungen interessant, weil sie zeigen, wie das Volkslied zersungen, erweitert, fortgedichtet wird. Im Odenwald und in Schlesien sang man außer den beiden ersten Strophen, die nur wenig von dem zitierten Text aus dem 16. Jahrhundert abweichen, eine dritte Strophe, in der der Tannenbaum redend eingeführt wird:

Warum soll ich nicht grünen,
Da ich noch grünen kann?
Ich hab weder Vater noch Mutter,
Der mich versorgen kann.

Und abermals eine Erweiterung schafft man, durch Weglassen der zweiten und Zudichtung einer neuen dritten Strophe, im Paderbornschen, so daß sich, um 1812 aufgezeichnet, dies hübsche Lied ergibt:

O Dannebom, o Dannebom,
Du drägst 'ne grönen Twig,
Den Winter, den Sommer,
Dat doert de leve Tid.

Worum schold ich nich grönen,
Da ich noch grönen kann?
Ick hebb nich Vader un Moder,
De mi versorgen kann.

Un de mi kann versorgen,
Dat is de leve Gott,
De leet mi wassen un grönen,
Drum bin ick stark un grot.

Im gleichen Jahre 1812 veröffentlichte Ludwig Uhland im „Poetischen Almanach" ein Dramen-Bruchstück; ein Wanderer spricht hier die Verse:

O Tannenbaum, du edles Reis!
Bist Sommer und Winter grün.
So ist auch meine Liebe,
Die grünet immerhin.

O Tannenbaum! Doch kannst du nie
In Farben freudig blühn:
So ist auch meine Liebe,
Ach! ewig dunkelgrün.

Hier wird also die immer grünende, aber nie bunt aufblühende Tanne zum Symbol der treuen, aber unglücklichen Liebe; und die gewiß schon früher empfundene, aber nicht ausgesprochene Symbolik der Treue kehrt nun auch in den Liedern der beiden Pädagogen wieder, die kurz hintereinander, 1820 und 1824, den Stoff ganz neu gestalteten: Zarnack und Anschütz.

August Zarnack (1777—1827) hat seinen „Deutschen Volksliedern mit Volksweisen für Volksschulen“, die in zwei Teilen in Berlin 1818 und 1820 erschienen, Einleitungen vorausgeschickt, in denen er die Grundsätze seiner Ausgaben darlegt. Er weiß recht wohl: „Was das Volk am liebsten singt, sind erstlich Lieder, die aus dem Verhältnis hervorgehen, welches die Liebe herbeiführt... Streng moralische, oder gar moralisierende Lieder werden in dieser Hinsicht gänzlich ausgeschlossen, und es geschieht recht daran.“ Später verteidigt er das Fehlen geistlicher Lieder in seiner Sammlung: „Ein ewiges Wiederkäuen der Moral in allen Formen verleidet diese oft mehr den Kindern, als daß es sie dafür gewinnen sollte... Man kennt die Kindernatur schlecht, wenn man meint, sie für die Frömmigkeit zu gewinnen durch Lieder, wie:

In Haus und Schul', in Bett und Stall,
Da soll ich fromm sein überall.

Der Mißgriff, den Erzieher hie und da in dieser Sache gemacht haben, fällt ins Unglaubliche. Mir liegt eine solche Liedersammlung für Kinder vor Augen, worin in einem eigenen Liede die Höflichkeit empfohlen wird nach der Melodie: Ich hab mein Sach Gott heimgestellt — das Einnehmen der Arznei nach: Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen! — das Einimpfen der Kuhpocken nach: Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Zarnack bleibt derlei Torheiten fern, und sein Programm

enthält die für jeden Autor eines Schulliederbuches beachtenswerten Sätze: „Da dieses Volksliederbuch nicht sowohl zu einem methodischen Übungsbuch bestimmt ist, als vielmehr den Zweck hat, durch die Schulen eine Auswahl passender Lieder und Weisen in das Volk zu bringen, so mußte des Sammlers Augenmerk darauf gerichtet sein, daß der größere Teil dieser Lieder nicht nur für das Knaben- und Mädchenalter, sondern auch noch für das Alter des Jünglings, der Jungfrau und des Mannes paßten, und darum durften auch Lieder, welche die Liebe berührten, nicht ganz ausgeschlossen werden, und selbst schon darum schienen sie nötig, weil es mit ein Argument des Erziehers sein muß, den gröberen Äußerungen der Sinnlichkeit unter dem niedern Volk eine edlere Richtung zu geben. Deshalb ist nach strenger Sichtung nur das aufgenommen worden, was auf unsträfliche Neigung der Herzen zueinander und auf jenen unverbotenen Umgang Bezug hat, den das bräutliche Verhältnis herbeiführt — ausgeschlossen aber ist jede, und sei es auch nur die leiseste Anspielung auf leichtsinnige Buhlschaft."

So hat denn der Herr „Erziehungs-Direktor am Königlichen großen Militair-Waisenhause zu Potsdam" kein Bedenken getragen, das alte Tannenbaumlied zu einem Liebesgedicht umzugestalten, das zuerst in der Sammlung von 1820 erschien, und zwar mit der Melodie, die wir noch heute singen und nach der ursprünglich die Studentenlieder „Lauriger Horatius" und „Gott grüß dich, Bruder Straubinger", später auch das Lied „Es lebe hoch, es lebe hoch der Zimmermannsgeselle" gesungen worden waren. Zarnacks Text lautet:

> O Tannenbaum, o Tannenbaum,
> Wie treu sind deine Blätter!
> Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
> Im Winter auch, wenns friert und schneit.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter.

O Mädelein, o Mädelein,
Wie falsch ist dein Gemüte!
Du schwurst mir Treu in meinem Glück,
Nun arm ich bin, gehst du zurück.
O Mädelein usw.

Die Nachtigall, die Nachtigall
Nahmst du dir zum Exempel.
Sie bleibt, so lang der Sommer lacht,
Im Herbst sie sich von dannen macht.
Die Nachtigall usw.

Der Bach im Tal, der Bach im Tal
Ist deiner Falschheit Spiegel.
Er strömt allein, wenn Regen fließt,
Bei Dürr' er bald den Quell verschließt.
Der Bach im Tal usw.

Hier ist also von einem Weihnachtslied noch ebensowenig die Rede wie bei den älteren Fassungen des Liedes, ja der grüne Tannenbaum, der vorher doch die Hauptrolle spielte und sogar sprechen konnte, genießt zwar die Ehre, der sonst so gefeierten, hier merkwürdig schlecht weggekommenen Nachtigall als Muster der Treue gegenübertreten zu dürfen, muß sich aber mit einer Strophe unter vieren begnügen.

Doch schon vier Jahre später kam der Retter, der ihn nicht nur in die alten Rechte einsetzte, sondern auch aus einem ungewissen frostigen Winter in die Lichterhelle der Weihnachtszeit rückte und ihn damit zu einem seither immer wiederkehrenden Festgast machte. Der Retter ist Ernst Gebhard Salomo Anschütz (1780—1861), und das Buch, in dem sich der „Tannenbaum“ zuerst in neuer Gestalt zeigte, ist be-

Ernst Anschütz:
Eigenhändige Niederschrift seines Tannenbaumliedes

titelt: „Musikalisches Schulgesangbuch nach einer genauen Stufenfolge vom Leichten zum Schweren in drei Heften; geordnet und herausgegeben von M. Ernst Anschütz. Erster Heft. Zum Behuf der Bürgerschule in Leipzig. Leipzig, bei Carl Heinrich Reclam. 1824."

Anschütz, der auch Organist war, hat bei seinen Gesangbüchern den Hauptwert auf die Bearbeitung der Melodien gelegt. In den Texten hat er mit einem Eifer, den wir heute wohl bei aller Hochschätzung des Menschen und Pädagogen Anschütz ein wenig belächeln dürfen, alles ausgemerzt, was ihm für Kinderohren ungeeignet erschien, alle kräftigen Wörtlein also, und vor allem die Liebeslieder. Da ihm aber bei solchem Ausscheidungsverfahren schließlich auch die besten Melodien verloren gegangen wären, bearbeitete er die Texte oder legte den Noten eigene Dichtungen unter. Aber wie immer man diese Bearbeitungen beurteilen mag: manches Lied Anschützens hat doch jene bestimmte Gefälligkeit und Anschmiegsamkeit, die es volkstümlich werden ließen. Wenige wohl nur werden wissen, daß er der Autor des hübschen Kinderliedes „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" ist. Er schrieb ferner das von der älteren Generation noch gesungene behagliche Lied „Lieber Nachbar, ach borgt mir doch eure Latern'", auch hier ein älteres Lied frei umbildend. Und schließlich entstand so, in dem Wunsche, ein unverfängliches Lied für die Kinder zu geben, auch die Bearbeitung des Zarnackschen Tannenbaumliedes, die heute in aller Munde ist und hier in der von Herrn Justizrat Dr. Anschütz in Leipzig gütigst zur Verfügung gestellten Niederschrift des Dichters faksimiliert erscheint.

* * *

KAKUZO OKAKURA

1862—1913

Die zahlreichen Anfragen, die das durch Okakuras „Buch vom Tee“ geweckte und die „Ideale des Ostens“ bestärkte Interesse nach den Lebensumständen des Verfassers dieser Werke hervorgerufen hat, haben uns veranlaßt, unsere Freunde in Japan um Mitteilungen darüber anzugehen. Wir erhielten daraufhin eine Reihe von Angaben, von denen wir hier, mit unumgänglichen Kürzungen, der Übertragung eines Aufsatzes Raum geben, den das Museum der schönen Künste in Boston in seinen Veröffentlichungen dem Gedächtnis des Gelehrten gewidmet hat.

KAKUZO OKAKURA wurde in Yokohama geboren. Sein Vater war Samurai, erhielt aber, da er tiefes Interesse für die Entwicklung des Handels seines Landes empfand, die Erlaubnis, den adligen Stand aufzugeben und sich kaufmännischen Geschäften in Tokio und Yokohama zu widmen, wobei er sich in der Folgezeit ein ansehnliches Vermögen erwarb. Unter diesen Verhältnissen erhielt Kakuzo Okakura seine erste Erziehung und trat, noch sehr jung, in die literarische Fakultät der Universität Tokio ein; im Jahre 1880 beendete er sein Studium mit Auszeichnung und wurde beim Unterrichtsministerium angestellt. Sein Hauptlehrer auf der Universität und von entscheidendem Einfluß auf ihn war der Professor Ernest F. Fenollosa; ihm verdankte er viele seiner ersten Eindrücke in bezug auf die Künste und Ideen des Westens, auch begleitete er ihn auf seinen Forschungsreisen durch die Tempel und beschäftigte sich unter seiner Anregung eingehend mit Kunstfragen in der chinesischen und japanischen Literatur.

1886 wurde er Sekretär beim Minister für das Erziehungswesen und mit den Musikangelegenheiten betraut, nahm aber im gleichen Jahre eine Ernennung zum Mitglied der Kaiserlichen Kunstkommission an, welche die japanische Regierung organisierte und zum Studium der schönen Künste des Westens ins Ausland entsandte. Die Ergebnisse dieser Studien in Eu-

ropa und in den Vereinigten Staaten fanden verdiente Anerkennung, und nach seiner Rückkehr nach Japan zeigte ihm die japanische Regierung die Schätzung seiner Verdienste und erworbenen Kenntnisse dadurch, daß sie ihn zum Direktor der Kaiserlichen Kunstschule in Tokio ernannte. Diese Einrichtung stellte die erste ernsthafte Rückwirkung gegen den leblosen Konservativismus dar, wie er von den Anhängern anderer Kunstvereinigungen durch geistlose Nachahmung der westlichen Kunst gepflegt und genährt worden war. Unter Beibehaltung der Ideale und unter Verwirklichung der Möglichkeiten der altjapanischen Kunst und unter gleichzeitiger Pflege der Liebe und Erkenntnis der sympathischeren Kunstanschauungen des Westens suchte diese neue Schule die einheimischen Künste auf neuer Grundlage wieder zu Ehren zu bringen. Aber schnelle politische Veränderungen in Japan hatten erneutes Beharren auf der Übernahme westlicher Gedanken in allen Zweigen der Tätigkeit zur Folge, und als es im Jahre 1897 klar wurde, daß die europäischen Methoden eine immer zunehmende Bevorzugung in dem Verlauf der neuen Kunstschule erfuhren, fühlte sich Okakura verpflichtet, seinen Posten als Direktor niederzulegen. Sechs Monate später hatte er 39 der führenden Künstler der Zeit um sich versammelt, einschließlich solcher Maler wie Hashimoto Gaho, Kanzan und Taikan, unter deren Mitarbeit er die Nippon Bijitsu-in oder Halle der schönen Künste zu Yanaka in der Nähe von Tokio organisierte und eröffnete.

Hier wurden erneute Anstrengungen gemacht, das Beste der westlichen Kunst den höchsten einheimischen Überlieferungen anzugleichen, um auf diese Weise ohne Schädigung die Kraft des nationalen Gedankens zu erweitern. Die höheren und niederen Künste in allen ihren Formen wurden geübt und ausgestellt, und der Erfolg des neuen Unternehmens wurde bald an dessen starkem Einfluß empfunden. Vor und wäh-

rend dieser Tätigkeit war Okakura überdies lebhaft an den Forschungen interessiert, die die Regierung in der Absicht hatte ausführen lassen, die Kunstschätze, die damals viel mehr als jetzt in den Tempeln und Klöstern Japans verstreut waren, zu sichten und zu registrieren. Okakura widmete dieser wichtigen Aufgabe einen beträchtlichen Teil seiner Energie. Auch richtete er besonderes Augenmerk auf die zunehmende Schnelligkeit, mit der die wertvollen Gemälde und Plastiken, die während der Jahrhunderte von den religiösen Sekten angehäuft waren, in den Besitz von Sammlern der ganzen Welt übergingen, und die öffentliche Meinung wurde endlich hinreichend erweckt, um ihn in den Stand zu setzen, einen gesetzlichen Akt herbeizuführen, der alle solche Kunstwerke zu Nationalschätzen erklärte, ihren Verkauf oder ihre Wegschaffung verbot und zu ihren Wächtern unter dem Namen Kaiserlich-Archäologische Kommission eine Körperschaft von Künstlern und Gelehrten einsetzte. Mit der Arbeit dieser Kommission war Okakura in aktiver und später beratender Eigenschaft bis zu seinem Tode verbunden, und mehr als irgendeinem anderen hat Japan die Erhaltung von Meisterwerken der Malerei und Bildhauerkunst innerhalb seiner eigenen Grenzen zu verdanken, und zwar von Meisterwerken der Kunst, die immer zu den bedeutendsten Werken des Menschengeschlechts zählen werden.

Die Ergebnisse seiner Besuche Chinas und Indiens, wo Okakura erschöpfende Studien machte, sind in seinem Buch: „Die Ideale des Ostens" (1903) glänzend ausgeführt, worin er seine wichtige und jetzt allgemein angenommene Zergliederung der Bewegungen des Denkens und der Kunst in Asien erläutert. Seine anderen Bücher, von ähnlichen Gegenständen handelnd, sind: „Das Erwachen Japans" (1904) und das „Buch vom Tee" (1906). Außerdem erschienen an mehreren Stellen Aufsätze von ihm; ferner hielt er viele Vorträge, von

denen einige veröffentlicht sind, vor verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften und an der Kaiserlichen Universität in Tokio, wo er 1909 zum Professor der Ästhetik ernannt wurde.

Im Jahre 1906 begann seine Verbindung mit dem Museum der schönen Künste in Boston, zuerst als Berater und später als Kurator der Abteilung für chinesische und japanische Kunst. Seine erste Sorge war die Anordnung und Sortierung der ausgedehnten Sammlungen der Abteilung mit der Absicht, sie zu katalogisieren. Aber diese mechanische Arbeit war weit größer, als daß sie jemand allein hätte ausführen können, und er sicherte sich die Unterstützung erfahrener Sachverständiger aus Japan, um die Lack- und Metallarbeiten zu klassifizieren, während er selbst die Prüfung und Katalogisierung der Gemälde und Plastiken übernahm. Dieser Katalog bleibt für alle Zeit ein Muster seiner Art.

Okakura hielt viele Vorträge an dem Museum und über die verschiedensten Gegenstände. Er hatte eine bemerkenswerte Fähigkeit, sich klar auszudrücken und den Gegenstand interessant zu machen. Er besaß die Einfachheit des Genies. Er war vielleicht der größte Gelehrte und eigenartigste Schriftsteller der neueren Zeit auf dem Gebiet der orientalischen Kunst.

Aber das war bei weitem nicht sein einziges Interessengebiet. Sein Geist war allumfassend. Es schien unmöglich, an ihn eine Frage zu richten über Kunst, Dichtung, Geschichte, Philosophie oder Religion in Japan, China oder Indien, die er nicht aus erster Kenntnis beantworten konnte. Er war wiederholt um die Welt gereist. In China und Indien hatte er fast jeden in seiner Religions-, Kunst- oder politischen Geschichte bedeutungsvollen Ort besucht. Sein Erfassen der westlichen Literatur und schönen Künste war außerordentlich. Im Besitz der besten Geistesprodukte der höchsten

Zivilisation auf beiden Seiten der Welt hat er Kiplings berühmten Ausspruch ungültig gemacht:

„O, der Osten bleibt der Osten, und der Westen bleibt der Westen, und die beiden werden sich niemals begegnen."

Sie begegneten sich in Kakuzo Okakura.

Er starb am 2. September 1913 auf seinem Besitztum Akakura, das in den Bergen der Provinz Echigo, an die Japan-See grenzend, gelegen ist und wohin er der dort vorhandenen heißen Quellen wegen, von denen man Nutzen für ihn erhoffte, gebracht worden war. Sein Grab befindet sich auf seiner früheren Wohnstätte in einer bewaldeten Gebirgsgegend zu Idzura in der Provinz Hitachi, nordwestlich von Tokio an der pazifischen Küste Japans.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Am Beginn dieses Berichtes haben wir die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, von dem Tode dreier hochgeschätzter Mitarbeiter unseres Verlags Kenntnis zu geben. Am 18. November wurde Dr. Micha Joseph bin Gorion seiner gelehrten Tätigkeit entrissen, der er sich mit wahrhaft vorbildlichem Eifer gewidmet hatte. Unsere Freunde kennen die im Insel-Verlag erschienene ausgezeichnete Sammlung Der Born Judas, die von allen Kennern des Gegenstandes als einzig in ihrer Art bezeichnet wird, weil in ihr die gründlichsten Kenntnisse sich mit dem sichersten Geschmack verbunden haben. Der Hingang dieses auch im Charakter untadeligen Menschen ist allen, die ihn kannten, sehr nahe gegangen. — Am 26. November entschlief nach schwerem Leiden der Herausgeber unserer Homer-Ausgabe Dr. Paul Cauer, Geheimer Regierungsrat und Universitätsprofessor in Münster. Über seine wissenschaftliche Bedeutung zu sprechen müssen wir den dazu Berufenen überlassen. — Am 19. Dezember verschied plötzlich am Herzschlag Dr. Paul Schwenke, Geheimer Regierungsrat und Erster Direktor der Preußischen Staatsbibliothek a. D. Der Tod hat ihm die Feder sozusagen aus der Hand genommen: noch am Abend vor seinem Hinscheiden war er für unseren Verlag an dem dritten (Text-) Band der Gutenberg-Bibel beschäftigt, für dessen Vollendung nun die Witwe in Gemeinschaft mit anderen Gelehrten seines Faches Sorge tragen wird.

Von den zahlreichen Pressestimmen, die über unsere vor Weihnachten erschienenen neuen Bücher laut geworden sind, bringen wir hier nur eine wieder zu Gehör, weil sie wertvoll und gewichtig ist und ein Buch betrifft, das erneuert zu haben uns immer wieder zur Freude gereicht: wir meinen Stifters Witiko. Ihn nennt Hermann Bahr „das einzige deutsche Werk seit Goethes Tod, das an Bildkraft, an innerer Ausgewogenheit von zufließender Eingebung und abdämmender Besinnung, an Vollendung die Höhe Homers, Dantes und Shakespeares hat. Mit des Griechen Unschuld der verweilenden Lust an der unmittelbaren Gegenwart der Erscheinungen verbindet es den unerbittlichen Ernst einer zeitlosen Sittlichkeit, mit der der Florentiner Gericht über die Welt hält, und es gesellt einer Innigkeit, wie sie sonst nur aus dem Volkslied zuweilen klingt, die dramatisch gedrungene Wucht des Briten. Auch ist es vielleicht das einzige deutsche Werk seit Goethes Tod, das kein Anflug von Sentimentalität befleckt. Jahrelang hat Stifter, in seiner Erbitterung nach Vollkommenheit, Unfehlbarkeit des Ausdrucks nur etwa mit Flaubert vergleichlich, Tag um Tag immer von neuem wieder daran gefeilt, immer war ihm alles noch nicht ‚knapp und einfach' genug".

Als inzwischen erschienen können wir folgende Neuigkeiten ankündigen: den fünften Band des Born Judas; Hans Carossa: Meine Kindheit; Rudolf Kaßner: Die Grundlagen der Physiognomik; Shakespeare: „Cymbelin" und „Verlorene Liebesmüh"; Rudolf Alexander Schröders Gedichtband Audax omnia perpeti. — Obwohl unter die neuen Auflagen zu rechnen, verdienen doch zwei Bücher als Neuigkeiten zu gelten: das ist erstens das durch Vereinigung der früher erschienenen Werke „Beethovens Persönlichkeit" und „Beethovens Briefe" entstandene Buch: „Ludwig van Beethoven. Berichte der Zeitgenossen, Briefe und persönliche Aufzeichnungen" und die auf einen Band zusammengezogene Ausgabe der Sammlung Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional. — Größer ist die Zahl der durch die große Nachfrage notwendig gewordenen Neuauflagen, von denen wir hier nur die wichtigsten verzeichnen: Martin Buber: Daniel, 6.—7. Tausend; Ernst Hardt: Tantris der Narr, 42.—48. Tausend (über des Dichters Schaffen ist vor kurzem ein eingehendes Buch von Fritz Adler erschienen); Hugo von Hofmannsthal: Gedichte und kleine Dramen, 41.—45. Tausend; Ricarda Huch: Von den Königen und der Krone, 8. Auflage; Alfred Mombert: Der himmlische Zecher, neue erweiterte Ausgabe; Rainer Maria Rilke: Neue Gedichte, 15.—17. Tausend; Karl Scheffler: Der Geist der Gotik, 26.—30. Tausend; Oscar Wilde: Märchen, 106.—115. Tausend; Stefan Zweig: Erstes Erlebnis, 12.—14. Tausend.

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

DRITTER JAHRGANG / DRITTES HEFT

FEBRUAR 1922

*

Schlafe, das Leben schwebt über dich hin,
eine Flamme im jagenden Sturm,
im Eisgebirg, schneeüber in den Abgrund.
Öffne keinen Mund.
Denn die Flamme ist unjagbar,
und das Leben ist unsaybar.

Alfred Mombert

FRIEDRICH KURT BENNDORF

EIN VORSPRUCH ZUM WERKE MOMBERTS AM 50. GEBURTSTAGE DES DICHTERS

6. Februar 1922

SOGLEICH im ersten Gedicht des ersten Werkes schlägt Mombert volltönend den Grundakkord seines Schaffens an.

Der Mensch und das Leben. Der Mensch inmitten der Gewalten.

Die größte Frage, die wir aufwerfen können, die Frage nach dem Geheimnis unser selbst (— in einem späteren Werke des Dichters ausgedrückt mit den Worten: „Ob's möglich ist, hier einen Weg zu bahnen“ —) empfängt in wenigen Versen und in wundervoller Bildlichkeit ihre erste Antwort:

An eine Säule stand ich leicht gelehnt
in meiner Lenzkraft Blütenübermut,
den Becher Griechenwein am Lippenrand.
Und vor mir hoch ein nonnenhaftes Weib.
Hoch. Schwer. Und schön. Und feier-ernst und stumm.

Du bist das Leben, sprach ich leise grüßend.

Dann wäre ich ein Traum.

„Ein Traum."

Dieses Gedicht steht wie eine goldene Inschrift über dem Eingang zum Tempel der Mombertschen Gesamtschöpfung. Es bedeutet „das Gesetz", wonach der Dichter „angetreten". Seine Motive sind von entscheidender Symbolik und kehren allerorts wieder.

Säule. Die Kontemplation, die auf den Gesetzen der menschlichen Statik ruht, wird Plastik. Die Säule als Sinnbild des Haltes und der Sicherheit. Der Mensch erfährt mit der höchsten Intensität sein Da-sein. Er kommt zu sich selbst, erfaßt den Schwerpunkt seines Wesens, indem er sein eigenes Leben in Freiheit führt. Mit der Seins-Gewißheit des menschlichen Ichs aber ist gegeben das Bewußtsein der ewigen Verbundenheit des Einzeldaseins mit dem Lebensganzen.[1]

Becher. Das Leben trinken wie einen Becher Weins. Der Mensch als Zecher; der Dichter-Mensch als der „himmlische Zecher". „Reicht mir den Becher, der das Welt-All heißt!" (Der Held der Erde I, 15). Der Mensch begehrt die immer nur dem Geist faßbare sinnliche Welt zu ergreifen und bis auf den Grund auszukosten. Mit andern Worten: er sucht den Weg aus dem Traumhaften ins Wahrhafte, vom Abgeleiteten ins Ursprüngliche, ein Leben, welches Einheit ist von Innen und Außen; er sucht die Heimat Wirklichkeit. Das Symbol

[1] Zu vergleichen die Gedichte Denker I, 5, Blüte des Chaos IV, 4, sowie Aeon I, 96 und II, 21.

des Bechers und Bechertranks, in Momberts Werken oftmals auftauchend, ist in den zentralen Stellen: Held der Erde III, 10 (Zecher 94) und Aeon I, 48f., III, 62f. (Alexandros!) zu seiner tiefsten Bedeutung geführt. Die Materie verlangt ewig nach dem Geiste und findet dessen höchste Verkörperung im Menschen. Der geleerte Becher, gestillte Durst ist Sinnbild für die vollzogene Vereinigung der Phantasie mit der wirklichen Welt.

Griechenwein. Hindeutung auf den Kulturboden, dem sich der jugendliche Dichter von vornherein nahe weiß. Nicht die modern-sentimentalische Grundempfindung, sondern die antik-naive; nicht Nervenstimmung, sondern Geistesstimmung. Leibgewordene Geistesmächte anschauen und menschliches Schicksal gestalten wie die Griechen; schaffen wie diese im engsten Bündnis mit der sinnenfälligen Natur.

Weib. Nur in klar begrenzten Formen können wir vorstellen und darstellen. Die unendliche Tiefe, aus der die Gestalten des Lebens ans obere Licht ragen, bleibt uns verborgen. So erscheint dem Dichter das Leben selbst als eine hohe Frauengestalt. Das Gebärende, Fruchtbare; das Unbewußte und Triebhafte. Ein „nonnenhaftes" Weib. Das mystisch Verschleierte alles Lebensgeschehens; der labyrinthische Ursprung des Lebens. Zugleich auch sein Erhabenes, Schweres, Schönes.[1] Und sein Schweigen auf unsre Frage nach Wesen und Sinn. Im ersten Aeon-Drama (68) erschaut Mombert die Gestalt von neuem und leiht ihr ein Prädikat aus antiker Sphäre, nicht mehr aus christlicher: „Eine nackte Frau lehnt ewigstill an einem Baum." Und im zweiten Aeon-Drama offenbart sich ihm diese Frau in der Doppelheit „Tiona" und „Urfrühe", den Sinnbildern für das Gegliederte und Ungegliederte, das Kosmische und Chaotische (— zwischen beiden der Mensch Aeon dauernd „schwankend").

[1] Vgl. Held der Erde II, 9: „Die furchtbare Herrlichkeit des Lebens."

Traum. Der Mensch in seinem Verhältnis zum Leben ist Träumender. Ein Akkord, der immer mächtiger anschwillt in Momberts Dichtung und immer inhaltschwerer wird. „Deine Stirn. / Was darunter ruht, / ist ungeheurer Traum“ (Schöpfung 84). „Gott — und die Träume“ (Schöpfung 184). Aeon, „der besitzende Traum-Koloß“ (Erstes Drama, S. 69. Vgl. Denker V, 10). Aeon, „der ewige Traum des All“ (I, 74). Und noch im neuesten Werke des Dichters (Held der Erde II, 5): „Innen, durch Träume, hab ich ein Reich.“[1]

II

Erinnere man sich hier jener Gedichte von Heinrich Heine und Otto Ludwig, die gleichfalls das Thema Mensch und Leben durchführen. Beide haben eine Teilerscheinung des Lebens im Auge, dieses den harten Kampf ums Dasein, der dem Individuum beschieden ist, jenes das menschliche Liebesleben mit seinem dauernden Wechsel von Seligkeit und Qual. Für Otto Ludwig ist das Leben ein „finsterer Treiber“ und der Mensch ein „ewig gehetzter, ewig hoffender und getäuschter Tantalus“. Heine (— im Eingang zur dritten Ausgabe seines „Buchs der Lieder“ —) ruft eine Sphinx auf: ein Weib an Haupt und Brüsten, Leib und Tatzen wie ein Löwe. Indem er dieses Marmorbild lebendig küßt, wird er zwar von des Mundes Kuß beglückt, von den Tatzen aber gräßlich verwundet.

Während Heine und Ludwig nach der Beschaffenheit des zeitlichen Einzelseins fragen und eine niederdrückende Antwort dafür haben, fragt Mombert in seinem Gedicht nach dem ewigzeitigen oder überzeitlichen Allsein, und seine Antwort hebt uns in die Himmel. Nicht die soziale Note hat hier den Ton, sondern die religiöse. Das Argument seines Gedichts liegt im Jenseits der Erscheinungen. Der Blick ist auf die Grenz-

[1] Epiktet: „θαυμαστοὶ ἄνθρωποι, μήτε ζῆν θέλοντες μήτε ἀποθνήσκειν“ (Wunderliche Menschen: weder leben wollen sie, noch sterben); Mombert setzt fort: Sie wollen „träumen“.

linie gerichtet, wo das Terrestrische und Transterrestrische wunderbar zusammenfließen.[1] Der Begriff „Leben" ist als einer der großen Menschheitgedanken aufgefaßt, die apriorisch in uns ruhen. „Das Leben ist in mir — es ist die Welt" (Aeon I, 68).

Diese seine Grundstellung veranschaulicht Mombert noch in einem anderen Gedichte seines Erstlingswerkes „Tag und Nacht". Es ist „Bergforst" überschrieben. Ein Bergforst, der „seine eignen hohen Krongesänge rauscht" und nur dann und wann den „listigen Geschichten" lauscht, die unten in der Tiefe „die frische Silberquelle kichert". Aus beiden Gedichten spricht zu uns einer, der „ein unbekanntes Gottgefühl im Busen trägt" (Tag und Nacht 76), der ein Seher des Traumgeheimnisses ist, als welches das Leben uns erscheint, und der es deutet, indem er auf die Mitte des Kreises der Lebensgestaltungen mit schöpferischer Energie vordringt, auf das menschliche Ich, darin das Leben Bewußtsein gewinnt und dessen Sonderschicksal in Übereinstimmung steht mit dem Allschicksal.

III

Groß ist das Geheimnis der „Gott-Gestirne", der elementaren Welt, aber: „das Geheimnis ist der Mensch." „Welt-Chaos!" (Aeon III, 41). Kein größeres Problem als das der Individuation und der Individualität! Alle anderen sind dagegen sekundär und abgeleitet (— und viele davon auch bloß eine Sache unsrer Vorstellung). Alle Frage, die die Spezialwissenschaft aufstellt und ebenso alles Nützliche, Zweckmäßige, Wohlfahrtsfördernde, das die menschliche Gemeinschaft erstrebt, muß dagegen zurücktreten.

In jenes Geheimnis nun sucht Mombert von Anbeginn seines

[1] Bedarf nicht jede Aussage der Hinzusetzung dieses „wunderbar"? Und ist nicht daher auch das rein „Wissenschaftliche" im Grunde fast immer falsch? „Wunderbar" gewiß ist mein Sein, verkündet Aeon am Schlusse des ersten Dramas.

Schaffens einzudringen. „Mein Haus, das ich so früh ins Finstre zimmerte“ (Denker I, 1). Und von Anbeginn fühlt er die Gewißheit, daß ein Strahl ihm die Nacht dieses Geheimnisses erhellen werde. „Ich wußte, daß einst mein Antlitz leuchten werde.“ Die Gewißheit solcher Berufung war es, die ihm das Recht verlieh, sein Werk „Der Denker“ dem „Sternbild Orion“ zu weihen und als Motto ihm voranzusetzen: „Quidquid feci, venit ex alto“, und nicht minder auch das Recht, in diesem Werke das metallene Wort auszusprechen: „Uferlos künftig mein Gedicht“ (III, 6).

Ebenfalls im „Denker“ findet sich ein Vers, der das Problem, um das Momberts Schaffen kreist, das des Ichs und seines Verhältnisses zur Welt, seines Zusammenhangs mit dem All, in Kürze und Klarheit umschreibt: „Eines hält mich: mein dämonisch Forschen über meinen Geist“ (IV, 15. Vgl. I, 6). Dieses „Forschen“ nimmt in jedem neuen Werke des Dichters eine neue Richtung und gewinnt einen immer reicheren und kühneren Ausdruck. Aber sein Ergebnis ist kein verstandesmäßiges Erkennen, sondern bildlich erkannte und gestaltete Seelenerfahrung, sowohl angeborene wie erworbene. Das Wissen, die bloße Polymathie, ist für Mombert nur Hintergrund und Mitgeführtes. Sein wahres Wissen ruht in der Schau einer Einheit, in der alles Einzelwissen und alle Einzelerscheinung untergeht, in der Schau des Aeonischen, der „Heimat“. „Glühend in einem neuen Heimat-Urgefühle“ (Schöpfung 57). Eine Neu-Erschließung der All-Seele aus der menschlichen Seele: Das ist „das Ernste“, das er „in die Welt gebracht“ (Denker VI, 9).

Daß ein künstlerisches Schaffen, dessen erste und ursprüngliche Angelegenheit es ist, das Ich und die Welt mit ihren Gewalten durch mythische Bilder und Vorgänge ineinander zu reflektieren, nicht leicht Widerhall findet, ist begreiflich. Auch heute gilt, was man schon bei Heraklit von Ephesos liest:

„Die meisten Menschen denken nicht nach über solche Dinge, auf die sie täglich stoßen, noch verstehen sie, was sie erfahren haben; ihnen selber freilich kommt es so vor.“ Gerade solche Dinge, die von den Menschen als selbstverständlich, als Gegebenheiten hingenommen werden, die ihnen als Problem gar nicht zu Bewußtsein kommen oder sie gleichgültig lassen (— Ich, Menschheit, Welt, Geist, Stoff, Sprache, Phantasie, Gesetz, Freiheit, Geschichte, Zeit, Raum —), gerade sie stellt Mombert in Frage; sie bewegen, sie erschüttern ihn. Seine Dichtung bedeutet eine Eschatologie des Denkens und Fühlens; sie ergreift letzte ethische Komplexe, letzte gedankliche Einheiten, letzte Innerlichkeiten, und erschafft für sie von Werk zu Werk eine immer entwickeltere Bildsprache, eine kosmische Form. Hierfür ein Augenmaß zu haben, ist gewiß nicht Sache der mit Berufspflichten und Tagessorgen belasteten und in Klein-Erlebnissen zersplitterten Menge. Aber wer überhaupt willens und fähig ist, sich auf eine Höhe der Selbstbesinnung emporziehen zu lassen und die Frage jenes ersten Gedichts zu tun nach dem Ich und Du, dem Menschen und dem Leben, der wird, wenn er sein Schiff an dem Kontinent landen läßt, der in Momberts Werk den unterseeischen Tiefen entstiegen ist, wahrlich eine neue Ehrfurcht davontragen vor der Heiligkeit des Seins. Und wenn er tiefer in diesen Kontinent eindringt, wird ihn die Luft einer neuen menschlichen Freiheit und Unabhängigkeit umwehen. Und in dem Seelenführer, der ihm entgegentritt, wird ihm seine eigene Innerlichkeit — diejenige aller Individuen — in einem ganz neuen Lichte erscheinen, und er wird dem Worte seines Führers nachhängen, welches lautet: „Ich habe alle Dinge des Lebens um mich versammelt, und sie leuchten.“

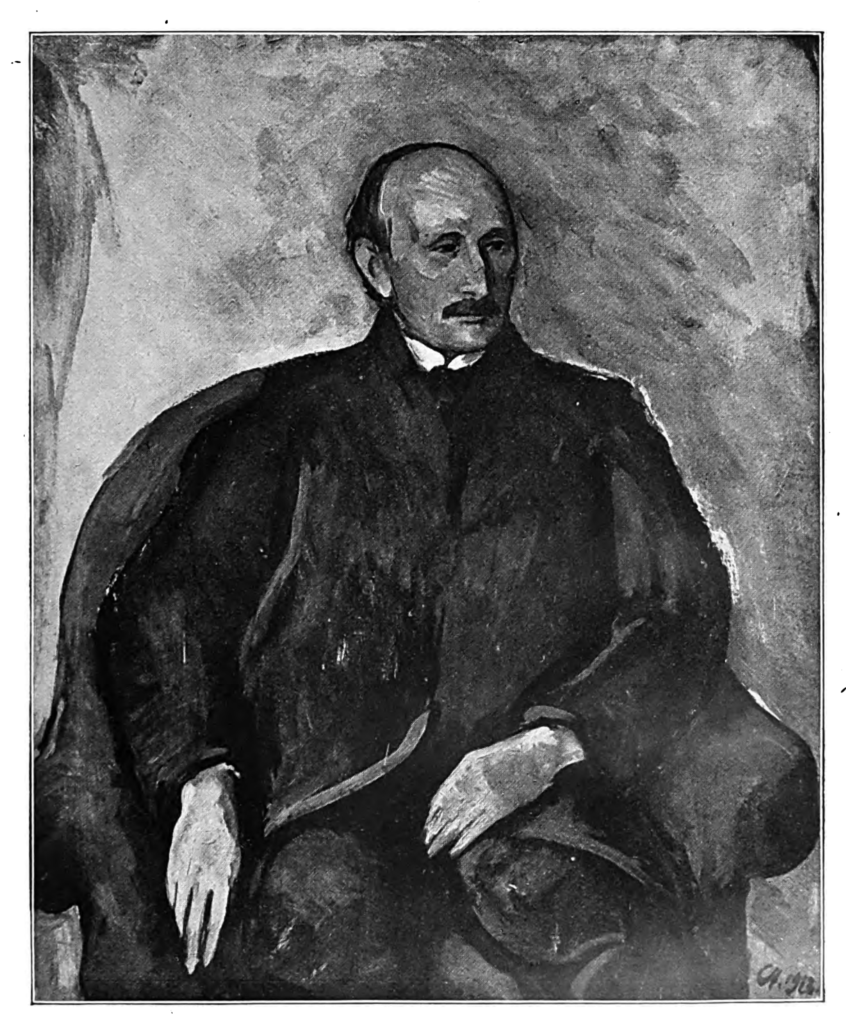
Die andern aber, die dem „Hoch-Denker der Erde“ „zur Folgerschaft Eingeborenen“ — an der Halbjahrhundertwende seines Daseins, geheimnisvoll vereinigt in dem alten Haus am Fuße des Heidelberger Schlosses, ihren Dank dar-

bringend —, sie werden von dem Wunsche beseelt sein, daß nunmehr diejenigen auf den Plan treten, welche das gottschöpferische Wort des Sehers wahrhaft auszulegen wissen, auszulegen wie das Bibelwort. Denn der allgemeinen Beredung des Dichters der Ursage von Aeon ist genug geschehen. „Voi dite parole; ei dice cose." Jetzt gilt es — vom Irrationalen abgesehen —, am Einzelnen, und zwar von vielen Blickpunkten aus, zu forschen. Es werden Dinge zur Sprache gelangen, über die alle, die sie hören wollen, ein großes Erstaunen ankommt.

* * *

RUDOLF PANNWITZ
MOMBERTS AEON-DRAMA

MOMBERT ist der erste große Mythiker seit undenkbar lang. Wohl ist unsere große Philosophie von Kant an durchaus als Mythos zu werten und so erst recht zu verstehen. Aber sie spricht, beweist und lehrt; Mombert, aus ihrer Schule, singt. Ja, er ist ihre erste und letzte Stimme. Denn er bleibt als Denkender im Kantschen Wirbel hangen, ist aber dadurch im Stande und im Zwange, dieses Wirbels Fülle fühlend, dichtend auszuschöpfen und ein Weltall aus ihm heraus in ihn hinein zu dichten und zu schaffen. Diese Schöpfung — in der Reihe Gedicht-Werke, deren Nabel das „Schöpfung" genannte — ist nicht ein geschaffener Kosmos, sondern ein im Kosmos schöpferischer Mensch, ein den Kosmos sich schaffen fühlender Mensch, eine ekstatische Reaktion der Psyche auf ihren kosmogonischen Prozeß. Insofern ist es richtig, von Moderne und Expressionismus zu sprechen, ja, es sind kosmische Erlebnisse und Landschaften, musikalisch aneinander gereiht, wie bei George psychische, es sind Jahre der Seele, wenn auch einer andern als der Georgeschen. Das ist Epoche. Aber auch Grenze der Epoche. Nur knapp daran gebunden, und schon fern darüber hinausragend. Denn was ist das für eine Seele!



Alfred Mombert

Eine nicht nur allliebende, sondern allerschütternde, allwiedergebärende, welche Natur und Geschichte — die ungeheure Last aller Jahrtausende auf den Schultern des einen Jahrhunderts — mit ihrer Einheit ertragen und ins Ewige überwinden will, ohne die Einzelheiten zu zerstören oder zu verletzen. Wo Whitman addiert und apostrophiert, da formt Mombert allfarbige Bälle. Er ordnet physikalisch, bindet chemisch, nicht stets mit den höchsten Spannungen und reinsten Gleichungen, aber er multipliziert immer und potenziert oft. Sein Gesamtwerk ist eine ungeheure kosmische Idylle, die alle Erschütterungen dionysisch umfaßt als die Bedingungen ihres Daseins und dithyrambisch überwindet als ewig wiederkehrender Sieger. Der Held — nicht der Bürger — ist ja der ursprüngliche und wirkliche Träger der Idylle. So ist Momberts Werk voll Landschaften, realer, visionärer, real-visionärer und visionärrealer Landschaften jeglicher Schicht: Sternenwelten, Asien, Heidelberg und Seele. Die großen Typen von Natur, Historie, Logos, Psyche gewinnen flüchtig-ewige Gestalt, erscheinen als Bild oder sagen ihr Wort und entschwinden wieder.

Auch das Aeon-Werk, Abschluß und Gipfel der Gedicht-Werke und selbst ein Drama eigenster Art, ist nicht ein äußerer Kosmos und nicht ein vollkommner Mythos, sondern die im Chaos schaffend-webende Psyche, die ihre Gesichte und Erlebnisse, den orphischen Wirbel werdender Welten, in ekstatischen Fragmenten vulkanisch ausgebiert. Einen äußeren Kosmos, wie er durch viele Jahrtausende des Morgenlandes unerschütterlich bestanden hat, können wir nur durch Jahrhunderte naturwissenschaftlichen Schaffens und Arbeitens wieder begründen, einen inneren Kosmos, den es in uns bekannten Zeiträumen nie gegeben hat, durch wachsende Vertiefung in die Realität — nicht die Selbstreaktionen — der Psyche. Zu dem ersten fügt das im Aeon-Drama gipfelnde Lebenswerk nichts, zu dem zweiten unermeßlich viel hinzu.

Es ist ein Sehnsuchtschrei aus dem Chaos, aus der Liebe zum Kosmos, bald übergestalthaft, höchste sphärische Musik, leibhaft junge Götter vorbildend, in der Beseligung aller kreisenden Welten, bald dumpfeste Besessenheit der Egozentrizität, bald erschütternder Ausbruch, donnernd, lallend, zutraulich, das Äußerste auszustoßen oder anzudeuten; kurz: allstimmig wie Shakespeare, allverwühlt wie Beethoven, viel von der Größe beider, weniger von ihrer organisierenden Synthesis, viel wiederum von ihrer Unendlichkeit scheinenden Beschränktheit. Darum, ist das Aeon-Drama auch nicht vollkommen Kosmos und Mythos, so doch der historische Wirbel, die äußre und innre Epoche, die unersetzliche Urkunde der Entstehung von Kosmos und Mythos, eine dionysische Historiographie beispiellosen Stiles — man schaut der Geburt zu. Das Durcheinander aller Elemente, des Verwesten, des Urjungen, des Rationalistischen, des Mystischen, Erotischen, Philosophischen, Ästhetischen, Technischen, Geographischen, Anthropologischen, Welthistorischen, die persönlich-tragisch-hymnische Amalgamierung von zuviel unausgeschaffnen Welten (wie in der letzten arabisch bedingten Epoche der Edda), das Herauswachsen ungeheurer und doch in der Eihaut bleibender Gestalten, das Strömen geologisch sich zertrümmernder Bilder: das ist so wie es ist unersetzlich, und unabänderlich dazu gehört auch der psychologische Naturalismus, der halb nach außen urgebiert, halb von innen abschreibt und nur in inspiriertesten Strecken die apollinische Harmonie der höchsten Organisation-Formen erreicht — doch sind diese nicht selten! Denn das ist ja die Darstellung des Chaos: wäre die Darstellung vollkommen, so wäre sie nicht mehr das Chaos, und Mombert als Pansubjektiver ist selbst was er darstellt und hat seinen schwereren Schwerpunkt im Chaos — wie Shakespeare und Beethoven. Das Ganze ist als Form weniger als die Teile, als Welt unmitteilbar durch Teile. In dem Ganzen ist das

von Einheit, Aufbau, äußerm Kosmos, was überhaupt da ist, an sich nicht wenig, doch nicht genug in Proportion zur Konzeption. In den Teilen sind die Vollkommenheiten und Unsterblichkeiten. Einzelne, oft seitenlange Reihen, von unvergleichlicher Inspiration der Bilder und Gesichte. Ausdrücke für Seelen- und Geisteserlebnisse, die fast das Menschliche übersteigen, dem großen Orient nah verwandt, doch selbständig gegenüber, da allein aus einer einzigen Person geboren, die durch nichts als sich selbst getragen wird! Und wiederum kurze geschloßne Wirklichkeit-Schilderungen, in unsägliche Seele getaucht und doch nicht von ihr gefärbt, wie die einzigen Stellen von Hölderlin oder ein Gedicht der Sappho. Dahinein gebrochene Ossian-Schauer und semitische Pracht — oder löst sich diese in jenen? Durchaus unvergängliche Gestalten, deren Schaubarkeit und Tongebild dem Mythos der Menschheit nunmehr einbegriffen bleibt — nur ihre Architektur in Zeit und Raum, ihre Ausführung im Werk vergänglicher, als sie es verdient hätten, wie wenn jemand auf einem unzulänglichen Instrument eine himmlische Musik macht und darüber vergißt, daß er überhaupt ein Instrument hat und dieses unreine und falsche Töne gibt.

Der ewige Mensch Aeon, durch alle innern Geschicke und alle äußere Geschichte wandelnd, kämpfend, schaffend und sich verlierend; die ungeschaffene dunkle Welt, die erste Welt, Urfrühe; die geschaffene und heitere, gleichsam klassische Welt, die kosmische Anadyomene Tiona — sie beide Aeon liebend, nach einander, mit einander, in zarten und erschütternden Näherungen, Fernungen, Verschränkungen, so das Widerspiel der Reizungen zwischen Chaos und Kosmos —; die historische und überhistorische, geographische und übergeographische Völker-Welt der Semiramis, diese ewig lockende Jugend der ewig sterbenden Kaiserreiche und ihrer Kaiser, mit dem Erdhelden und Geschichtsieger Aeon auf dem

Meere vermählt und schon wieder von ihm scheidend nahe der Allzeitengruft Sizilien; die sphärischen Geister Urasima und Tilotama, wunderbar Liebende mit wunderbaren Namen; die furchtbaren und leidenden Dämonen — der Erdriese und der Zertrümmerer (in Miltons Hölle das einzige Vergleichbare) —: diese und noch viele mehr sind Gestalten, Gewalten und Verwandlungen unsterblichen Gedächtnisses. — Das Ereignis der drei Aeon-Dramen — Aeon der Weltgesuchte, Aeon zwischen den Frauen, Aeon vor Syrakus — ist eine geistig-leibliche Heldenbahn aus der Unwelt durch die Schöpfung in die Welt — die Peripetie: finis historiae, aeternitas. Die Form ist symphonisch, der Aufbau der eines Musikwerkes. Darin hat das Werk einen Vorgang in Klopstock. Große Teile des „Messias", ferner das erstaunliche Drama „Adams Tod" sind, ohne daß sie dessen ein Bewußtsein tragen, aus dem reinen Geiste der Musik geboren und nach ihrem Gesetze gebaut. Mombert geht weiter, indem er auch im kosmischen Gange, im geistigen Gehalt, in der Gesichte- und Gestalten-Bewegung eine musikalische Plastik walten läßt. Er erweitert die Ausdrucks- und Form-Möglichkeit der Dichtung (im Prinzip sogar auch ihre Strenge) — dennoch auf Kosten ihres Urelementes, des bis zu seiner Vollkommenheit ausgebildeten, auf höchster Organisation-Stufe selbständig eine Sprachwelt tragenden Wortes. Das Wort ist bei ihm ursprünglich und urmächtig geboren und überall neu gezeugt, aber es ersteht und vergeht, es lebt sich nicht zu Ende, und so alles das, was in ihm gebunden wirkt: Bild, Geist, Welt.

Das Erschütterndste ist, was vom Menschen Mombert als einem zeitlich-ewigen Element fühlbar wird. Wie ein Steingebirge, über dessen schauernde Haut alles Irdische hingegangen, das von jedem Schicksal, und doch mehr von der Empfindung aller Schicksale als von ihrer wirklichen Summe, auf eine ungeheure Weise gleich dem Antlitz der Erde zer-

fressen und zerfurcht und so erst urjung geworden ist. Dies ist grauenvoll erschütternd. Göttlich erschütternd aber ist, daß dieses selbe Lebewesen in sich die Welt des Herakleitos trägt: die des ewig spielenden Kindes Aion, die geistig heroische des Kämpfers Kosmos, des übertragisch-idyllischen, die un-, nein überpriesterliche, die auf der allörtlich allzeitlich durchlebten Vollkugel wieder kriegerische Welt. Und diese Welt wiederum ist eine urdeutsche, jungdeutsche Welt: die Welt, die auch ohne Lachen des Humors die ungeheuren Gegensätze wie den Alltag umfaßt und anstatt einen Integralteil auszustoßen eine Dimension hinzufügt, die an jeder ihrer Stellen unendlich groß und klein und ja und nein und vielleicht ich und du und es ist, über und über wimmelnd von Leben, das bis zum Würgen einander drängt und drückt und in Scheintoden nur mehr und mehr wird, in der alles mit allem zu allem kommt und keines eines einzigen entraten will noch kann. Diese Welt des deutschen Wirklichkeit-Mythos, die mit Gewalt in die Zukunft als auf ihren Gipfel strebt, die überall schon und nirgend noch ganz da ist, hat einen ihrer großen Schöpfer in Mombert. In Mombert und am meisten in seinem Aeon-Werk blüht eine neue deutsche Antike aus dem Geiste als der verborgensten Sinnlichkeit, der ergreifenden Allsinnlichkeit.

* * *

ALFRED MOMBERT

AEON

ES ist Frühling. Mein Auge leuchtet
im kühlen Äther.
Meine Haare wehen über die Erde.
Unter meinen Lidern sprießen Blumen.
Aus meinem Schädel wächst ein Rosenstrauch.
Er rankt sich um die ganze rollende Erde,
er blüht auf den Gebirgen, in den Meeren.
Es blüht mein Herz aus jedem kühlen Grunde.

Meine Jugendzeit.
Ich war nicht Haupt und nicht Hand,
ich war ganz Feuer, Glut und Brand.
Ein Wagen rollte über die Wogen,
hingestreckt lag ich bewußtlos Dämmern,
nur das Brausen des Meeres drang zu meinen Sinnen,
und die grauen Tiere, die mich überflogen,
groß wie frühe Morgenewigkeit.
Und der Glanz darum, unter den blitzenden Rückenbogen.

Alfred Mombert: „Die Schöpfung“ Nr. 155
Faksimile der Handschrift

HUGO VON HOFMANNSTHAL

APHORISMEN

MAN muß im ganzen an jemanden glauben, um ihm im einzelnen wahrhaft Zutrauen zu schenken.

★

Gelten lassen ist schwerer, als sich begeistern.

★

Wer älter wird, erkennt, daß man beständig schuldig bleibt, durch alle Lebensverhältnisse und Verkettungen hin; doch wohnt auch in jedem Menschen seine Art von Unschuld; die ist es, die ihn aufrecht hält, er weiß selbst nicht wie.

★

Die Eingebungen der Selbstsucht sind nach innen zu und nach außen nicht zu verdolmetschen. Es sind Chiffren, für die es keinen gemeinsamen Schlüssel gibt.

★

Es gibt bei höheren Menschen eine fruchtbare Trägheit und eine unfruchtbare, und sie gehen in einer Region, die sich dem Blick entzieht, scheinbar ohne deutliche Grenze ineinander über.

★

Philinen oder Manon Lescauts wird es immer und in allen Lebenslagen geben; aber die Aspasien sind selten genug; hier muß zu einer starken weiblichen Natur noch eine besondere Geistigkeit sich hinzufinden, aber eine solche, die nie auf eigene Hand agiert, sich vom Spiel der sinnlichen Anziehung nie entfernt, sondern die ganze Welt in dieses Spiel verflicht.

★

Es gibt eine Stille des Herbstes bis in die Farben hinein.

★

Die wenig Zusammenhang in sich selber fühlen, reden vom Festhalten an den Ideen. Die Ideen sind aber nichts, woran man festhalten könnte; sie sind ein Jenseitiges, das sich uns in höchsten Augenblicken enthüllt und sich wieder entzieht.

★

Wer die höchste Unwirklichkeit erfaßt, wird die höchste Wirklichkeit gestalten.

★

Ein Ding ist eine unausdeutbare Deutbarkeit.

★

Nicht: vieles zu kennen, aber: vieles miteinander in Berührung zu bringen, ist eine Vorstufe des Schöpferischen.

★

Die besten Augenblicke sind die, in denen sich das Individuum über seine Situation im Dasein klar wird; das Gefühl kann sich steigern bis zum Magischen, und es ist ohne alles Selbstsüchtige, ohne ein Trachten.

★

Die Verzweiflung einer Epoche würde sich darin aussprechen, wenn es ihr nicht mehr der Mühe wert erschiene, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen.

★

Politik ist Magie. Welcher die Mächte aufzurufen weiß, dem gehorchen sie.

★

Für den Produzierenden gibt es keine ernstere Prüfung, als zu erkennen, ob das, was ihn von Schritt zu Schritt nötigt und warnt, sein wahrer Genius oder die feige Stimme seiner Unzulänglichkeiten ist: ob er, indem er die Form gewinnt, seinem Höchsten oder dem Niedrigsten gehorcht.

★

Die Menschen verlangen, daß ein Dichtwerk sie anspreche, zu ihnen rede, sich mit ihnen gemein mache. Das tun die höheren Werke der Kunst nicht, ebensowenig als die Natur sich mit den Menschen gemein macht; sie ist da und führt den Menschen über sich hinaus — wenn er gesammelt und bereit dazu ist.

★

Der berühmte Autor lebt nur in einer anderen Form von Ungekanntheit, als der Autor, von dem niemand redet.

★

Talent ist nicht Leistung, Glieder sind kein Tanz.

★

Lebt man beständig in einer Welt, die stumpf für die Sprache und durch das Wort kaum zu erschüttern ist, so gerät man um so mehr in Gefahr, durch Ausgesprochenes die einzelnen zu verletzen und sich durch Reden der Verkennung auszusetzen.

★

Goethes Werke verbinden die Geselligkeit mit der Einsamkeit.

Aus dem in Vorbereitung befindlichen „Buch der Freunde“.

★ ★ ★

FRITZ BERGEMANN

DER ECHTE BRIEFWECHSEL BETTINAS MIT GOETHE

DER seit einem Vierteljahrhundert erwartete vollständige Briefwechsel zwischen Bettina und Goethe wird nun endlich der Öffentlichkeit übergeben werden. An seiner Herausgabe war Reinhold Steig bis kurz vor seinem Tode tätig, und so erscheint denn das Buch gewissermaßen als ein Vermächtnis dieses verdienten Arnim-Forschers und besonderen Verehrers der Bettina. Freilich, das Fazit zu ziehen und Bettinas Verhältnis zu Goethe auf Grund dieses Briefwechsels klarzustellen, ist ihm nicht mehr beschieden gewesen. Wir müssen uns selbst unser Urteil bilden, und man sollte meinen, daß dies an Hand der echten Zeugnisse nicht mehr schwer fallen könnte. Ja, wenn nicht Bettina auch im Leben, wie in ihren Briefromanen, ein Problem gewesen wäre!

Der Dichter ist von Bettina zum erstenmal im April 1807, als sie zweiundzwanzig Jahre zählte, besucht worden, und es ist bekannt, welch Wohlwollen er dieser Tochter seiner einstigen lieben Max entgegenbrachte. Verzeichnet auch sein Tagebuch nur wortkarg „Mamsell Brentano“, so bezeugt doch der Ring, den die Beglückte als Geschenk von ihm heim-

brachte, daß ihre leidenschaftliche Verehrung für den Dichter freundlichen Anklang gefunden. Wie wunderbar muß aber auch den Achtundfünfzigjährigen dieses elementare junge Wesen berührt haben: „da ich nun endlich, endlich bei Dir war, da kam mein Kopf auf Deine Schulter zu ruhen, schlief ich ein paar Minuten, nach vier bis fünf schlaflosen Nächten zum erstenmal“ — so schreibt sie selbst von dieser ihr unvergeßlichen ersten Begegnung ein Jahr später an Goethe.

Bald darauf setzt der Briefwechsel ein, und zwar benutzt Bettina die mütterliche Freundschaft der Frau Rat dazu, mit dem Sohn in brieflichen Verkehr zu kommen. Derselbe ist zunächst bis auf die Bettinen nach ihrem ersten Brief zu weiterem Schreiben ermunternden Zeilen Goethes, die einem Brief an Frau Rat beilagen und nicht erhalten sind, einseitig; aber nach drei ausführlichen Briefen Bettinas bot sich ja ihr auch schon im November 1807 eine Gelegenheit des Wiedersehens, zusammen mit Savignys, Arnim, Clemens und Meline Brentano. Es war ein zehntägiges abwechslungsreiches Beisammensein, das ohne Frage Goethe und Bettina einander nähergebracht hat. Goethes Tagebuch verzeichnet wieder nur mit kurzen Stichworten die Begebenheiten; darüber hinaus wurden Einzelheiten bekannt aus Bettinas Brief an Friedrich Heinrich Jacobi über die mit Goethe besuchte Egmont-Aufführung und aus des Schweizers Grunholzer Lebensbild die Szene in der Weimarer Bibliothek vor der Trippelschen Goethe-Büste, deren Erlebnis sich in Goethes Sonett „Du siehst so ernst, Geliebter“ poetisch kristallisiert hat. Nun, Bettinas Briefe an Goethe bringen noch andere Rückerinnerungen. In einem Brief vom März 1808 gedenkt Bettina sehnsüchtig der Zeit, „da ich noch an Deinem Arm durch die Straßen ging“, und späterhin sogar eines Parkspaziergangs mit Goethe: „So weiß ich jeden Baum des Parks noch, an dem wir vorübergegangen, auch die kleine runde Quelle, an der wir

standen, die so ewig über sich sprudelt, und die Laube mit der steinernen Bank, wo eine Kugel an der Wand, da haben wir eine Minute gesessen und habe ich gewünscht, nur einen Frühling mit Dir zu sein, hast Du mich ausgelacht." Nicht minder reizvoll ist in einem anderen Briefe Bettinas die Erinnerung an die Schauspielerin Elsermann: „die einmal — es war der 10. November — mit uns an Deinem Tisch gesessen, und deren Gegenwart mich beym Abschied verhinderte, Dich recht nach Willkür zu küssen. Aber nein! Du warst selbst schuld, und standest da, wie zwischen Wasser und Feuer und mögtest keine Probe aushalten." Daß aber Goethe sich nicht durchaus abweisend gegen Bettina verhielt, beweist eine Briefstelle vom Jahr 1809, in der sie, fern in München, der Zeit gedenkt, „da Du mich auf meinen Mund geküßt, mich in Deinen Arm genommen".

Das längere Beisammensein im November muß auch zu der trauteren Anredeform geführt haben, denn in dem nun regeren Briefwechsel duzt Bettina den Dichter. Goethe freilich bedient sich in seinen Briefen noch weiterhin des förmlichen „Sie", und zwar nicht nur in den diktierten Briefen, sondern auch in dem ersten uns überhaupt erhaltenen vom 9. Januar 1808, der von ihm selbst geschrieben ist. Hieraus wird man folgern müssen, daß dem Dichter das vertrauliche „Du" nicht gleich von Herzen kam, daß es ihm von Bettinen offenbar abgenötigt worden. Alle späteren eigenhändigen Briefe Goethes duzen aber ebenfalls Bettinen.

Goethes Verhältnis zu Bettina war, wie seine eigenen Briefe dartun, das eines väterlichen Freundes, der aber zugleich poetisches Interesse dieser seltsamen Mischung italienischer Leidenschaftlichkeit und deutscher Innigkeit entgegenbrachte. Welchen Nutzen er davon für seine Sonettendichtung zu ziehen wußte und wie er sich auch für die Lucretia in den „Wahlverwandtschaften" von Bettinas Wesen mancherlei

Züge lieh, ist bekannt und braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Bettina selbst fühlte sich ihm „von Gott gegeben", um sein Herz ewig jung zu erhalten und „ewig geübt in der Liebe". Als Tochter der Max fühlt sie diesen Beruf in sich, und sie glaubt dabei mysteriös an eine Vererbung: „ich glaub wahrhaftig, das hab ich von meiner Mutter geerbt; sie muß Dich recht erkannt haben, recht genossen haben, damals als ich auf die Welt kommen sollte, denn alte Gewohnheit scheint's mir, und wie das Ufer den Schlag der Wellen gewöhnt ist, so mein Herz den wärmeren Schlag des Blutes bei Deinem Namen, bei Deinem Andenken." Die Lektüre der Briefe des jungen Goethe an Sophie la Roche, Bettinas Großmutter, die sich um die liebe Max wie Planeten um die Sonne drehen, haben offenbar einen ungeheuren Eindruck auf die junge Bettina ausgeübt. Ihre eigene Neigung zu Goethe datiert sie selbst aber noch weiter zurück, auf seine literarische Wirkung: „O wie viel hast Du für mich getan, noch eh Du etwas von mir wußtest", schreibt sie 1808, und noch nach ihrer Verheiratung mit Arnim: „schon in früheren Jugendjahren schaute ich in die Tiefe meines Herzens als in eine verborgene Schatzkammer, in der ich Dich als ein höchstes Kleinod immer mit Wollust betrachtete."

Bettina gibt sich ihrer Verehrung für den Dichter mit aller Leidenschaftlichkeit ihres heißblütigen Herzens hin. Sie verehrt, ja vergöttert ihn, aber sie liebt ihn auch mit den Sinnen. Man glaube ja nicht, daß in dieser Beziehung die echten Briefe hinter dem Briefroman zurückstehen. Eher im Gegenteil: „O Du! — Wärst Du gleich da, müßt ich Dich beißen vor kindischer Fröhlichkeit." Die Schönheit seiner Erscheinung gesellt sich zu der Schönheit seines Geistes; das Küssen seiner Hände und Augen, ja seiner Füße und selbst seiner Kleidung, selbst des Papiers, das von seiner Hand stammt, ist eine Lieblingsbeschäftigung Bettinas in ihren Brie-

fen, bis es ihr Goethe zuletzt verboten. Daneben Töne schwermütiger Sehnsucht und solche der Eifersucht, und überhaupt alle Anzeichen einer wirklichen Liebe, ja Verliebtheit für Goethe.

Man darf diese Möglichkeit keineswegs von der Hand weisen. Hatte doch schon eine Schwester Bettinas, Sophie Brentano, bei dem greisen Wieland Ruhe und Frieden ihres freilich sanfteren Herzens gefunden. Dort der Jugendgeliebte der Großmutter, hier der Verehrer und Freund der Mutter: war vielleicht wirklich Vererbung im Spiele? Freilich hatte Bettina nebenher ihren Jugendfreund Arnim. Er wird im Gegensatz zu dem Briefroman häufig erwähnt in Bettinas Briefen. „Wir schreiben uns oft, Liebesbrieflein, er hat mich sehr lieb um mein und Deinetwillen, ich hab ihn auch lieb, aber um sein selbst willen", so heißt es treulich in einem Brief vom Januar 1808 an Goethe. Aber eine vor Goethe bevorzugte Stellung scheint Arnim in Bettinas Herzen nicht einzunehmen: „Lieber Arnim, Gott will es so, daß Ihr beide Euch das Maß haltet in meiner Liebe", und späterhin findet man in Briefen an Goethe sogar Arnim verleugnet von Bettinen. An ihre Nachricht von der längst fälligen Verlobung mit Arnim schließt sie z. B. die Worte: „es kam von ungefähr. — Was hab ich nun besseres zu tun als D e i n Herz warm zu halten!" Und ihre Trauung mit Arnim meldet sie Goethen ein halb Jahr später mit der Versicherung: „mein Glück ist, daß ich nicht glücklicher werden konnte", als sie nämlich schon durch den geistigen Besitz Goethes war. Muß man sich da nicht ihrer späteren, von Varnhagen überlieferten Worte erinnern: „sie habe Arnim nie geliebt, ihn nur aus Hochachtung geheiratet"? Ein voll befriedigendes, sie ganz erfüllendes Glück haben beide Eheleute bei so entschiedenen Gegensätzen ihrer Charaktere schwerlich einander bescheren können, das Glück machten vornehmlich die Kinder aus, im übrigen schreibt Bettina noch

vierzehn Jahre nach ihrer Vermählung im alten Stil an Goethe weiter: „Küssen Beten Versinken, alles hast Du mich gelehrt, und nur in Dir hab ichs begriffen.“

Schwerlich hätte Goethe den Briefwechsel mit Bettinen fünf Jahre aufrechterhalten, wenn sie lediglich das Lied ihrer Liebe darin angestimmt hätte. Auch gaben ihre Briefe nicht nur dem Dichter wertvolle Motive, sondern er verdankte ihnen auch sonst mancherlei Anregungen und willkommene Mitteilungen. So gab Bettina, solange sie in Frankfurt weilte, ihm zuverlässige Nachrichten über das Ergehen seiner Mutter, deren liebste Gesellschafterin sie in deren letzten Jahren war, und auch über das geistige Leben in seiner Vaterstadt ließ sie sich ihm gegenüber aus und sandte ihm auf Wunsch die neuesten Broschüren, die die Reformbestrebungen im Erziehungswesen sowie die Bemühungen der Juden um bürgerliche Gleichstellung mit den Christen gezeitigt hatten. Desgleichen sorgte Bettina für Goethes musikalische Unterhaltung, indem sie seiner Hauskapelle gediegenen Vortragsstoff, namentlich altehrwürdige Kirchenmusik, zugehen ließ. Und als sie sich im Sommer 1808 am Rhein aufhielt, versetzte sie den Weimarer Freund mit den Schilderungen ihrer dortigen Ausflüge und Erlebnisse in die eigene Jugend zurück, wie sie ihn auch auf manche damals von ihm noch nicht beachtete Sehenswürdigkeit aufmerksam gemacht und so für seine Rhein-, Main- und Neckarfahrten der Jahre 1814 und 1815 vorbereitet haben wird. Bettinen führte das Geschick dann im Herbst 1808, als ihr Schwager Savigny den Ruf an die Universität Landshut angenommen hatte, nach Bayern, und wie zuvor über Frankfurt wurde Goethe nun auch über die bayrische Universitätsstadt und über München, wo sich Bettina meist aufhielt, unterrichtet. Mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten, die auch Goethe interessierten, ist Bettina dort zusammengekommen, und selbst über den späteren König

Ludwig von Bayern konnte sie nach Weimar ihre persönlichen Eindrücke berichten. Die damaligen Kriegsereignisse freilich und namentlich die Sympathiekundgebungen für die Tiroler nehmen in den echten Briefen viel weniger Raum ein als in dem Briefroman, so wie auch die Auslassungen über Musik sich in diesem erst breitmachen, in den Briefen hingegen erst nach der Bekanntschaft mit Beethoven etwas ausführlicher werden. Diesen lernte Bettina im Mai 1810 zu Wien kennen, als sie wiederum Savignys durch Österreich und Böhmen hindurch nach Berlin begleitete, und auf dies musikalische Genie den Dichter nachdrücklich hingewiesen, seine persönliche Bekanntschaft mit Beethoven vorbereitet zu haben, ist ein besonderes Verdienst Bettinas. Der betreffende Brief bricht leider schon nach den ersten begeisterten Worten über den Künstler ab, aber auch aus Briefen Goethes und Beethovens erhellt ihre Werbetätigkeit, und nach den Zeilen Goethes an Beethoven: „Sie spricht mit Entzücken und der lebhaftesten Neigung von Ihnen“ scheint sie sich auch in Teplitz, wo sie auf eben jener Reise mit Goethe wieder zusammentraf, lebhaft für den Musiker bei dem Dichter eingesetzt zu haben.

So weit der Ertrag des Briefwechsels für Goethe bis zu jenem Wiedersehen in Teplitz im August 1810. Auch hier hat wieder Goethe anregende Stunden mit Bettina verbracht, und er stellt nach ihrer Abreise an Christiane fest: „Sie war wirklich hübscher und liebenswürdiger wie sonst.“ Es war wohl der Höhepunkt ihres persönlichen Verhältnisses, aber der ihres brieflichen liegt noch etwas später, für Goethe wenigstens, der in den nun aus Berlin folgenden Briefen die hochwillkommenen Berichte für „Dichtung und Wahrheit“ erhielt. Auch von diesen ist ein echter Brief mit dem Bericht über die Traumdeutungsgabe in der Familie Textor und über die heimliche Leidenschaft der Mutter Goethes für den unglücklichen Kaiser Karl VII. sowie über ihr späteres Verhältnis zu Goethes

Vater bisher nicht bekannt gewesen. Doch kurz vor Bettinas Verlobung mit Arnim bricht diese Beisteuer zu „Dichtung und Wahrheit“ ab, um nur noch bei dem nächsten Besuch des Ehepaars Arnim im Sommer 1811 in den laut Goethes Tagebuch erfolgten „Erzählungen von meiner Mutter“ eine mündliche Nachlese zu erhalten.

Der Besuch der Arnims von 1811 endigte bekanntlich infolge eines Streites, der zwischen Christiane und Bettinen in aller Öffentlichkeit entstand, mit schrillem Mißklang. Goethe brach seine Beziehungen zu Bettinen ab, und er hat den Briefwechsel mit ihr nicht wieder aufgenommen. Bettina aber bemühte sich unentwegt, des Erzürnten Gunst wiederzugewinnen, als Christiane gestorben war und sie den Bruch von damals durch den freilich spärlich wieder auflebenden Briefwechsel zwischen ihrem Gatten und Goethe überbrückt glaubte. Im August 1817 gibt ihr der Zufall, der ihr Frau Rats Haare, ein letztes Andenken dieser mütterlichen Freundin für sie, in die Hände spielt, den erwünschten Anlaß zu einer ersten brieflichen Wiederannäherung, und vier Jahre später, nachdem bereits 1821 ihr Gatte von Goethe empfangen worden, glaubt auch sie wieder persönlich auf einer Durchreise dem noch immer Heißverehrten nahen zu dürfen. Die schmerzliche Enttäuschung des wenig freundlichen Empfangs drückt weiteren Briefen Bettinas ihr wehmütiges Siegel auf, bis die Beharrliche in dem Frankfurter Plan, dem greisen Dichter in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen, endlich die Möglichkeit findet, ihn mit sich auszusöhnen. Sie wagt es, mit Rauch in Wettbewerb zu treten und einen eigenen Denkmalsentwurf dem Dichter 1824 vorzulegen; und konnte Goethe auch ihre Überschätzung des eigenen Werks nicht teilen, so ließ er sich doch rühren von diesem Beweis ihrer Liebe zu ihm. Zwei Jahre später ist Bettina bei längerem Aufenthalt in Weimar wieder fast täglicher Gast seines Hauses, doch, wie es scheint, nicht

mehr zur reinen Freude Goethes, dem sie auch noch auf der Rückreise durch einen aufdringlichen Brief an den Großherzog, den dieser Goethen zustellt, Verdruß bereitet. Von der bitterbösen Meinung, die sich über sie in Goethes Antwortzeilen an den Fürsten entlädt, scheint sie nichts erfahren zu haben; jedenfalls benutzt sie den Anlaß gelegentlicher Empfehlungsbriefe für Bekannte, die dem berühmten Dichter ihre Aufwartung machen wollen, um diesem ihre Verehrung und Liebe nach wie vor auszudrücken. Noch einmal kommt sie dann 1830 persönlich zu Goethe, muß aber wegen ihm zu Ohren gekommener leichtfertiger Äußerungen über seine Schwiegertochter eine schroffe Abweisung von ihm erfahren. Und so würde Bettinas Verhältnis zu Goethe einen trüben Ausklang haben, wenn nicht die liebenswürdige Aufnahme, die der Greis noch kurz vor seinem Tode ihrem Sohn Freimund gewährte, einen versöhnlichen Abschluß brächte.

Im Angesicht des Todes, der ihr den Dichter verklärte, nicht raubte, gab Bettina ernst und feierlich ihrem Verhältnis zu Goethe diesen Ausdruck: „Mir ist es nun Aufgabe, mich so dicht an ihn zu halten, daß kein anderes Ereignis ein höheres Recht an mich behaupte, und daß alles, was ich im Leben aufnehme, meiner Beziehung zu Ihm Nahrung werde; so wird sich das Beständige der irdischen Tage auch für den ewigen Bestand meiner Liebe und seines Segens verbürgen." Gewiß spricht aus diesem Bekenntnis auch ein religiöses Bedürfnis Bettinas, und vielleicht ist die katholische Empfindungswelt, in der sie erzogen, überhaupt zur Deutung ihres ganzen Verhaltens gegen Goethe mit heranzuziehen: sie war ihrem Glauben schon damals halb fremd geworden, brauchte aber wohl noch ein Bild auf dem Altar ihres Herzens, zu dem sie mit inbrünstiger Liebe und der Hingabe aller Sinne aufschauen konnte. Und dies Idol war ihr Goethe — bis sie andere Götter neben ihm hatte.



Frühlingsorakel

Du prophet'scher Vogel du,
Blütensänger, o Coucou!
Bitten eines jungen Paares
In der schönsten Zeit des Jahres
Höre, liebster Vogel du!
Kann es hoffen, ruf ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Holzschnitt von Ludwig Richter aus dem Goethe-Album

FRANZ GRILLPARZER
ERINNERUNGEN AN BEETHOVEN

ICH lese einen Aufsatz von Herrn L. Rellstab, „Beethoven" überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist. Diese Anschuldigung gilt nicht Herrn Rellstab, der ohne Zweifel alles, was ihm Beethoven sagte, bis auf die Worte getreu niederschrieb. Die Ursache dürfte vielmehr in dem traurigen Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geschehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ. Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr, es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.

Das erste Mal, daß ich Beethoven sah, war in meinen Knabenjahren — es mochte in den Jahren 1804 oder 1805 gewesen sein —, und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels, Joseph Sonnleithner, damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anwesenden. Er war damals noch mager, schwarz, und zwar, gegen seine spätere Gewohnheit, höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hilfsmittel eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente. Ob er selbst oder ob Cherubini bei dieser Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abt Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema, das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen an-

fing. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser, und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abt Vogler, nunmehr ganz allein gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen. Ich selbst war in dumpfem Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von diesem Augenblicke an weiter geschah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtnis völlig. Neben wem Beethoven bei Tische saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abt Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte.

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemietet. Beide Abteilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet —, wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Türe hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Tür aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle anderen Gelegenheiten abgeschnitten

waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Türe nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausgangs durch den Garten bedienen würden: Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauf folgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung innehatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen seiner Liederlichkeit berüchtigten Bauern, Flehberger hieß er. Dieser Flehberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Liese. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flehbergers Hoftore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernbursche gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignorieren in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächste Mal wieder am Hoftore stehen zu bleiben. Ja, sein Anteil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängnis gesetzt wurde (Kotter genannt), Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die ge-

strengen Ratsherrn so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillige Gesellschaft leisten müssen.

Später sah ich ihn höchstens auf der Straße und ein paarmal im Kaffeehause, wo er sich viel mit einem jetzt seit langem verstorbenen und vergessenen Dichter aus der Novalis-Schlegelschen Gilde, Ludwig Stoll, zu schaffen machte. Man sagte, sie projektierten zusammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem anhaltlosen Schwebler etwas Zweckdienliches, ja überhaupt etwas anderes als — allenfalls gut versifizierte — Phantastereien erwarten konnte.

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Öffentlichkeit betreten. Die Ahnfrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moritz Dietrichstein, die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben.

Diese Anfrage, gestehe ich es nur, setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war und dessen letzte Kompositionen, unbeschadet ihres hohen Wertes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien; ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch imstande sei, eine Oper zu komponieren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. Der

eine bewegte sich in dem Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft. Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend dalagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.

Ich wählte daher die Fabel der Melusine, schied die reflektierenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigentümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Kompositeur früher über den Stoff zu konferieren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch später einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freistand, das Buch zu komponieren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzutun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu, auf dem die Anforderung geschehen war. Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgendeiner Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethovens — derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat —, zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte. Ich fand ihn, in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Türe, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich, mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die heraus-

getragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücke des Wohlwollens und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. „Ihr Werk lebt hier," sagte er, indem er auf die Brust zeigte, „in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu komponieren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht: Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte: wo soll das hinführen?" Obwohl ich die Notwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständnis er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Änderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Kontrakt mit mir zu schließen. Die Vorteile aus der Oper sollten gleich zwischen uns geteilt werden usw. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieselben, die ich — Uhland ausgenommen — für das Beste halte, was Deutschland seit dem Tode seiner großen Dichter hervorgebracht, allesamt kaum so viel eingetragen, als einem Verstorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtoten ein einziger Band ihrer Reisenovellen und Phantasiebilder). Am wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Kontrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee auf-

gegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishauser, zu mir und sagte, Beethoven bestünde auf der Abschließung eines Kontraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich mein Eigentumsrecht auf das Buch ihm, Wallishauser, abtreten, er würde dann das weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon präveniert sei. Ich war froh, der Sache loszuwerden, ließ mir von Wallishauser eine mäßige Summe auszahlen, zedierte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Kontrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht; muß es aber glauben, weil sonst Wallishauser nicht unterlassen haben würde, mir über sein aufs Spiel gesetztes Geld nach Gewohnheit den Kopf vollzujammern. Ich erwähne alles dies nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Rellstab sagte: „er habe anders gewollt als ich". Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu komponieren, daß er schon auf die Anordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Komposition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen, möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor den seinen, und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmütigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wieviel mir beliebte. Als ich, ohne

Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Toren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohnes, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.

Später sah ich ihn — ich weiß nicht mehr wo — nur noch einmal wieder. Er sagte mir damals: „Ihre Oper ist fertig." Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht aufs leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, in schwarzem Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging.

Zwei Tage vorher kam Schindler des Abends zu mir mit der Nachricht, daß Beethoven im Sterben liege und seine Freunde von mir eine Rede verlangten, die der Schauspieler Anschütz an seinem Grabe halten sollte. Ich war um so mehr erschüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte, suchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die Rede niederzuschreiben. Ich war in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte abzuholen, denn Beethoven sei eben gestorben. Da tat es einen starken Fall in meinem Innern, die Tränen stürzten mir aus den Augen, und — wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte — ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Rührung, und Beethoven war nicht mehr unter uns!

Ich habe Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von seinen Äußerungen nur wenig wieder zu erzählen weiß, so kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künstler nicht das interessiert, was er spricht, sondern was er macht. Wenn Sprechen einen Maßstab für Künstlerwert abgäbe, so wäre Deutschland gegenwärtig ebenso voll von Künstlern, als es in der Tat leer ist. Ja, der eigentlichen Schöpfungskraft kommt nur jenes, bereits im Talent gegebene, gleichsam gebundene Denkvermögen zugute, das sich instinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit ist. Je weiter der Kreis, um so schwerer seine Erfüllung. Je größer die Masse, um so schwieriger ihre Belebung. Als Goethe noch wenig wußte, schrieb er den ersten Teil des Faust; als das ganze Reich des Wissenswürdigen ihm geläufig war, den zweiten. Von einzelnem, was Beethoven sagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schillern sehr hoch hielt, daß er das Los der Dichter gegenüber den Musikern als das beglücktere pries,

weil sie ein weiteres Gebiet hätten; endlich daß Webers Euryanthe, die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen schien. Im ganzen dürften es doch Webers Erfolge gewesen sein, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben. Er hatte sich aber so sehr an einen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt imstande gewesen wäre, seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand keines, weil es für ihn keines gab. Es hätte ihn doch sonst einer der vielen Stoffe, die ihm Herr Rellstab vorschlug, besonders eh ihn noch Mängel der Ausführung zurückschrecken konnten, wenigstens in der Idee anziehen müssen.

Mein Opernbuch, als dessen Eigentümer ich mich nicht mehr betrachten konnte, kam später durch die Buchhandlung Wallishauser in die Hände Konradin Kreutzers. Wenn keiner der jetzt lebenden Musiker der Mühe wert findet, es zu komponieren, so kann ich mich darüber nur freuen. Die Musik liegt ebenso im argen als die Poesie, und zwar aus dem nämlichen Grunde: dem Mißkennen des Gebietes der verschiedenen Künste. Die Musik strebt, um sich zu erweitern, in die Poesie hinüber, wie die Poesie ihrerseits in die Prosa. Dies weiter auseinanderzusetzen, scheint nicht an der Zeit, solange Kunstphilosophen, Kunsthistoriker — ich denke hier an Gervinus und ähnliche Halbwisser, die die Unfähigkeit für ihr eigenes Fach als eine Befähigung für jedes fremde ansehen —, solange derlei sachunkundige Schwätzer den deutschen Kunstboden innehaben. Von dem gesunden Sinne der Nation ist übrigens zu erwarten, daß sie sich der Herrschaft der Worte baldmöglichst entziehen und wieder auf Sachen und Taten zurückkommen werde.

Zum Schlusse noch ein paar Reimzeilen, die ich vor kurzem niedergeschrieben und für die ich keine bessere Stelle weiß:

Es geht ein Mann mit raschem Schritt, —
Nun freilich geht sein Schatten mit —
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
Und all sein Streben ist nach vorn;
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
Er stürzt hinein und teilt die Flut;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbezwungnen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß jedem bangt,
Ein Sprung — und sieh da, unverletzt
Hat er den Abgrund übersetzt. —
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

* * *

HANS CAROSSA

DER GARTEN

VON den ersten hellen Märztagen an verbrachten wir alle halbwegs heiteren freien Stunden im Garten. Er lag nicht neben dem Haus; man mußte durch den Hof und einen großen, mit Kastanienbäumen bestandenen Bierkeller gehen, um in dieses Reich der Mutter zu gelangen. Obstgärten der Nachbarn und eine schmale Dorfgasse begrenzten ihn von der andern Seite. In der Mitte stand eine hellgraue quer zersprungene Steinurne, worauf die halbzerfallenen Leiber nackter Kinder gerade noch erkennbar waren. Hier verweilten wir oft am Abend, ehe wir in die Wohnung zurückkehrten, und besprachen die Arbeiten und Aussichten des nächsten Tages.

Unter dem Gartenhimmel war die Mutter ein anderes Wesen als oben in der drogendurchdufteten Wohnung; sie fand sich

leichter mit allem ab, scheute die Menschen weniger und ging auch mit mir minder streng um als sonst. Nur duldete sie keineswegs, daß ich mich als müßiger Gast um sie herumtrieb. Sowie das Erdreich umgegraben und in Beete geteilt war, zog sie mich in ihren Dienst.

„Wir müssen uns regen," sagte sie, „wenn wir schöne Blumen und gutes Gemüse bekommen wollen! Ich zeige dir heute die Blumensamen, merke dir, wie sie aussehen! Im Herbst wirst du sie selber sammeln und unterscheiden!"

Neugierig betrachtete ich die papiernen, in sich geschlossenen Hülsen, deren jede in starken Farben das Bild einer Blütenkrone über einem Namen trug. Eine nach der andern ward eröffnet und der Inhalt in besondere kleine Schalen entleert. Es gab graubraune Kügelchen, Blättchen und winzige vertrocknete Stäbchen; ja manche glichen schmutzigem Häcksel oder Schnupftabak, und mit entzücktem Staunen vernahm ich, daß aus dem krausen mißfarbenen Zeug die nämlichen herrlichen Blumen hervorgehen sollten, die man auf den papiernen Briefchen abgebildet sah. Das Wort der Mutter war untrüglich, und ich gelobte meinen besten Fleiß, damit solche Wunder entstünden. Bald, bedächtig wie die Meisterin selbst, strich ich mit dem Finger gerade Rillen durch die schmalen Rabatten, streute Samen hinein, schrieb Namen auf Stäbe und steckte mit diesen die Gebiete der Arten ab.

Später lehrte sie mich die Pflänzchen auseinanderkennen, die noch so zart waren, daß die künftige Form sich eben erst andeutete. Auch gewöhnte sie mich, den Blick auf jene grünen Räupchen einzustellen, welche, die Farbe der Blätter nachahmend, sie bewohnen und zerfressen, und wenn mir sonst Insekten in die Hand fielen, zeigte sie, wen ich als Pflanzenfeind zu vernichten und wen ich als gleichgültig oder nützlich zu schonen hatte. Der strikte Befehl, alle Schädlinge zu töten, brachte manche Verlegenheit. Nicht immer war die

Mutter gerade zugegen, wenn ein verdächtiges Wesen in meine Haft geriet; oft blieb ich beim Urteil auf mich selber angewiesen. War das Schädlingstum nicht unbezweifelbar, sondern bloß wahrscheinlich, so half ich mir, indem ich den Gefangenen mit strengem Wort verwarnte und hierauf, alle Verantwortung abwälzend, in den Garten des Nachbars hinüberwarf. Später verließ ich mich immer mehr auf meine Sinne und glaubte dabei höchsten Eingebungen zu folgen. Alle Tierchen, deren Erscheinung mich erfreute, besonders die zierlichen rot und grün schimmernden Käfer, ließ ich als Gott gewißlich wohlgefällige Wesen unter freundlichen Zurufen ihre Wege ziehen, verhärtete dagegen mein Herz gegen häßliche dunkle Geburten, wie Maulwurfsgrillen, Ohrenschlüpfer, Tausendfüßler, vor allem auch gegen die übermäßig rasch Laufenden, deren Eile ich als böses Gewissen ansprach. Stark wirkte schon die Lehre von Himmel und Hölle, die frühe Unbefangenheit gegenüber den Geschöpfen war getrübt, bereits begann ich in den kleinen Ungetümen Abkömmlinge des Teufels zu verfolgen. Manches Jahr mußte vergehen, bis ich wieder begreifen lernte, daß uns vor absonderlichen kleinen Tieren nur darum graut, weil wir den Sinn ihrer Gestalt nicht erkennen und unsere eigene Unruhe in sie hineindichten. Bisweilen tauchten wunderbare Erdspinnen auf, zu deren Vernichtung ich mich niemals überwand, obgleich sie auf der Todesliste der Mutter ganz oben standen. Sie waren hochrot und hatten die feste Weichheit von Samt; als lebendige Juwelen entschlüpften sie dem schwarzen Grund und verschwanden schnell. Gern ließ ich sie den Zeigefinger entlang zur Spitze laufen, bis die Sonne durch ihr kirschrot glühendes Blut schien, und gab sie wieder frei. Gerieten sie aber in die Nähe der Mutter, so bestreute ich sie verstohlen mit Erde.

Als Lohn für meinen Fleiß wurde mir eines Tags in einer Gartenecke ein Stückchen Land angewiesen, darauf durfte ich

bauen, was mir beliebte. Wie allen Kindern war mir der Wunsch eingeboren, mich unsichtbar zu machen, aus dunkler Sicherheit gefährlich in hellen Tag hinauszulauern, und so begehrte ich mein kleines Lehen mit lauter Gewächsen zu besetzen, die größer wären als ich selber, damit ich mich verstecken könnte wie in einem Walde. Da gab mir die Mutter Pflänzchen von Sonnenblumen und Riesenhanf, dazu türkischen Mohn, um die künftige Wildnis zu verdichten und zu färben.

Unmerklich, durch Sturm und Sonne, drehte sich das Gartenjahr dem Gipfel zu; immer mehr machte ich mich zum Heinzelmännchen, das hinter dem Rücken der Herrin noch emsiger arbeitete als angesichts. Die Zeit kam, wo wir den Segen unserer Mühe ernteten. In derber Kraft standen die Küchengewächse, doch bemerkte man sie kaum; den größten Teil des Bodens überflutete von Zaun zu Zaun ein solches Blühen, daß auch der Geschäftigste davor verweilen mochte. Schweigsam sahen nach Feierabend die Nachbarn herein, Kinder baten um Blumen für ihre Spiele, und vor hohen Festen kamen fremde Gärtner und wählten etwas von unserm Überfluß für Sträuße und Kränze.

Längst war ich davon abgekommen, Tiere zu töten, die für feindselig galten; die aber nun den Garten besuchten, kamen nur, um ihn schöner zu zieren. So flogen zu den Liladolden, die jetzt aus der Urne herabhingen, sehr scheue Schmetterlinge, die sich niemals niederließen, sondern schwebend sogen, wobei sie, mit Wirbelschnelle flatternd, ihre Form nicht verrieten, immer ein rätselhaftes gelbgraues Nichts...

Auf leichtgewölbten Hügeln wohnten die Portulakröschen, die bei Sonnenschein seidig auseinanderblühen, sich aber in wenigen Minuten zur Knospe zurückfalten, sobald eine große Wolke das Licht vermindert. Um sie herum in schmalem Kreis wuchs der veredelte rote Flachs, ihm folgte nach außen ein

Ring starker weißgrauer Blätter, die lang und haarig waren wie die Ohren junger Kaninchen.

Salpinglossis oder Trompetenzunge hieß eine sehr herrliche Blume, deren Erblühungen wir wie Feste begrüßten. Der Innensamt ihrer tiefgezackten Glocken hatte die Farbe großer Nachtfalter; goldgelbe Zeichen waren wie mit feinster Feder darauf eingeschrieben. Überall am Saum der langen Beete standen Stiefmütterchen, deren breite Gesichter sich, wie der Vater behauptete, nicht nach der Sonne wenden, sondern immer dem Wege zu, wo die meisten Menschen vorübergehen. Zwischen porzellanblauen Kronen und weißgeränderten Purpurbechern erhoben sich die Nordlichtverbenen, deren fremdes verschwiegenes Rot nur selten und spät erglomm, dann aber bis in den Herbst hinaus nicht mehr erlosch. Am Zaun stand Eisenhut, der als giftig verrufene, der aber ein Geheimnis verwahrt, nur Kindern bekannt: man braucht ihm nämlich nur seinen Helm abzunehmen und hat nun zwischen den Fingern den zierlichsten violetten Wagen, den winzige Täubchen an langen silbernen Deichseln ziehen. Unscheinbar in einem Winkel wuchsen Stauden, die wir nicht gesetzt hatten; niemand wußte ihren Namen. Ein dunkelroter nackter Schaft, nicht höher als ein Christbaumkerzchen, brach in einen Büschel schmaler harter Blätter wie in eine Krone aus. Diese Blätter waren nach außen gebogen und hatten oben ein glänzendes Ledergrün, unten aber das nämliche Rot wie der Stengel. Das Ganze glich einem Bäumchen und gemahnte mich an die Palmen des Morgenlandes, wie sie in der Schulbibel abgebildet waren. Die Mutter zählte diese Gewächse zu den Unkräutern, ließ sie aber auf mein vieles Bitten hin bestehen.

So spielte der Pflanzengeist in unzähligen allversuchenden Formen um uns, und ich spielte, so gut ich vermochte, mit ihm. Langsam aber gewöhnte mich die Meisterin, gewisse Blüten nur um ihrer schlichten Schönheit willen zu verehren.

Im zweiten Jahre sah ich schon manches mit ihren Augen an, und schließlich erlebten wir immer dann unsere höchste Gartenfreude, wenn aller Formentaumel plötzlich aufgehoben schien und nach langem, strengem Knospentum der einfache Gedanke der Rose selig vor uns aufging.

Aus dem soeben erschienenen Buche „Eine Kindheit".

* * *

ARTHUR SCHURIG

BERÜHMTE STELLEN IN STENDHALS „ROT UND SCHWARZ"

Randbemerkungen zu der neuen Insel-Ausgabe

ZOLA, dem man gar kein Verständnis für einen Antipoden wie Beyle zutrauen möchte, sagt einmal, im Stendhal-Essay seines Buches „Les Romanciers naturalistes" (1881): „Ich kenne nichts Wunderbareres als die erste Liebesnacht Julians und der Mathilde de la Mole." Er hat da die Szene vor Augen, die mit den Worten schließt: *„Mathilde finit par être pour lui une maîtresse aimable"* (S. 476 ff.). Nicht minder einzig in der ganzen Literatur des 19. Jahrhunderts ist die Erzählung von der zweiten Liebesnacht, die in den berühmten Schluß ausklingt: *„La vertu de Julian fut égale à son bonheur"* (S. 503). *Vertu* ist hier *virtus* in seiner Grundbedeutung.

Eigentümliche Gegenstücke zu diesen beiden Episoden finden wir in der Schilderung der drei Nächte Julians bei Madame de Rênal; der ersten im 15. Kapitel (S. 124 ff.), in der dieser seltsamste aller Verliebten „seine Pflicht" erfüllt, die Pflicht gegen sich selbst, gegen sein „Heldentum"; der zweiten, der Abschiedsnacht im 23. Kapitel (S. 224 ff.); und der dritten im 30. Kapitel (S. 300 ff.).

Als Julian nach der Katastrophe im Kerker sitzt, wird ihm der goldene Faden seines Lebens offenbar. Ich meine die wundervolle Stelle in seinem langen Selbstgespräch (S. 690): „Ich werde verrückt und ungerecht! Ich sitze einsam und

verlassen in meiner Zelle. *Aber ich bin nicht einsam über die Erde gewandelt. In mir lebte die mächtige Idee der Pflicht.* Die Pflicht, die ich mir selber gesetzt, mit Recht oder mit Unrecht, war mir der feste Stamm eines Baumes, an den ich mich stützte im Sturm. Ich habe geschwankt. Wind und Wetter haben mich geschüttelt. Ich war ja nur ein Mensch. Aber ich habe mich nicht zu Boden werfen lassen!"

André Suarès, einer der jüngsten Stendhal-Verehrer in Frankreich, sagt in seinem 1914 geschriebenen „Stendhal-Porträt": „Stendhals Frauen sind von hinreißender Schönheit; sie sind in der Liebe, was der Geigenton in der Musik ist. Alles dient dem Genius der Liebe; der Rest ist Zugabe. Frau Bovary ausgenommen, gibt es bei Flaubert keine Frauen. Was aber ist schöner und glühender als Frau von Rênal, Mathilde von La Mole, die Sanseverina und die Clelia Conti? [Die letzten beiden in der „Kartause von Parma".] Ich muß an Shakespeare denken. Aber Julian Sorel? Julian und Fabrizzio [in der „Kartause"] sind einundderselbe, der eine in Frankreich, der andere in Italien. Der eine ist gezwungen, sein Glück zu machen; der andere findet es gemacht. Fabrizzio, das ist Julian Sorel ohne die Tragödie... Die erbärmliche Nachfahrenschaft Chateaubriands wirft Stendhal Herzlosigkeit vor. Stendhal umhüllt die Leidenschaft mit Nacktheit, wenn ich so sagen darf. Sie ist blendend wie eine Linie attischer Felsen über dem Meere in weißer Mittagssonne. Es steckt in mancher Seite Stendhals mehr Herz als in allen französischen Romanen zusammengenommen; aber dieses Herz ist ganz Tätigkeit. Dieses Herz weiht sich dem Geist: es läßt sich weniger fühlen als verstehen. Julian ist der Don Juan der tapferen Herzen und machtvollen Seelen. Mit Fabrizzio ist er das ewige Musterbild des jungen Mannes, der siegen will, aber so vornehm geboren, daß er den Sieg zurückweisen muß und ihm, sei es nur einen Tag lang, das erhabene Ende der Passion vorzieht.

Die Passion als solche ist immer der Tod, oder, besser gesagt, ein so reiner und vollkommener Zustand der Seele, daß Tod, Leben, nichts sich mehr davon unterscheidet."

Stendhals verheimlichtes, scheues Herz — schlägt es nicht an jener Stelle (S. 38), wo die gütige Frau von Rênal den jungen Sorel zum ersten Male begrüßt? Schlägt es nicht an der andern Stelle (S. 190), wo die verliebte Frau in der Glückseligkeit über ihren diplomatischen Erfolg die einhundertundzwanzig Stufen im Schloßturm zu Vergy hinaufeilt, um das ferne Zeichen des Geliebten zu erspähen? Schlägt es nicht in Julians Monolog in der Bergeinsamkeit (S. 104), wo er die schmerzlichen Worte ausruft: „Hier können mir die Menschen nicht wehe tun!"

Einen entzückenden psychologischen Anachronismus (möchte man sagen) findet der Stendhal-Freund in der Szene (S. 181), wo der eifersüchtige Bürgermeister, Herr von Rênal, „seinen Hirschfänger prüft". Hier verfällt Henri Beyle in sein geliebtes Secento. Die Stelle hat ihr berühmtes Gegenstück (Georg Brandes schwärmt in seinen „Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts" davon!) im 7. Kapitel der „Kartause von Parma", wo der Graf Mosca, ebenfalls nach Empfang eines anonymen Briefes, einen langen Monolog hält und dann seine Geliebte in der harmlosen Plauderei mit ihrem Neffen Fabrizzio antrifft: „Keines der beiden hatte darauf acht, was er tun würde. Die Duchessa lachte herzlich über ein Wort, das Fabrizzio eben an sie gerichtet hatte. Der Graf trat an eine Lampe im Nebensalon und prüfte, ob die Spitze seines Dolches scharf geschliffen sei..." Stendhal liebt Ausnahmemenschen und ist offenbar der Meinung, daß sie sich über die Jahrhunderte hinweg gleichbleiben. Gehört Mathilde in die Zeit kurz vor der Farce der Juli-Revolution? Tritt nicht vielmehr überall da, wo sie fasziniert, ihr Urbild zutage: Margaretha von Valois (1552—1615)? Einmal (S. 461) sagt Mathilde: „Ach,

am Hofe Heinrichs III. gab es noch Männer, von Charakter groß wie von Geburt. Ja, wenn Julian bei Jarnac oder bei Moncontour gefochten hätte, wäre ich nicht noch im Zweifel. Damals, in jenen Zeiten der Größe und Kraft, waren die Franzosen keine Puppen. Damals waren die Menschen noch nicht Mumien, noch nicht alle in die ewig gleiche Schale eingezwängt. Damals gehörte mehr Mut dazu, um elf Uhr abends aus dem Palais Soissons, wo Katharina von Medici wohnte, herauszukommen, als heutzutage eine Reise nach Timbuktu zu unternehmen. Damals war das Leben eines Mannes eine Kette von Zufällen. Jetzt hat die Zivilisation den Zufall verjagt. Es gibt nichts Unverhofftes mehr. In der Ideenwelt verspottet man es. Wo im wirklichen Leben Zufälle auftauchen, entstehen Paniken. Jede Feigheit, jede Torheit, angesichts eines Zufalles begangen, findet Entschuldigung. Das ist die entartete, langweilige moderne Zeit!"

Julian hat einen Stich ins „Spanische". Wer Stendhals Autobiographie gelesen hat, weiß, was damit gesagt ist. „Die Bekanntschaft mit dem Don Quichotte war wohl der größte Wendepunkt meines Lebens", bekennt er 1835.[1] Wie leidenschaftlich ist Sorel im Haß wie in der Liebe; beinahe unfranzösisch. Man hat ihm vorgeworfen, daß er seine Pistole „auf seine sanfte Geliebte, die anbetungswürdige, allen gefühlvollen Herzen so teure Frau von Rênal" richtet. Julian habe sie da wie einen Mann behandelt. „Gibt es in Haß und Liebe noch Mann und Frau?" wendet ein andrer Franzose hier ein. „Gibt es in der Leidenschaft nicht bloß Verbündete oder Feinde auf Leben und Tod?" Fast alle Helden und Heldinnen Stendhals fürchten das Verderben nicht, wenn sie ihr Leben in ihrem Brennpunkte genießen wollen. Sie weihen sich ihrer Passion, unbekümmert um jedwede Folge.

„Rot und Schwarz" ist reich an Stellen, an denen ein un-

[1] Vgl. das „Leben eines Sonderlings", S. 133.

erhörter Drang nach Wahrheit zum ehrlichen Bekenntnis gelangt, und anderseits hat man mit vollem Recht gesagt, der Roman sei „ein wahres Handbuch der Heuchelei“. Man kann eine Reihe von Worten und Taten zum Zeugnis dafür aufbringen. Die Komödie, die Julian spielt, um Mathilde wiederzugewinnen, ist Machiavells würdig. Aber echte Leidenschaft ist ihr glühendes Leitmotiv, und gerade hier steht Stendhal auf dem Gipfel seiner Kunst als Darsteller seltsamer Seelen.

Stendhals Humor im germanischen Sinne, etwas Ungewohntes an einem Gallier, verrät sich im 54. Kapitel (S. 212 ff.), wo Signor Geronimo aus Neapel in das Rênalsche Haus hineinschneit. Bekanntlich war Beyle im Leben ein prächtiger Erzähler und Plauderer. Des italienischen Sängers fröhliche Erinnerungen an Maestro Zingarelli sind voll köstlichen Frohsinns. Komisch in anderm Sinne ist die Nebengestalt des Fürsten Korasoff (S. 388 f. und 546 ff.), dieses Dandy à la Georges Brummell. Bekanntlich hat Barbey d'Aurevilly von seinem Büchlein „Du Dandysme“ (1843) gesagt, Stendhal habe vergessen, es zu schreiben. Jene literarische Welle, deren Urheber Lord Byron gewesen war, ist heute vergessen; in der gegenwärtigen europäischen Erzählungskunst gibt es längst keine echten Dandys mehr.

Von jeher — seit dem großen Montaigne — ist die gallische Literatur nicht gerade arm an geistreichen Sticheleien gegen England und die Steifbeinigkeit seiner Gentlemen. Amüsant sind Julians Witze über England (S. 389), wo er unter anderm sagt: „*L'esprit et le génie perdent vingt-cinq pour cent de leur valeur en débarquant en Angleterre.*“ Aber Stendhal ist gerecht. „*Bien au monde*“, fügt er hinzu, „*n'est beau, admirable, attendrissant comme les paysages anglais.*“

Beyle war ein schwärmerischer Liebhaber schöner Landschaften, aber er hat eine merkwürdige Scheu, sie zu schildern. Wo in seinen Büchern eine Landschaft gezeichnet ist, geschieht

es in den knappsten Worten. In „Rot und Schwarz“ findet sich eine derartige Skizze nur an einer Stelle (S. 103).

Ich schließe diese Glossen mit dem Hinweis auf S. 653: „Laßt mir mein *Leben in der Idee!* Eure Maulwurfsinteressen, der Kleinkram des wirklichen Lebens sind mir widerlich. Das zerrt mich aus meinem Himmel.“

Das „Leben in der Idee“: keiner hat es mehr gepflegt als der Schöpfer von „Rot und Schwarz“ — und darum ist im wirklichen Leben keiner so wenig erkannt und verstanden worden wie der so gern ironische Konsul von Cività Vecchia.

* * *

ALFRED MOMBERT
AN DEN SETZER

[Der Sinn dieser Apostrophe wird erst klar, wenn wir die Schlußstrophe des Gedicht-Werkes „Die Schöpfung“ vor Augen haben. Sie lautet:

Im dritten Jahre vor dem Jahr zweitausend
warf ich dies Buch auf einen Riesentisch,
hörte das Meer, erschüttert drunter brausend,
und zog den großen Vorhang über mich.

*

Achtzehnhundertsiebenundneunzig

*

Der Korrektor hatte, die beiden Zahlen miteinander vergleichend, einen Irrtum des Dichters und die Jahreszahl 1997 vermutet, wird aber im Folgenden eines Besseren belehrt. Der Dichter schreibt:]

Lieber Setzer!

Es freut mich, daß Du auf den Inhalt meiner Dichtung aufmerkst. Es liegt aber kein Versehen vor, wie Du meinst. Was auf der Endseite 236 des Neu-Drucks des Insel-Verlags der „Schöpfung“ steht, ist vielmehr ein Mysterium, das durch Versenkung in die Dichtung sich erhellt. Ich kann hier natürlich keinen Kommentar schreiben! Aber vielleicht verschwindet der scheinbare Rechenfehler von 100 Jahren bei folgender Betrachtung:

Das Buch erschien im Druck zum ersten Mal im Jahre 1897. Wahr-

haft für das deutsche Volk „erschienen" sein: ihm Erlebnis sein: ihm Wahrheit und Glück sein: wird es aber erst nach 100 Jahren, also:

„Im dritten Jahre vor dem Jahr zweitausend" (1997).

Das erkannte und schaute ich mit höchster Klarheit damals, als ich die „Schöpfung" schrieb. Und in der geheimnisvoll klingenden Schlußstrofe hat sich diese Erkenntnis verewigt. — Das ist Zeitrechnung von Innen. — Die 25 Jahre, die heute an dem Warte-Jahrhundert verstrichen sind, lassen mich denken: ob die noch übrigen 75 Jahre genügen werden? —

Vale!

April 1921 Mombert

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Im Laufe der nächsten acht Wochen werden folgende Neuauflagen erscheinen: Arabische Nächte. 13.—16. Tausend; Rudolf G. Binding, Die Geige. 15.—19. Tausend; Martin Buber, Daniel. Gespräche von der Verwirklichung. 6.—7. Tausend; Die Briefe der Diotima. 11.—15. Tausend; Gobineau, Die Renaissance, kleine Ausgabe. 59.—68. Tausend; Ernst Hardt, Erzählungen. 8.—10. Tausend; Hugo von Hofmannsthal, Die Gedichte und kleinen Dramen. 41.—45. Tausend; Ricarda Huch, Von den Königen und der Krone. 8. Auflage, Der Sinn der heiligen Schrift. 11.—15. Tausend, Entpersönlichung. 6.—10. Tausend; Rudolf Kassner, Die Moral der Musik. 3. Auflage; Alfred Mombert, Tag und Nacht. 3. veränderte Auflage; Rainer Maria Rilke, Das Stundenbuch. 40. bis 49. Tausend, Neue Gedichte, Teil I. 15.—17. Tausend; Karl Scheffler, Der Geist der Gotik. 26.—30. Tausend; Oskar Walzel, Vom Geistesleben alter und neuer Zeit. 2. vermehrte und veränderte Auflage; Stefan Zweig, Erstes Erlebnis. 12.—15. Tausend, Drei Meister. 9. bis 12. Tausend. Zu den in den Mitteilungen des letzten Heftes als erschienen aufgeführten Büchern kommt noch Albrecht Schaeffers „Parzival", ein Versroman in drei Kreisen, hinzu. Von den in Vorbereitung befindlichen Unternehmungen dieses Jahres wollen wir im nächsten Heft ausführlicher sprechen.

Die Wiedergabe des Mombert-Bildes von C. Hofer verdanken wir der Güte des Besitzers, Herrn Hans Reinhart in Winterthur.

* * *

D A S

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

DRITTER JAHRGANG / VIERTES HEFT

APRIL 1922

*

Warum hast du denn uns so geschlagen, daß uns niemand heilen kann? Wir hoffeten, es sollt Friede werden, so kommt nichts Guts, wir hoffeten, wir sollten heil werden, aber siehe, so ist mehr Schadens da.

Der Prophet Jeremia

CHRISTIAN WAGNER

(1835—1918)

ANEMONEN AM OSTERSAMSTAG

WIE die Frauen
Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammenstanden,
Nicht mehr Worte, nur noch Tränen fanden,

So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen.

Vom Gewimmel
Dichter Flocken ist ganz trüb der Himmel.
Traurig stehen sie, die Köpfchen hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend.

Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Öde,
Weiße Tüchlein aufgebunden jede,

Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Wildnis.

* * *

EUGÈNE DELACROIX
MAROKKANISCHE REISE
Tagebuchblätter

Tanger, 26. Januar 1832. — Beim Pascha.

DER Einzug ins Schloß: der Wachtposten im Hof, die Fassade, das Gäßchen zwischen zwei Mauern. Am Ende unter einer Art Gewölbe sitzen Männer, die sich braun von einem kleinen Stück Himmel abheben.

Auf der Terrasse angekommen; drei Fenster mit Balustraden aus Holz, seitlich eine maurische Türe, durch welche die Soldaten und die Diener kamen.

Vorher die Soldaten aufgereiht unter dem Weingeländer: gelber Kaftan, verschiedenartige Kopfbedeckungen; spitzige Mütze ohne Turban, besonders oben auf der Terrasse.

Der Pascha mit seinen beiden Haïks oder Kapuzen, dazu der Burnus ...

... Der Zollverweser, auf den Ellbogen gestützt, den Arm nackt, wenn ich mich recht erinnere ... Wir waren ihm beim Kommen begegnet auf einer grauen Mauleselin ... Ein Maure führte das Pferd am Zügel ...

Die dritte Person war der Sohn des Pascha ... Enormer Kopf, fettleibig, stupider Ausdruck ...

Der Garten in Alleen voll Weingeländer geteilt. Große Orangenbäume mit Früchten bedeckt, Früchte liegen auf der Erde; umgeben von hohen Mauern.

Alle Winkel des alten Palastes betreten. Marmorhof, Brunnen in der Mitte ...

Bei der Rückkehr, gegen eine schöne Treppe zur Rechten, einen schönen Mann bemerkt, der uns mit verachtungsvoller Miene folgte.

Verlassen des Schlosses durch den Saal, in dem der Pascha Recht spricht, wie es heißt ... Die Soldaten, ohne Gewehr, erwarteten uns am Tor, in zwei Reihen, beim Wachtposten, wo wir eingezogen waren, endend.

Eine sehr schöne Jüdin gesehen, die Madame R. ähnlich war.

Ein Neger, auf den mich Mornay aufmerksam machte; er schien mir eine besondere Art im Tragen des Haïk zu haben.

Auf dem Wege zu einem der Konsuln die Moschee von der Seite gesehen. Ein Maure wusch sich die Füße im Brunnen, der in der Mitte steht; ein anderer wusch sich auf dem Rande kauernd.

29. *Januar.* — Entzückende Aussicht beim Hinuntersteigen längs der Stadtwälle; dann das Meer. Ungeheure Kaktusse und Aloën. Rohrgehege. Flecken brauner Kräuter auf dem Sand.

Bei der Rückkehr der Kontrast von gelbem, trockenem Rohr zum Grün des übrigen. Die näher liegenden Berge braungrün, mit Flecken von schwärzlichen Zwergsträuchern. Hütten.

Die Szene des Pferdekampfes ...[1]

[1] Diesen großen, in seiner Kunst nachwirkenden Eindruck beschreibt er im Briefe an Pierret (und Guillemardet) vom 8. Februar: „Ich erinnere mich nicht, ob ich euch in meinem letzten Brief von meinem Empfang beim Pascha erzählen konnte, drei Tage nach dem Empfang, den er uns am Hafen bereitete; ich würde euch übrigens damit ermüden. Ich glaube auch nicht, daß ich euch seit einem Ritt geschrieben habe, den wir in die Umgebung der Stadt mit dem englischen Konsul machten, der die Manie hat, die

Der Disput des Soldaten mit dem Reitknecht. Sublim mit seiner Menge Draperie; das Aussehen einer alten Frau und dennoch etwas Martialisches.

Bei der Rückkehr rechts prächtige Landschaften, die Berge Spaniens von einem denkbar anmutigen Ton, das Meer tief blaugrün wie eine Feige, die Hecken oben gelb wegen des Rohrs, unten grün von den Aloën.

Das an den Füßen gefesselte Pferd, das auf eines der unsrigen springen wollte.

Am Strand, im Begriff nach Hause zu gehen, den Söhnen des Kaïd[1] begegnet, alle auf Mauleseln. Der älteste: tiefdunkler Burnus, Haïk ungefähr wie unser Soldat, aber sehr sauber, Kaftan kanariengelb. Einer der jungen Knaben ganz in Weiß, mit einer Art Schnur, an der wahrscheinlich eine Waffe hing.

31. Januar. — Den Mauren des sardinischen Konsuls gezeichnet. — Regen. — Auf dem Wege zum englischen Konsul einen recht saubern Händler in seinem Laden bemerkt. Der Fußboden und der Ladentisch mit weißen Strohmatten garniert, Töpfe und Waren nur auf einer Seite.

2. *Februar, Donnerstag.* — Die Tochter Jakobs als Maurin gezeichnet. — Ausgang gegen vier Uhr. Ein Maure mit sehr bemerkenswertem Kopf, der außer dem Haïk noch einen weißen Turban hatte. Kopf der Mauren des Rubens, Nasen-

---

schwierigen Pferde des Landes zu reiten, und das will nicht wenig besagen, denn die sanftesten sind alles Teufel. Zwei von diesen Pferden gerieten in Streit, und ich sah die erbittertste Schlacht, die man sich vorstellen kann. Alles was Gros und Rubens an Raserei ersonnen haben, ist unbedeutend daneben. Nachdem sie sich auf alle Arten gebissen hatten, wobei sie aufeinanderstiegen und wie Menschen auf den Hinterfüßen liefen, und nachdem sie sich natürlich ihrer Reiter entledigt hatten, stürzten sie sich in einen kleinen Fluß, in dem der Kampf mit unerhörter Wut weiterging. Es brauchte eine Teufelsmühe, um sie dort herauszubringen."

[1] Gouverneur.

flügel und Lippen etwas wulstig, kühne Augen. — Die verrosteten Kanonen bemerkt.

Der alte Jude in seinem Laden, als ich nach Hause ging (Gerard Dou). — Frau mit gelbbemalten Fersen und, wie ich glaube, ebensolchen Füßen.

Freitag, 3. Februar. — Nach dem Frühstück nach dem Mauren des sardinischen Konsuls gezeichnet.

Gegen zwei Uhr ausgegangen; Besuch beim dänischen Konsul; an der Schule vorbeigegangen...

Im Judenquartier beim Vorbeigehen bemerkenswerte Interieurs gesehen. Eine Jüdin, die sich auf eine sehr lebhafte Art abhob; rote Haube, weißer Überwurf, schwarzer Rock.

Es ist der erste Tag des Rhamadan. Im Moment des Mondaufgangs — es war noch Tag — gaben sie Flintenschüsse ab usw.; heute abend machten sie einen infernalischen Lärm mit Trommeln und Zinken.

Samstag, 4. Februar. — Im Garten des schwedischen Konsuls nach dem Frühstück; mittags bei Abraham. Beim Vorbeigehen am Haustor seiner Schwester zwei kleine Jüdinnen bemerkt, die auf einem Teppich im Hof hockten. Als ich bei ihm eintrat, seine ganze Familie in einer Art kleinen Nische und der Balkon darüber mit der Türe zur Treppe. Die Frau auf dem Balkon, hübsches Motiv.

Sonntag, 12. Februar. — Die Jüdin Dititia im Kostüm einer Algerierin gezeichnet.

Nachher im Garten Dänemarks gewesen. Der Weg reizend. Die Gräber inmitten der Aloën und der Iris (Aegyptiaca). Die Reinheit der Luft. Mornay von der Schönheit dieser Natur ebenso frappiert wie ich.

Die weißen Farbtöne auf allen dunklen Gegenständen. Die Mandelbäume in Blüte. Der persische Flieder. Großer Baum.

Das schöne weiße Pferd unter den Orangenbäumen. Das Innere des Hofes des kleinen Hauses.

Beim Hinausgehen die schwarzen und gelben Orangenbäume durch das Tor des kleinen Hofes. Beim Weggehen das kleine weiße Haus im Schatten mitten unter den dunklen Orangenbäumen. Das Pferd schräg durch die Bäume.

Diner zu Hause mit den Konsuln. Abends sang Herr Rico spanische Weisen. Einzig der Süden erzeugt so starke Eindrücke.

Unpäßlich und abends allein geblieben. Köstliche Träumerei im Garten beim Mondschein.

Dienstag, 21. Februar, abends. — Auf dem Wege zur jüdischen Hochzeit, die Händler in ihrem Laden. Die Lampen teilweise an der Mauer, am häufigsten aber vorne an einer starken Schnur aufgehängt, Töpfe auf einem Brett, „palancos". Sie fassen die Butter mit den Händen und legen sie auf ein Blatt. Beim Betreten der Straße rechts einer, dessen Lampe durch ein Stück Tuch, das vom Fensterladen herunterhing, den Blicken entzogen war...

Abends, Toilette der Jüdin. Die Form des Kopfputzes. Das Geschrei der alten Weiber. Das Gesicht bemalt, die jungverheirateten Frauen, welche das Licht hielten, während man sie schmückte. Der Schleier über das Gesicht geworfen. Die Mädchen auf dem Lager, stehend.

Während des Tages die jungverheirateten Frauen an der Wand, ihre nächste Verwandte als Anstandsdame. Die Braut vom Lager heruntergestiegen. Ihre Begleiterinnen bleiben auf dem Lager. Der rote Schleier. Die jungverheirateten Frauen, als sie ankamen in ihrem Haïk. Die schönen Augen.

Die Ankunft der Eltern. Wachsfackeln; die beiden Fackeln mit verschiedenen Farben bemalt. Tumult. Beleuchtete Gesichter. Mauren darunter gemischt. Die Jüdin von beiden Seiten gehalten; hinten stützt einer den Kopfputz.

Auf dem Wege, aus dem Fenster schauende Spanier. Zwei Jüdinnen oder Maurinnen auf Terrassen, vom Schwarz des Himmels sich abhebend. — Der Tochter des Herrn Hay die Zeichnung nach der sitzenden Maurin gegeben. — Die alten Mauren auf die Wegsteine gestiegen. Die Laternen. Die Soldaten mit den Stöcken. Der junge Jude, der zwei oder mehr Fackeln hielt, deren Flamme ihm in den Mund stieg.

Bei Abraham, die drei kartenspielenden Juden. — Orangen und Haselnußzweige feilbietende Frauen nahe beim Stadttor. Strohhüte. — Bauern, barhaupt, am Boden hockend mit ihren Milchtöpfen.

Tanger, 28. April. — Gestern, am 27. April, zog unter unsern Fenstern eine Prozession mit Musik, Trommeln und Oboen vorbei. Es handelte sich um einen Knaben, der seine ersten Studien vollendet hatte und den man in feierlichem Aufzug herumführte; er war umgeben von seinen Kameraden, die sangen, und von seinen Eltern und Lehrern. Man trat aus den Läden und Häusern, um ihn zu beglückwünschen. Er selbst war in einen Burnus gehüllt.

Bei Anlässen der Not ziehen die Kinder mit ihren Schulschreibtäfelchen aus und tragen sie feierlich. Diese Täfelchen sind aus Holz, mit Tonerde überzogen; man schreibt mit Schilfrohren und einer Art Sepia, die sich leicht auswischen läßt. Dieses Volk ist ganz antik. Dies Leben in der Öffentlichkeit und diese sorgfältig verschlossenen Häuser: die zurückgezogen lebenden Frauen. — Letzthin ein Streit der Matrosen, die in das Haus eines Mauren eindringen wollten. Ein Neger warf ihnen seinen alten Schuh ins Gesicht.

Abu, der General, der uns geführt hat, saß letzthin auf der Schwelle der Türe; auf der Bank befand sich unser Küchenjunge. Er neigte sich lediglich ein wenig zur Seite, um uns vorbeigehen zu lassen. Es steckt etwas Republikanisches in

dieser Ungezwungenheit. Die Großen des Landes setzen sich an eine Straßenecke, hocken in der Sonne und plaudern miteinander; man hockt übereinander im Laden irgendeines Händlers. Diese Leute haben eine gewisse Zahl, eine kleine Zahl von erwarteten oder möglichen Ereignissen, einige Abgaben, einige Strafen unter gewissen Umständen; aber all das ohne den fortwährenden Ärger und die fortwährende Kleinigkeitskrämerei, mit der uns unsere moderne Polizei niederdrückt. Die Gewohnheit und der antike Brauch regeln alles. Der gleiche Mensch dankt Gott für seine schlechte Nahrung und seinen schlechten Mantel. Er hält sich noch für überglücklich, daß er sie hat.

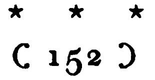
Gewisse antike und alltägliche Gebräuche haben etwas Majestätisches, was bei uns bei den ernstesten Gelegenheiten mangelt: der Brauch der Frauen, am Freitag mit Zweigen, die man auf dem Markt verkauft, die Gräber aufzusuchen, die Verlobung mit Musik, die Geschenke, die hinter den Verwandten hergetragen werden, das Kußkussu, die Kornsäcke auf den Maultieren und auf den Eseln, ein Ochs, Stoffe auf Kissen.

Sie müssen den händelsüchtigen Geist der Christen und ihre Unruhe, die sie immer zu neuen Dingen treibt, nur schwer verstehen. Ihre Unwissenheit ist die Ursache ihrer Gelassenheit und ihres Glücks; wir selbst, sind wir am Ende von dem, was eine vorgeschrittenere Zivilisation hervorbringen kann?

Auf tausend Arten stehen sie der Natur näher: ihr Gewand, die Form ihrer Schuhe. Auch vereint sich die Schönheit mit allem, was sie tun. Wir andern, in unsern Korsetts, unsern engen Schuhen, unsern lächerlichen Futteralen, sehen jammervoll aus. Das Wissen rächt sich an unsrer Anmut.

Aus der demnächst in der Insel-Bücherei erscheinenden Sammlung der von Hans Graber übertragenen Berichte des Künstlers von seiner Reise nach England, Marokko und Spanien.

* * *





Marcus Behmer:
Illustration zum „Beernhäuter“

ALBRECHT SCHAEFFER

PARZIVALS KAMPF MIT ORILUS

KAM ein Tag: da Parzival in einen
Hohlweg biegen wollte unter Eichen,
Sah er eine seltne Reitrin ziehen
Vor sich auf, die mit gebundnen Händen
Seitlich saß auf einem magern Maultier.
Hielt gesenkt das Haupt als wie in Trauer,
Ließ die Flechten hängen rauh und glanzlos;
Ihre Glieder schimmerten durch Fetzen,
Grobe Bastschuh saßen an den Füßen;
Und er sah sie schaudern in der Kälte,
Denn es war die Jahreszeit November.

Eilig nach der guten Rittersitte
Trabt' er nach und hielt am Zaum das Reittier.
Sprach zu ihr mit dienender Gebärde:
„Bitt Euch, Dame, laßt mich gleich erfahren,
Wer Euch solchermaßen hier beleidigt!"

Jene sprach, ein sanftes Haupt erhebend,
Ein Gesicht in Furchen von den Tränen,
Gottergebnen Blick in schwachen Augen,
Sprach mit einer ganz entfernten Stimme:

„Sollt es, Ritter, gerne von mir wissen.
Aber bitte nicht verlangt zu kämpfen,
Denn den ihr bestehen wollt, ist riesigen
Leibes und im Lanzenkampf der Erste.
Reiten läßt er mich, mein eigner Gatte,
Orilus, der Herzog von Lalander,
Und Jeschute so bin ich geheißen,
Wegen nie begangener Verschuldung,

Wegen eingebildeten Verbrechens.
Denn es drang vor heute achthalb Jahren,
Da ich schlief im Lustgezelt im Walde,
Ein im Fellgewand ein schöner Knabe,
Raubte einen Ring mir, raubt' auch Küsse,
Und es half ja nichts, wie sehr ich flehte.
Aber kehrend von der Jagd soeben,
Sah ihn Orilus von hinnen reiten.
Er, der immer grausam Eifersüchtige,
Da er fand von meinem Wein getrunken,
Auch gespeist von einem kleinen Rebhuhn,
Gar den Ring entwandt mit einer Perle,
Endlich gar mein seidnes Hemd zerknittert:
Hätt er gerne mich erwürgt mit Händen.
Weil ich keinen Namen sagen konnte,
Jenen nur beschreiben, und beschwören,
Daß ich ihn im Leben nie gesehen,
Daß er auch mir nichts genommen habe
Außer jenem Ring und einigen Küssen:
Schwur er, jenen Fremdling aufzufinden,
Und bekräftigt' es mit sieben Eiden:
Mich zu führen mit, bis er ihn fände,
Er erführe, was die Wahrheit wäre.
Und so schleppt' er mich, wie Ihr mich sehet,
Achthalb Jahre sind wir nun geritten.
Ritten erst zum Hofe König Artus',
Weil der Knabe sprach, er zöge dorthin.
Hörten allda, daß er dort gewesen
Und mit Namen Parzival geheißen;
Daß er dann erstach den roten Ritter,
Fortgeritten sei in dessen Rüstung.
Suchten drauf ihn lange in den Ländern,
Hörten, daß er sei in Pelrapeire.

Als wir kamen da zum Lande Brobarz,
Ward uns Kunde, daß er nirgend wäre.
Und so reiten, suchen wir und reiten,
Und so geht das Leben wohl vorüber.“

Parzival, da endlich stumm ward diese
Stimme aus der tiefen Grames-Ferne,
Schwieg auch er in einem langen Grausen.
Eine farbige Erinnerung flammte,
Ebereschenhain und Zelt und Innres,
Wachgeküßte Träumerin von Liebe.
Sah er hier dieselbe abgeblichen,
Wie aus einem Wandbild ausgebröckelt
Farben fallen, und es bleibt nur Umriß:
Hohle Form von Leben ohne Leben.
Und ein Fehler hatte wild getrieben,
Süßes Licht und Unschuld überwuchert;
Aus den Küssen war ein Gift gekrochen,
War in Krankheit wütend ausgebrochen...

Zeigte sich indem ein Speer im Hohlweg,
Um die Ecke bog der ganze Reiter,
Reiter eines riesenhaften Wuchses,
Dunkelgrau in einem Kettenhemde,
In dem schwarzverschloßnen Helm gesichtslos;
Saß auf einem riesigen Eisenschimmel,
Welcher nackt ging, deckenlos, doch trug er
Vor der Stirn ein langes Horn von Stahle.
Da er diesen dunklen Turm von Eisen
Nahen sah, in Langsamkeit gewaltig,
Drohend von Gewittern, nachtbewirkend, —
Und noch schrie: „Da bin ich, und ich heiße
Parzival!“ so zog sich ihm im Innern

Was zusammen, ein Gemeng von Lust und
Grausen, ballte sich, und mundlos zischte
Als ein Dampf heraus die leise Stimme:

Sieh, da kommt er endlich ganzen Leibes,
Der dir alles dieses angesponnen!
Der dich setzte in das Netz von Schulden,
Blöder Knabe, in die Grals-Verkennung,
Des Amfortas Schmerzen unausschöpflich,
Und des Juden blühende Verwesung.
Und es ist sein Schwert der Tod der Mutter·
Und sein Speer der Jammer der Verlaßnen,
Und am Ende wird er dich erwürgen
Mit den reinen Händen der Jeschute.
Zittre jetzt in Wollust und in Grauen,
Denn du wirst ihm in die Augen schauen!
Ihm die Hülle reißen vom Gesichte,
Denn es ist der finstre, nicht der lichte:
Gott...
Und Parzival ritt zum Gerichte.

Nun Verbittrung, Gift von sieben Jahren,
Nun die maßenlose Herzverhärtung,
Ewige Öde, Einsamkeit und Marter
Allen Leidens, seinethalb gelitten;
Blutes alles Dorren, nie geweinte
Tränen und die durchgekeuchten Nächte,
Blindheit, Pest und letzter Ohnmacht Zittern:
Alle bösen höllenhaften Kräfte
Dieser Jahre rafft' er jetzt zusammen:
In die Fäuste, die des Schildes Spangen
Preßten und gesenkten Schaft der Lanze,
Schenkel, die sich um die Sattelgurten

Legten so wie Zangen, in die Zähne,
Die zusammgeknirschten, in die Augen,
Die wie Wölfe heulten durch Gegitter,
Flammenrachen durch die Stäbe zwängend:
So verzehrt' er den, der da entgegen
Sprengte, finster aufgetürmten Leibes
Als ein riesenhafter Stellvertreter,
Den sich Gott gemacht aus Leib und Eisen.
Rennend, selbst umrannt von Feuerkreisen,
Schon im Stoß mit vorgebognem Rumpfe,
Schnaubte, rauchte, jauchzt' er im Triumphe:
Leibhaft! kommst du? Leibhaft aus dem Sumpfe!
Blutvergifter! Mörder! Augentrüber!
Ich bestehe dich! Ich bin dir über!

Und er glaubte, wie aus Donnerwettern
Blitz und Feuerstrom herauszuschmettern,
Glaubte sporenpeitschend durchzubrennen,
Durchzubohren, durchzurennen,
Hinzumalmen Jenen im Gerassel.
Parzival, o nein! — Ein Krach, Geprassel:
Beide Schäfte sprangen hoch in Splitter,
Und vorüberfegend im Gewitter,
Sah er den Koloß im Sattel sitzen
Wie ein Eisenbollwerk; aus den Schlitzen
Der Virteile stach ein schräges Blitzen.

Aber stracks, den Speerstumpf von sich schleudernd,
Hengst herumgeworfen, sah er Jenen
Aus dem Sattel springen, sprang zur Erde,
Und die Klinge aus der Scheide reißend,
Rannt' er ihm entgegen, doppelhändig
Diesen Flamberg schwingend überm Haupte,
Der ihm schien zu Wolken hochgefahren,

Semel, dieses Schwert, das diesem Griffe
Folgt' im Ruck, gespart in sieben Jahren:
Und da schmetterten sie sich zusammen.
Die Zweihände-Schwerter, Eisenkeulen,
Hochgeschwungen, wirbelnd, daß sie hackten,
Pfiffen, zischten, klangen, gellten, krachten
Aufeinander, auf die Helmesdecken,
Durch Minuten prasselndes Gehämmer.
In den atemlosen Kampfespausen
Maßen sie sich mit den Mörderaugen
Maßlos gierig aus den Eisenmasken,
Aufgestemmt die Schwerter vor sich mannshoch,
Keuchend, rauchend aus gesperrten Mündern,
Und die Brüste schwollen, daß sie wogten.
Rannten wiederum danach zusammen,
Jetzt geblendet von dem ersten Blute,
Blinder hauend jetzt auf ihre Panzer,
Daß es spritzte von gehackten Stücken,
Funken, Spangen, Schnallen, Ringe sprangen,
Und die kleinen hellen roten Quellen
Liefen überall geschwinde, tropften,
Rannen, rieselten, und rote Lachen
Standen, wo die Eisenfüße stampften.
Dieses, bis mit hohem Glockenklange
Semel, dieses Schwert zersprang in Stücke.

Da erstarrte mit dem Stumpf in Fäusten
Parzival. Er staunte, weil sein Gegner
Innehielt, mit einem dumpfen Staunen.
Semel, dieses Schwert von Gott gegeben?
Gab er das, sich selber zu befehden?
Parzival, du bist ihm ausgeliefert,
Lieferte dich selbst in seine Hände!

Legten so wie Zangen, in die Zähne,
Die zusammgeknirschten, in die Augen,
Die wie Wölfe heulten durch Gegitter,
Flammenrachen durch die Stäbe zwängend:
So verzehrt' er den, der da entgegen
Sprengte, finster aufgetürmten Leibes
Als ein riesenhafter Stellvertreter,
Den sich Gott gemacht aus Leib und Eisen.
Rennend, selbst umrannt von Feuerkreisen,
Schon im Stoß mit vorgebognem Rumpfe,
Schnaubte, rauchte, jauchzt' er im Triumphe:
Leibhaft! kommst du? Leibhaft aus dem Sumpfe!
Blutvergifter! Mörder! Augentrüber!
Ich bestehe dich! Ich bin dir über!

Und er glaubte, wie aus Donnerwettern
Blitz und Feuerstrom herauszuschmettern,
Glaubte sporenpeitschend durchzubrennen,
Durchzubohren, durchzurennen,
Hinzumalmen Jenen im Gerassel.
Parzival, o nein! — Ein Krach, Geprassel:
Beide Schäfte sprangen hoch in Splitter,
Und vorüberfegend im Gewitter,
Sah er den Koloß im Sattel sitzen
Wie ein Eisenbollwerk; aus den Schlitzen
Der Vinteile stach ein schräges Blitzen.

Aber stracks, den Speerstumpf von sich schleudernd,
Hengst herumgeworfen, sah er Jenen
Aus dem Sattel springen, sprang zur Erde,
Und die Klinge aus der Scheide reißend,
Rannt' er ihm entgegen, doppelhändig
Diesen Flamberg schwingend überm Haupte,
Der ihm schien zu Wolken hochgefahren,

Semel, dieses Schwert, das diesem Griffe
Folgt' im Ruck, gespart in sieben Jahren:
Und da schmetterten sie sich zusammen.
Die Zweihände-Schwerter, Eisenkeulen,
Hochgeschwungen, wirbelnd, daß sie hackten,
Pfiffen, zischten, klangen, gellten, krachten
Aufeinander, auf die Helmesdecken,
Durch Minuten prasselndes Gehämmer.
In den atemlosen Kampfespausen
Maßen sie sich mit den Mörderaugen
Maßlos gierig aus den Eisenmasken,
Aufgestemmt die Schwerter vor sich mannshoch,
Keuchend, rauchend aus gesperrten Mündern,
Und die Brüste schwollen, daß sie wogten.
Rannten wiederum danach zusammen,
Jetzt geblendet von dem ersten Blute,
Blinder hauend jetzt auf ihre Panzer,
Daß es spritzte von gehackten Stücken,
Funken, Spangen, Schnallen, Ringe sprangen,
Und die kleinen hellen roten Quellen
Liefen überall geschwinde, tropften,
Rannen, rieselten, und rote Lachen
Standen, wo die Eisenfüße stampften.
Dieses, bis mit hohem Glockenklange
Semel, dieses Schwert zersprang in Stücke.

Da erstarrte mit dem Stumpf in Fäusten
Parzival. Er staunte, weil sein Gegner
Innehielt, mit einem dumpfen Staunen.
Semel, dieses Schwert von Gott gegeben?
Gab er das, sich selber zu befehden?
Parzival, du bist ihm ausgeliefert,
Lieferte dich selbst in seine Hände!

Noch, geblendet und in einer üblen
Schwäche trunken, sonder Kraft und Willen,
Starrt' er auf den blutbesudelt Schwarzen
Gegenüber, der im schwarzen Hohlweg
Sich verzog und bog in schwarzen Lüften.
Da erkannt' er erst den Gegner gänzlich:
Der ein Gott war, doch von allen Satans-
Künsten brodelte und sie gebrauchte.
Aber da jetzt der die eigne Klinge
Wortlos fortwarf und die Panzer-Arme
Hob und krümmte wie das Untier Grendel,
Schwarzer Riesenkrebs mit stummen Scheren,
Drohend über ihm um Hauptes Höhe,
Ganz verfinstert in den finstern Lüften:
Da begriff er. Und er warf die Arme
Im Triumph entsetzlich der Verzweiflung
Um den Gottes-Kobold, Turm des Todes,
Leib des Herrn, der einen Zweikampf anbot.

Kämpfte diesen Kampf. Er zog aus Jahren
Unverstandner Übung nun die Kräfte.
Nun die Kraft der Ströme und der Quellen,
Kraft der Sommer und der Sonnentage,
Kraft der Jugend, Kraft der süßen Lenze,
Frühster Spiele, Sprünge, Läufe, Tänze,
Und hinüber noch die Knabengrenze:
Kraft aus himmlischen und reinen Dingen,
Als er Vögeln glaubte, Schmetterlingen,
Blumen, Bienen und den heiligen Bäumen,
Und die Kraft aus seinen Heldenträumen:
Kräfte sich mit Kräften so verschlangen,
Sie ergrünten, schimmerten, sie klangen
Glockenrein und einsgestimmt mit allen,

Die im Himmel sind ein Wohlgefallen.
Antlitz, kühnes, totenfahles,
Unter Engeln stolz erstrahl' es,
Wert der Krone, Wert des Grales.

Sieben Jahre, sieben Jahre Lebens
Währte dieser Ringekampf des Helden,
Und es stürzten diese Lebensjahre
Durch ihn hin, erbrausend wie ein Regen,
Eine Raserei der Farbenträume
Und ein Regenbogensturz der Bilder,
Wiederholend all, was je gewesen,
Unerschöpflich, unaufhörlich, während
Er im riesig durchgerauschten Ohre
Sonderbare wütende Geräusche
Hört' aus schwarz zusammgeballter Nähe:
Keuchen eigner Kehle und aus fremder,
Zähneknirschen und ersticktes Zischen,
Und der Griffe Aufschlag in den Panzer-
Handschuhn, und das Stampfen von den Sohlen.
Ohne Zeit, unendlich war dies Ringen
Bis zum Augenblicke, wo er, staunend
Aufgewacht, die eignen beiden Hände
Sah, hineingezwängt in jenen Halsberg,
Und sie würgend kneteten lebendige
Kehle, und der schwarze Koboldriese
Ab von ihnen hing, und weißer Dampf ihm
Röhrend aus dem schwarzen Munde zischte.
Eine selige Bewegung macht' ihn
Lächeln, und er würgte, sah sich krümmen
Jenen, Arme fallen, kraftlos greifen,
Sah ihn hangen, knien, und würgte, spürend,
Wie den Hals ein letzter Ansturm blähte...

Weckt' ihn eine Stimme, flehend nahe:
„Töte nicht!" Und nicht sogleich begreifend,
Daß es ihm galt, hört' ers dringlich wieder:
„Töte nicht!" und sah, nach oben blickend,
Eines Engels Glorien-Antlitz liebreich
Über ihn geneigt. Der fast Erwürgte
Dröhnt' am Boden. Selber taumelnd, fiel er
Drüber, stützte sich, erschöpften Auges
Starrend nach dem Augenpaar darunter;
Sah: aus zugefallnen Lidern mühte
Sich hervor ein Blicken voll Geheimnis,
Dunkel; doch es war da nichts als dieses:
Blick der Kreatur, vom Tod erwachend.

Parzivaln verließen seine Kräfte;
Sah die Halme und das Moos am Boden
Seltsam näher kommen, und ihn schwemmte
Jäh ein ungeheures Schluchzen: Sieger!
In barmherziges Dunkel. Am Zerfließen,
Fühlt' er glücklich allen alten Odem,
Alles Blut sich rück zu Gott ergießen.

*Aus dem soeben erschienenen Vers-
roman in drei Kreisen „Parzival".*

* * *

JOHANN GEORG HAMANNS BEKEHRUNG

ICH erhielt endlich meinen Wunsch, nach England zu gehen, mit den freigebigsten Aufdringungen. Der letzte Ort meiner Bestimmung gab mir noch meine einzige und letzte Hoffnung ein; ein lächerlich Vorurteil für dieses Land unterstützte selbige, das ich immer als die Heimat oder den rechten Grund und Boden für meine abenteuerliche Denkungs- und Lebensart angesehen hatte. Ich verließ am Gründonnerstage oder Karfreitage, den ich für unnötig hielt zu heiligen, weil er in

Holland und England nicht als ein Fest angesehn wird, auf einer Treckschüte Amsterdam, feierte die ersten Ostertage in Leyden in der größten Unordnung und Unterdrückung des Gemüts. Hierauf ging ich nach Rotterdam, wo ich im Swienshoefd oder Schweinskopf einkehrte, dem besten Wirtshause, und daselbst einen jungen Engländer fand, mit dem ich von Amsterdam nach Leyden gegangen war, der Gesellschaft suchte. Dies war mir sehr angenehm, und ich machte mir bereits schmeichelhafte Einbildungen von seiner Bekanntschaft, die ein schlechtes Ende hatte. Wir bedungen uns eine Jacht nach Helvoetsluys, wo denselben Tag, den 16. April, das Paketboot abging; es war Sonnabend. Wir langten den folgenden Sonntag in einer ziemlich starken Gesellschaft, unter der auch ein junger Bremer war, der der Sprache wegen nach England ging und zu studieren gedachte, bei sehr gutem Winde in Harwich des Abends an, ohne daß ich einigen Anstoß der Seekrankheit gefühlt hatte, Schwindel und einige Übelkeit ausgenommen. Wir mieteten uns den Morgen darauf, Montags, eine Post. Mein Engländer, dessen Namen Shepherd, war ein Studierender, der auch auf Reisen in Holland ausgegangen und mit ebensoviel Nutzen als ich, weil er keine andre Sprache als seine eigne verstand, und ein Katholik, wo ich nicht irre. Ich fand ihn morgens auf Knieen beten und wunderte mich teils, erbaute mich teils an seiner Andacht, daß ich daher mehr Vertrauen zu ihm faßte. Er hatte sich angeboten, mich für 2 Guineen nach London mit allen Unkosten des Zollhauses und anderer Ausgaben zu schaffen. Ich gab ihm selbige; er gab mir aber ungefähr eine halbe Guinee auf dem halben Weg zurück mit vieler Angst und sagte, ich möchte das übrige selbst bezahlen. Ich hatte mit seiner Unruhe so viel Mitleiden und für seine Aufführung so viel Verachtung, daß ich nicht drang auf eine weitere Befriedigung. Er hatte es vielleicht aus Not getan, weil ich ihm selbst in

London bei meiner Ankunft noch einen Schilling vorschießen mußte, den ich so wenig als ihn selbst wieder gesehen.

Wir kamen denselben Abend sehr spät den 18. April 1757 in London an, wo ich mit meinem Bremer eine sehr unruhige Nacht in der Inn hatte, weil selbige als eine Mördergrube in unsern Augen vorkam und voller Gesindel zu sein schien, unsre Stube so sehr unsicher war, daß jeder ins Fenster einsteigen konnte, der uns nicht hätte durch die Tür aufwecken wollen. In London sind alle Fenster aufzuschieben.

Ich schöpfte einige Tage Odem, ehe ich mich meiner Geschäfte annahm, hatte nebst meinem Bremer, der in Begleitung eines Führers und Freundes, der ein junger Kaufmann war und seine Schwester heiraten sollte, ein gutes Wirtshaus gefunden. Nachdem ich einen Mietslakai angenommen hatte, war die erste Torheit, die ich beging, einen Marktschreier aufzusuchen, von dem ich gehört hatte, daß er alle Fehler der Sprache heilen könnte. Er lebt in Islington. Ich erkundigte mich in einem deutschen Wirtshause nach ihm, wo man ihn sehr wohl kannte und mir gestand, daß er einige Kuren getan hätte, die ihn berühmt gemacht; man könnte aber nicht die Ursache meiner Bedürfnis sehen. Ich ging und fand einen alten Mann, der mich untersuchte und nichts an meinen Werkzeugen der Sprache sehn konnte, der mir sein Haus und eine große Summe Geldes zur Bedingung seiner Kur machte, wo ich eine gewisse Zeit lang nichts reden und endlich buchstabieren sollte. Mehr konnte ich von seiner Methode nicht herausbringen. Ich mußte also meine Geschäfte mit der alten Zunge und mit dem alten Herzen anfangen. Ich entdeckte selbige denjenigen, an die ich gewiesen war; man erstaunte über die Wichtigkeit meiner Angelegenheit, noch mehr über die Art der Ausführung und vielleicht am meisten über die Wahl der Person, der man selbige anvertraut hatte. Nachdem man sich von der ersten Bewunderung erholt hatte, fing man

an zu lächeln — dreist seine Herzensmeinung zu entdecken — über diejenigen, die mich gesendet hätten, wozu ich gekommen war, und beklagte mich selbst. Alle diese Dinge beunruhigten mich und brachten mich zugleich auf. Ich arbeitete endlich an einem Memorial an den russischen Abgesandten — das war alles, was ich tun konnte. Er benahm mir alle Hoffnung, etwas auszurichten, und gab mir desto mehr Versicherungen von seinem Eifer, mir zu dienen, damit der letzte vielleicht angerechnet werden sollte, wenn die erste eintraf. Es gibt gewisse Stellen und gewisse Geschäfte, die man am besten und mit der größten Ehre verwalten kann, wenn man nichts oder so wenig als möglich tut. Sollten wir es uns einen Ernst sein lassen, alles mögliche in acht zu nehmen, so würden wir erstlich unsre Bequemlichkeit und Ruhe sehr hintansetzen müssen, uns großer Gefahr und Verantwortung aussetzen, uns vielleicht Feinde machen, Opfer unsers guten Willens und Unvermögens werden. — In diesen Umständen befindet sich ein Minister, der Hochverrat seiner Pflichten, der Ehre desjenigen, in dessen Namen er da ist, usw. als Klugheit und Vorsichtigkeit ansieht, der das Interesse anderer unterdrückt seiner eignen Sicherheit wegen, der Schwierigkeiten für Unmöglichkeiten ansieht. Ich glaubte also, daß ich nach eben den Regeln in meinen Geschäften verfahren müßte, so wenig als möglich tun, um nicht die Unkosten zu häufen, mir durch übereilte Schritte Blößen zu geben und Schande zu machen; und dies Wenige mußte ich als alles, was füglich und tunlich war, ansehn. Ich ging also unterdrückt und taumelnd hin und her, hatte keinen Menschen, dem ich mich entdecken, und der mir raten oder helfen konnte. Ich war der Verzweiflung nahe und suchte, in lauter Zerstreuungen selbige aufzuhalten und zu unterdrücken. Was Blindheit, was Raserei, ja Frevel war, kam mir als das einzige Rettungsmittel vor. Laß die Welt gehen, wie sie geht — mit der Lästerung eines Vertrauens auf die

Vorsehung, die wunderlich hilft — nimm alles mit, was dir aufstößt, um dich selbst zu vergessen —, dies war ein System, nach dem ich meine Aufführung einrichten wollte und durch jeden unglücklichen Versuch niederfiel, das ich aber wieder aufbaute zu eben der Absicht. Mein Vorsatz war nichts als eine Gelegenheit — eine gute Gelegenheit. Gott weiß, was ich nicht dafür angesehn hätte, um meine Schulden bezahlen und wieder frei in einer neuen Tollheit anfangen zu können. Ich gab also alles auf, die leeren Versuche, in die ich durch Briefe, durch die Vorstellungen der Freundschaft und Erkenntlichkeit aufwachte, waren lauter Schein, faules Holz, Irrlichter, die Sumpf zu ihrer Mutter haben. Nichts als die Einbildung eines irrenden Ritters und die Schellen meiner Narrenkappe waren meine gute Laune und mein Heldenmut. Ich hatte in Berlin die Torheit gehabt, eine Woche lang bei dem Lautenisten Baron Stunden zu nehmen; mein redlicher Vater hatte mich erinnert und deswegen gestraft, ich sollte an meinen Beruf und an meine Augen denken. Dies war umsonst gewesen. Der Satan versuchte mich wieder mit der Laute, die mir in Berlin Verdruß gemacht hatte, weil ich eine geliehene unwissender Weise einem armen Studenten Viermetz verdorben hatte, der sich von der Musik ernährte, und dem ich keine Genugtuung dafür erwiesen, sondern vielmehr durch seine sehr bescheidene und rührende Empfindlichkeit im Herzen beleidigt worden war. Ich fing daher wieder an, nach einer Laute zu fragen, als wenn mein ganzes Glück auf dieses Instrument, in dem ich so wenig musikalische Stärke besitze, ankäme. Es war nicht möglich, eine zu finden, und man sagte mir, daß es nicht mehr als einen einzigen in London gäbe, der schweres Geld damit hätte verdienen können, jetzt aber als ein Junker lebte. Ich brannte, diesen Sohn der weißen Henne kennen zu lernen, und hatte meinen Wunsch. Wie sehr bin ich durch denselben gestraft worden! Er wurde mein Vertrauter, ich ging täglich

aus und ein, verzog mich in seine Nachbarschaft; er hatte sein eigen Haus, unterhielt eine Hure — er bot mir alles an. So sehr mich mein. Urteil, mein erstes, von ihm entfernt hatte, so viele Bedenklichkeiten ich über seinen Charakter in meinem Sinn hegte, so wurde alles von ihm eben gemacht. Ich glaubte jetzt gefunden zu haben, was ich wollte — du kannst durch ihn bekannt werden, du hast jetzt wenigstens einen Menschen, mit dem du umgehen kannst, du hast ein Haus, wo du dich zerstreuen kannst, du kannst dich auf der Laute üben und an seine Stelle treten, du kannst so glücklich als er werden. — Ich danke dem lieben Gott, daß er mich lieber gehabt, und daß er mich von einem Menschen los gemacht, an den ich mich wie ein Mühlensklave gekuppelt hatte, um einen gleichen Gang der Sünde und Laster mit ihm zu tun.

Mein blindes Herz ließ mir gute Absichten bei meiner Vereinigung sehen, einem Menschen, der ohne Erziehung und Grundsätze war, Geschmack und die letztern einzuflößen. Ich Blinder wollte ein Wegweiser eines andern sein oder vielleicht ihn unterrichten, zierlich zu sündigen, Vernunft zur Bosheit zu drehen. — Ich fraß umsonst, ich soff umsonst, ich buhlte umsonst, ich rann umsonst; Völlerei und Nachdenken, Lesen und Büberei, Fleiß und üppiger Müßiggang wurden umsonst abgewechselt; ich schweifte in beiden, umsonst in beiden aus. Ich änderte in drei Vierteljahren fast monatlich meinen Aufenthalt, ich fand nirgends Ruhe; alles war betrügerisch, niederträchtig, eigennützig Volk.

Endlich erhielt ich den letzten Stoß an der Entdeckung meines Freundes, der mir schon unendlich viele Merkmale des Verdachts gegeben hatte, die ich unterdrückte. Ich erfuhr, daß er auf eine schändliche Art von einem reichen Engländer unterhalten wurde. Er war unter dem Namen Senel bekannt, gab sich aber für einen deutschen Baron aus, hatte eine Schwester in London, die auf ebensolche Art vermutlich

von dem ... ischen Abgesandten unterhalten ward und unter dem Namen einer Frau von Perl einen Sohn hatte ... Ich erschrak über dieses Gerücht und wollte Gewißheit haben. Er hatte mir einen Pack Briefe längstens anvertraut, die er abzufordern vergessen hatte ungeachtet ihrer vorgegebenen Wichtigkeit, und die ich ihm auch nicht, ich weiß nicht aus welcher Ahndung, zurückgegeben, ohne daß es mir jemals eingefallen war, sein Vertrauen zu mißbrauchen. Sie waren sehr los gesiegelt. Ich konnte jetzt nicht der Versuchung widerstehn, aus selbigen Gewißheit zu haben. Ich erbrach solche daher und machte mir selbst die Entschuldigung, falls ich nichts hierin in Ansehung des ihm beigelegten Verbrechens finden würde, sie ihm mit dem aufrichtigen Bekenntnis meines begangnen Vorwitzes wiederzugeben und ihm in Ansehung des übrigen alle mögliche Verschwiegenheit zu verschwören; zugleich aber ihm meine Freundschaft aufzusagen, wofern ich andre Geheimnisse entdeckt, die meinen Grundsätzen widersprochen hätten. Ich fand leider zu viel, um mich von seiner Schande zu überzeugen. Es waren abscheuliche und lächerliche Liebesbriefe, deren Hand ich kannte, daß sie von seinem vorgegebnen guten Freunde waren.

Ich war sehr unruhig über meine Maßregeln, glaubte aber aus Klugheit genötigt zu sein, einige Briefe zurückzubehalten, worin die größten Proben seines Verbrechens enthalten waren, und den Gebrauch davon der Zeit und den Umständen zu überlassen. Er hatte sich einige Zeit auf dem Lande bei den Gesellen und Lohnherrn seiner Bosheit aufgehalten. Als er zurückkam, forderte er mit vieler Behutsamkeit seine Briefe ab, die ich ihm mit einiger Unruhe einhändigte, und die er mit ebensoviel und mehr annahm. Ich wollte mich ihm entdecken und meine Vorstellungen deswegen machen. Daher ließ ich mir gefallen, auf den vorigen Fuß, wiewohl ohne das Herz mehr, mich wieder einzulassen. Es schien, er hatte mich bloß

zu schonen gesucht, um zu entdecken, ob ich von dem Geheimnisse der Bosheit etwas wüßte. Wie ich ihn darüber schien ruhig gemacht zu haben, glaubte er sich mir allmählich mit gutem Fug entziehn zu können. Ich kam ihm zuvor und hatte eine andre Entschließung gefaßt, an den Engländer, den ich kannte, selbst zu schreiben, um ihm die Schändlichkeit und Gefahr seiner Verbindung mit seinem Nebenbösewicht vorzustellen. Ich tat dies mit so viel Nachdruck, als ich fähig war, verfehlte aber meines Endzweckes; anstatt sie zu trennen, vereinigten sie sich, um mir den Mund zu stopfen.

Unterdessen war ich auf ein Kaffeehaus gezogen, weil ich keine Seele zum Umgange mehr hatte, einige Aufmunterung in öffentlichen Gesellschaften zu haben und durch diesen Weg vielleicht bekannt zu werden und eine Brücke zum Glück zu bauen. Dies war immer die erste Absicht aller meiner Handlungen. Es war mir zu teuer und zu verführerisch, länger auszuhalten; ich war bis auf einige Guineen geschmolzen und mußte mich wieder verändern. Ich ging voller Angst und Sorgen aus, um ein neues Zimmer zu haben. Gott war so gnädig, mich eines finden zu lassen, in dem ich noch bin, bei sehr ehrlichen und guten Leuten seit dem 8. Februar dieses 1758sten Jahres, in Marborough-Street bei Mr. Collins. Es sind beides junge Leute, die sich eine Ehre daraus machen, jedermann zu bekennen, daß sie Bediente gewesen, die einen kleinen Handel angefangen, den Gott sichtbar gesegnet, und die dies mit Dank, anhaltendem Fleiß und Demut erkennen. Es ist eine besondre Gunst der Vorsehung, daß sie mich dieses Haus hat finden lassen, in dem ich auf die billigste und zufriedenste Art lebe, weil ich nicht um einen Heller fürchten darf übersetzt zu werden und die beste Aufwartung umsonst genieße. Ich habe gedacht, wozu mich Gott nicht eher dieses Haus hat finden lassen, das mich hätte früher retten können. Er weiß allein die Zeit, die beste Zeit, uns den Anfang seiner

Hilfe zu zeigen. — Wir, die nichts verdienen als Zorn und das Unglück, wonach wir ringen, murren mit Gott, warum er uns nicht eher helfen will, uns, die nicht wollen geholfen sein.

Ich hatte im vorigen Kaffeehaus einen verstopften Leib auf acht Tage lang bisweilen gehabt und einen erstaunlichen Hunger, der nicht zu ersättigen war. Ich hatte das hiesige starke Bier als Wasser in mich gesoffen. Meine Gesundheit daher bei aller der Unordnung der Lebensart und meines Gemüts ist ein göttliches Wunder, ja ohne Zweifel mein Leben selbst und die Erhaltung desselben. Ich habe in diesem Hause nicht mehr, ungeachtet es beinahe drei Monate ist, als höchstens viermal ordentliche Speise gehabt; meine ganze Nahrung ist Wassergrütze und einmal des Tages Kaffee. Gott hat selbige außerordentlich gedeihen lassen, und ich denke mit seinem Beistande so lange als möglich dabei auszuhalten. Die Not ist der stärkste Bewegungsgrund zu dieser Diät gewesen, diese aber vielleicht das einzige Mittel, meinen Leib von den Folgen der Völlerei wiederherzustellen.

Ich habe 150 Pfund Sterling hier durchgebracht und kann und will nicht weitergehn. Meine Schulden in Livland und Kurland belaufen sich also sämtlich über 300 Pf.... Ich habe kein Geld mehr und meine Uhr meinem Wirt gegeben. Die Gesellschaft des gedachten Buben hat mir viele unnütze Ausgaben verursacht; mein öfteres Ausziehn und Umziehn hat mich gleichfalls viel gekostet; ich habe zwei Kleider, davon eines die Weste ziemlich reich besetzt, und einen Haufen Bücher mir angeschafft. Ich wollte in diesem Hause mich allen Umganges entschlagen und mich mit nichts denn meinen Büchern zu trösten suchen, davon ein ziemlicher Teil noch ungelesen oder wenigstens ohne Nachdenken und rechte Anwendung ungenutzt gelesen worden. Gott hatte mir eingegeben, mir gleichfalls eine Bibel anzuschaffen, nach der ich mit vieler

Hitze herumlief, ehe ich eine nach meinem Sinn finden konnte, und von der ich ein sehr gleichgültiger Besitzer bisher gewesen. Meine Einsamkeit, die Aussicht eines völligen Mangels und des Bettlerstandes — nach dem ich bisweilen aus Verzweiflung gerungen hatte, weil ich selbst dies als ein Mittel ansah, mich aufzumuntern zu einem kühnen Glücksstreich — ja ich wünschte mir die Armut aus einer ruchloseren Absicht, um den gnädigen Gott meines bisherigen Lebens, der mir allemal im letzten Notfall beigestanden, von neuem und mit Vorsatz mit sündlicher Keckheit zu versuchen —, kurz die Dürre meiner Umstände und die Stärke meines Kummers entzogen mir den Geschmack meiner Bücher. Sie waren mir leidige Tröster, diese Freunde, die ich nicht glaubte entbehren zu können, für deren Gesellschaft ich so eingenommen war, daß ich sie als die einzige Stütze und Zierde des menschlichen Schicksals ansah.

Unter dem Getümmel aller meiner Leidenschaften, die mich überschütteten, daß ich öfters nicht Odem schöpfen konnte, bat ich immer Gott um einen Freund, um einen weisen, redlichen Freund, dessen Bild ich nicht mehr kannte. Ich hatte anstatt dessen die Galle der falschen Freundschaft und die Unhinlänglichkeit der bessern gekostet, genug gekostet. Ein Freund, der mir einen Schlüssel zu meinem Herzen geben konnte, den Leitfaden von meinem Labyrinth — war öfters ein Wunsch, den ich tat, ohne den Inhalt desselben recht zu verstehn und einzusehn. Gottlob, ich fand diesen Freund in meinem Herzen, der sich in selbiges schlich, da ich die Leere und das Dunkle und das Wüste desselben am meisten fühlte. Ich hatte das Alte Testament einmal zu Ende gelesen und das Neue zweimal, wo ich nicht irre in der Zeit. Weil ich also von neuem den Anfang machen wollte, so schien es, als wenn ich eine Decke über meine Vernunft und mein Herz gewahr würde, die mir dieses Buch das erstemal verschlossen hätte. Ich nahm

mir daher vor, mit mehr Aufmerksamkeit und in mehr Ordnung und mit mehr Hunger dasselbe zu lesen und meine Gedanken, die mir einfallen würden, dabei aufzusetzen. —

Dieser Anfang, wo ich noch sehr unvollkommene und unlautere Begriffe von Gottes Worte zur Lesung desselben mitbrachte, wurde gleichwohl mit mehr Aufrichtigkeit als ehemals den 13. März von mir gemacht. Je weiter ich kam, je neuer wurde es mir, je göttlicher erfuhr ich den Inhalt und die Wirkung desselben. Ich vergaß alle meine Bücher darüber, ich schämte mich, selbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals sie demselben zur Seite gesetzt, ja jemals ein anderes demselben vorgezogen zu haben. Ich fand die Einheit des göttlichen Willens in der Erlösung Jesu Christi, daß alle Geschichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zusammenliefen, die Seele des Menschen aus der Sklaverei, Knechtschaft, Blindheit, Torheit und dem Tode der Sünden zum größten Glück, zur höchsten Seligkeit und zu einer Annehmung solcher Güter zu bewegen, über deren Größe wir noch mehr als über unsre Unwürdigkeit oder die Möglichkeit, uns derselben würdig zu machen, erschrecken müssen, wenn sich uns selbige offenbaren. Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volks, ich las meinen eignen Lebenslauf und dankte Gott für seine Langmut mit diesem seinem Volk, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte. Vor allen andern fand ich in den Büchern Moses eine seltne Entdeckung, daß die Israeliten, so ein ungeschlacht Volk sie uns vorkommen, in einigen Fällen nichts als dasjenige von Gott ersuchten, was Gott willens war, für sie zu tun, daß sie ebenso lebhaft ihren Ungehorsam als je ein reuender Sünder erkannten und ihre Buße doch gleichwohl ebenso geschwind vergaßen, in der Angst derselben aber um nichts als einen Erlöser, einen Fürsprecher, einen Mittler anriefen, ohne den

sie unmöglich Gott weder recht fürchten noch recht lieben konnten. Mit diesen Betrachtungen, die mir sehr geheimnisvoll vorkamen, las ich den 31. März des Abends das 5. Kapitel des 5. Buchs Moses, verfiel in ein tiefes Nachdenken, dachte an Abel, von dem Gott sagte: Die Erde hat ihren Mund aufgetan, um das Blut deines Bruders zu empfangen. — Ich fühlte mein Herz klopfen, ich hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern als die Stimme des Bluts, als die Stimme eines erschlagenen Bruders, der sein Blut rächen wollte, wenn ich selbiges beizeiten nicht hörte und fortführe, mein Ohr gegen selbiges zu verstopfen; — daß eben dies Kain unstetig und flüchtig machte. Ich fühlte auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Tränen, und ich konnte es nicht länger — ich konnte es nicht länger meinem Gott verhehlen, daß ich der Brudermörder, der Brudermörder seines eingebornen Sohnes war. Der Geist Gottes fuhr fort, ungeachtet meiner großen Schwachheit, ungeachtet des langen Widerstandes, den ich bisher gegen sein Zeugnis und seine Rührung angewandt hatte, mir das Geheimnis der göttlichen Liebe und die Wohltat des Glaubens an unsern gnädigen und einzigen Heiland immer mehr und mehr zu offenbaren.

Ich fuhr unter Seufzern, die vor Gott vertreten wurden durch einen Ausleger, der ihm teuer und wert ist, in Lesung des göttlichen Wortes fort und genoß eben des Beistandes, unter dem dasselbe geschrieben worden, als des einzigen Weges, den Verstand dieser Schrift zu empfahen, und brachte meine Arbeit mit göttlicher Hülfe, mit außerordentlich reichem Trost und Erquickung ununterbrochen den 21. April zu Ende.

Ich fühle gottlob jetzt mein Herz ruhiger, als ich es jemals in meinem Leben gehabt. In den Augenblicken, worin die Schwermut hat aufsteigen wollen, bin ich mit einem Trost überschwemmt worden, dessen Quelle ich mir selbst nicht zuschreiben kann, und den kein Mensch imstande ist, so über-

schwenglich seinem Nächsten einzuflößen. Ich bin erschrocken über den Überfluß desselben. Er verschlang alle Furcht, alle Traurigkeit, alles Mißtrauen, daß ich keine Spur davon in meinem Gemüt mehr finden konnte. Ich bitte Gott, er wolle das Werk segnen, das er in mir angefangen, meinen schwachen Glauben durch sein Wort stärken und den Geist, den gnädigen, den überschwenglichen Geist desselben, den Geist des Friedens, der über alle Vernunft ist und nicht so ein Friede als der, den die Welt gibt, den Geist der Liebe, ohne den wir nichts als Feinde Gottes; und der diesen Wohltäter haßt, wie kann der zeitlich lieben den Geist der Hoffnung, die nicht zuschande werden läßt, wie das Schattenspiel fleischlicher Einbildungen?

Aus den „Gedanken über meinen Lebenslauf" in den von Karl Widmaier herausgegebenen „Schriften".

* * *

STÉPHANE MALLARMÉ

TOMBEAU

Anniversaire — Janvier 1897

LE noir roc courroucé que la bise le roule
Ne s'arrêtera ni sous de pieuses mains
Tâtant sa ressemblance avec les maux humains
Comme pour en bénir quelque funeste moule.

Ici presque toujours si le ramier roucoule
Cet immatériel deuil opprime de maints
Nubiles plis l'astre mûri des lendemains
Dont un scintillement argentera la foule.

Qui cherche, parcourant le solitaire bond
Tantôt extérieur de notre vagabond —
Verlaine? Il est caché parmi l'herbe, Verlaine

A ne surprendre que naïvement d'accord
La lèvre sans y boire ou tarir son haleine
Un peu profond ruisseau calomnié la mort.

★

Übertragung von Rainer Maria Rilke

Der schwarze Block im Zorn, daß Wind ihn rolle,
hält sich nicht auf, selbst unter frommer Hand,
die tastend Menschenleid ihn ähnlich fand,
als ob sie arge Gußform segnen solle.

Hier immer fast beim Gurrn des Taubers drückt
dies Trauern ohne Stoff mit manchem Falt
der Mannbarkeit den reifen Stern von bald,
des Schimmer einst die Menge silbern schmückt.

Wer sucht, den einsam er im Sprung gefunden,
im grad noch äußern, unsern Vagabunden —
Verlaine? Er ist im Gras versteckt, Verlaine,

um zu erspähn, verständigt, wie sichs bot,
am Mund, dem atemlos nicht trinkenden,
kaum tiefen Bach, verleumdeten, den Tod.

★ ★ ★

FRIEDRICH MICHAEL

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM

WENN man einmal in den „Volkstümlichen Liedern" von Hoffmann von Fallersleben die Zeittafeln durchblättert, jene letzten Seiten, auf denen all die oft gesungenen oder auch schon verklungenen Lieder von „Der liebste Buhle, den ich han" bis herab zu „Stolz weht die Flagge Schwarz-weiß-rot" nach der Entstehungszeit aufgezählt sind, so wird man

finden, daß es besonders fruchtbare Jahre, rechte Liederjahre, gibt, die mit mageren Zeiten wechseln, und daß oft in einem Jahr eine ganze Reihe noch heute allbekannter Lieder entstanden ist. Von größeren Zeiträumen sind es vornehmlich die letzten drei Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, die Zeit der Almanache, und die Jahre der Freiheitskriege mit der vorwiegend patriotischen Lyrik, die den Hauptbestand dessen hervorgebracht haben, was heute noch volkstümlich heißen darf.

Aber besser als in diesen Zahlentafeln lassen sich Ursprung und Zusammenströmen der Lieder in Gustav Wustmanns „Liederbuch für altmodische Leute" verfolgen, das vor nahezu vierzig Jahren zum erstenmal unter dem Titel „Als der Großvater die Großmutter nahm" erschien und jetzt in neuer, fünfter Auflage im Insel-Verlag vorliegt. Wustmann hat die Fabeln und Erzählungen, Lieder und Theatergesänge auch in zeitlicher Folge vereinigt, aber geordnet nach den Jahren ihres Erscheinens, ihrer beglückenden Geburt also, nicht ihrer dunklen Zeugung. In dem einen Jahre 1776 etwa findet man neun bekannte Gedichte, Höltys Mailied, Frühlingslied und Trinklied, Millers Abschiedslied an Esmarch („Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weines"), „Was frag ich viel nach Geld und Gut", und seine Gedichte aus dem Siegwart, Overbecks entzückendes Lied „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün", des Maler-Müllers oft gesungenen Soldatenabschied („Heute scheid ich, heute wandr ich"), Goethes Bundeslied („In allen guten Stunden") und das unvergleichlich schöne Rheinweinlied „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher" von Matthias Claudius! Und ist es nicht seltsam, daß die drei meistgesungenen Weihnachtslieder, „Stille Nacht, heilige Nacht", „O du fröhliche" und „O Tannenbaum", fast gleichzeitig, in den Jahren 1818—1820, entstanden sind?

Aber nicht einer leicht erkünstelten „Zahlenmystik" solcher

Liederjahre, nicht den tieferen Ursachen für das reiche Wachstum oder auch nur den äußeren Anlässen, die mit dem Hinweis auf die Almanache und die Kriegsereignisse schon angedeutet wurden — den Liedern selbst mit ihrer Rokokoschelmerei oder behäbigeren Biedermeiergrazie gilt hier unsere Teilnahme.

Die Lieder — das sind nicht Volkslieder, aus ungekannten Tiefen aufgestiegene Klänge, sondern volkstümlich gewordene Stücke der Kunstpoesie, Lieder, die man nicht als altes Erbgut, von Mund zu Mund durch Generationen fortgeerbt, eines Tages mitsingend empfing, die man vielmehr in Büchern, vor allem in Almanachen und Journalen las, Lieder, deren Schöpfer zwar über der oft zersungenen Dichtung ganz in Vergessenheit geraten konnten, uns aber fast durchweg bekannt sind. Und es sind — die Beispiele zeigten es schon — klangvolle Namen unter ihren Dichtern: Gellert und Hagedorn, Bürger und Hölty, Goethe und Schiller. Aber ihre Gegenwart in dieser Sammlung war nicht dank ihres Namens selbstverständlich, sie mußten nicht, sie durften hier erscheinen, weil auch sie wie zahllose minder berühmte Poeten sich in die Herzen der Großvaterwelt eingesungen haben. Denn es ist nicht die große Literatur, aus der hier eine durch ästhetische Werte bedingte Wahl von Gedichten vereinigt wurde, es ist die Dichtung, die im Familienkreis des gebildeten Mittelstandes heimisch war, anhebend um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als Gellerts Fabeln, Sperontes' „Singende Muse an der Pleiße" und Weißes Operetten beliebt waren, und durch ein Jahrhundert fortschreitend bis zu Kopischs „Heinzelmännchen", zum Lied vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein und zu Lortzings und Marschners Opern.

Es ist, wenn man es mit einem, freilich nicht alles umfassenden Worte bezeichnen will, die Zeit der guten Nachbarschaft, und die Gedichte sind zum großen Teil im Gemeinschafts-

gefühl der nachbarlichen, brüderlichen Nähe der lieben Mitmenschen entstanden. Es hat seine tiefere Bedeutung, daß man in der Sammlung viermal den Titel „Gesellschaftslied“ und fünf „Trinklieder“ findet, nicht zu gedenken der „Rundgesänge“ und der Lieder gleichen Charakters ohne solchen bezeichnenden Titel. Diese Lieder sind beste Poesie, wenn man sich an Goethes Worte erinnern will: „Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmungen zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von Rechts wegen die beste Poesie sein.“

Vulpius, der hier neben dem Schwager Goethe gleiches Daseinsrecht hat wie der arg verspottete Schmidt von Werneuchen, läßt ein Gedicht, das im übrigen unbedeutend ist und darum nicht in die Sammlung einging, mit den Worten beginnen:

Gesundheit, Herr Nachbar! Mein Gläschen ist leer!
Herr Bruder, Herr Vetter, nun rücken Sie her!
Wir wollen eins trinken und munter uns zeigen,
Wir wollen das Gläschen dem Nachbar hinreichen;
Wir wollen nun trinken, bis alles ist leer!
Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär!

Da ist alles beisammen: Nachbar, Bruder, Vetter; Geselligkeit und der gute Tropfen! „Lieber Nachbar, ach borgt mir doch Eure Latern“, läßt Ernst Anschütz seine Biederleute singen, und Claudius' „Abendlied“ vom Mond und den goldenen Sternlein schließt „unsern kranken Nachbar“ auch ins Gebet. Der Herr Bruder kommt aus der Studentenwelt: „Brüder, laßt uns lustig sein“, singt Günther, „Herr Bruder, trink's aufs Wohlsein deiner Schönen“, heißt's im Lied „Vom hoh'n Olymp“, und es ist nur ein Schritt zu jener „großen Brüderschaft“, der Menschheit, der Samuel Gottlieb Bürdes „Rund-

gesang für Fröhliche" den Friedensgruß entbietet, die in stärkerem Ton politischen Kampfes Schubart in seiner „Fürstengruft" krönt und der dann Schiller sein „Seid umschlungen, Millionen!" zujubelt.

Der Herr Vetter aber, das ist der Schwerenöter, der sich aus dem Kreis der schwärmenden Brüder fortstiehlt, der es den andern überläßt, aufs Wohlsein ihrer Schönen zu trinken, während er seine Schönste im Arm hält. Das ist der Vetter Michel, von dem sie singen:

> Vetter Michel war gestern abend hie,
> Er stieß das Mädel an das Knie,
> Das Mädel lacht, das Mädel schreit,
> Vetter Michel ist es, der da freit.

Und Traugott Benjamin Bergers „Vergnügtes Bauermädchen" weiß:

> Mein guter Michel liebet mich
> Voll deutscher Redlichkeit,
> Wie er mich liebt, liebt sicherlich
> Kein Bauer weit und breit.

Der Herr Vetter freit, und es dauert nicht lange, so kann er ein Familiengemälde bestellen: „Mein Herr Maler! wollt' er wohl all uns konterfeien?", ein Bild, auf dem Weib und Sohn und drei Töchter, aber auch, als Folie, das ganze Dorf mit der Kirche zu sehen sein müssen!

Nicht jedem ist das Glück so hold: der andere „Michel", dem wir in Tiedges Lied „Ich bin der Hexe gar zu gut" begegnen, verzehrt sich vergebens in Liebe und Eifersucht, „spaßt dieser oder der mit ihr beim Abendzeitvertreib". Und den Bauer gar, dessen Klagelied Johann Martin Miller singt, tröstet nichts mehr: „Denn ach! mein Hannchen fehlet mir..."

Liebesleid, Todessehnsucht — es sind die Molltöne der Empfindsamkeit, die in den Bezirken der kleineren Geister zur

Sentimentalität wird. Hölty ist nicht frei davon in seiner „Elegie auf ein Landmädchen", über dessen Grab ein Turteltaubenpaar in der Kirchhofslinde nistet — Tauben, die sich wohl über dem Lieblingsplatz der Lebenden, über der kleinen Gartenlaube oder der oft besungenen Rasenbank schnäbelten —, und der Freiherr von Reitzenstein weiß für „Lotte bei Werthers Grab", wenn sie einsam auf der Rasenstelle weilt, „wo uns oft der späte Mond belauscht", auch keine schönere Hoffnung für das Wiedersehen im Jenseits als „eine Myrtenlaube". Der Gottesacker mit den wehenden Zypressen, das kühle Grab, der Totenhügel unter Rosen und Lilien der Geliebten, die Ruhe im Grabe, die Handvoll Erde, die der Freund traurig hinabwirft — das sind Bilder, deren matte Farben auf der Palette dieser gefühlsseligen Maler immer wiederkehren, aber nicht immer heute noch gleiche Gefühle wecken.

Um so tiefer ergreifen die echten Töne der Trauer in den Versen des Matthias Claudius: „Friede sei um diesen Grabstein her!" mit den oft nachgesprochenen Schlußworten: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!" — und jenes schönste Lied des Freiherrn von Salis-Sewis: „Ins stille Land! Wer leitet uns hinüber!" das 1805 zuerst im Taschenbuch „Iris" erschien und dem Jacobi „gleich die freudige Aufnahme weissagte, die es überall gefunden hat". Man liebte diese Lieder, man fand seinen Trost in ihnen, man hatte sie im Herzen und vor Augen, wie uns der Gothaer Hoftheaterleiter und Kriegsdirektor Reichard am Schluß seiner Selbstbiographie bezeugt: „Mir bleibt nichts übrig, als vorzuschauen in das Land meiner Toten, und hier mit den Worten meines Freundes, des herrlichen Sängers Salis-Sewis, zu enden, die in meinem Zimmer unter einer Urne stehen: „In's stille Land..."

Noch in anderer Art aber wird das Jenseits im Bereich dieser Dichtung beschworen: aus dem mitternächtigen Grab

steigt die ehmals geliebte Wilhelmine und stört im Sterbekleid Wilhelmen, der bei seiner Neuvermählten liegt, Bürgers Pfarrerstochter von Taubenhain flimmert und flammert als Flämmchen um den Unkenteich gar schaurig, und aus einem anderen Teiche, den August Langbein zum Leichen-Reim bemüht, hört man die „Wehklage", bis man „die Brust an Brust erstarrten" Liebesleute findet und ihnen einen Leichenstein setzt, auf dem sich natürlich zwei Tauben schnäbeln.

Es ist die Schauerballade, die mit einigen Stücken hier vertreten sein muß, die uns heute ergötzt, aber wohl auch schon zur Zeit ihrer Blüte nicht jedem das kalte Grausen ins Blut jagte. Hier ist Goeckingks „Luischen" nicht zu missen: mit ihrem Bruder kommt sie ums Leben und in einen Sarg, für den sogar ein wohl Goeckingks Leier zu dankender Ort „Warg" bei Leipzig existiert. Hierher gehören, vom gleichen Dichter, „Fritz der Näscher", der statt Zucker „größtenteils Arsenicum" schluckt und sich so „mördrisch" umbringt, und „Die Fischer", die Kinder des Herrn von Haren, die beim Fischen ertrinken, natürlich auf dem Gutsteich zu Wölbst, das sich spaßhafterweise auf „selbst" reimen muß.

Neben solcher Komik, die unfreiwillig ist und vielleicht auch von manchem gemütvolleren Leser unserer Tage nicht als solche empfunden wird, stehen zahlreiche lustige Fabeln, heitere Erzählungen, freundliche Gesänge. Ich brauche nur an die köstliche „Widersprecherin" des deutschen Fabelmeisters Gellert zu erinnern, an Langbeins „Gerichtsverwalter", an Tiedges „Lied von der schönen Schifferin", die der Sonne geschworen hat, sie solle sie nie mehr tanzen sehen, und beim nächtlichen Tanz der drohenden Stimme von oben keck ihre astronomisch-geographische Bildung beweist:

„Die Sonn' ist in Amerika jetzt,
Und dem Mond hab ich gar nichts versprochen!"

Auch die Kriegszeit hat neben den ernsten, von Begeisterung

befeuerten Liedern einige lustige Stücklein ins Leben geweckt: Johann Heinrich Kärner — wer kennt den Feldprediger und späteren Rittergutsbesitzer sonst? — schuf das Abenteuer vom gelehrigen Bauern, der stolz darauf ist, mit seinem Französisch sich das Leben gerettet zu haben, und die Geschichte von den kleinen Krebsen, als welche die Herren Weltbesieger aus Frankreich die deutschen Bäckerschwaben sich munden lassen.

Manche Linie der geistigen Entwicklung des deutschen Bürgertums und des Geschmackswandels seiner Sänger ließe sich an diesem Jahrhundert von Liedern zeigen: von der philisterhaften Stubenhockerei etwa, die sich bei Kaffee und Knaster auf dem Kanapee vergnügt, hin zu dem naturfroheren Dichter der Rousseau-Zeit, der das einst so geliebte Kanapee nur noch vergleichsweise nennt:

> Unterm Strauß voll Hagerosen
> Auf dem rotgeblümten Klee
> Könnten wir so traulich kosen
> Wie auf seidnem Kanapee.

Oder etwa der Weg der langsamen Politisierung, vom schwärmerischen Weltbürgertum zum tatenfrohen Nationalbewußtsein.

Aber es bleibe das Vergnügen des Lesers, solchen heimlichen Pfaden der Dichtung nachzuspüren. Er wird vielleicht manche überraschende Entdeckung machen, auch was die Autorschaft des einen und anderen Gedichts anlangt. Denn ist nicht die irrige Meinung auch heute noch verbreitet, die Verse:

> Was vergangen, kehrt nicht wieder;
> Aber ging es leuchtend nieder,
> Leuchtet's lange noch zurück —

stammten von Goethe? Manches heute noch zitierte Wort steht zuerst in diesen alten Liedern, und selbst der neue Roman minderen Ranges entlieh ihnen seine Titel: „Mag auch die Liebe weinen!"

Der Liebhaber des volkstümlichen Liedes weiß, wie einzelne Lieder durch „Zersingen" entstellt werden. Das kann auch sehr lustig mit Absicht geschehen, etwa in der Erzählung vom Fleischermeister Schnell, dem „ein Mann mit Knotenstock im Blicke" begegnet („Ein Mann mit Knotenstock — im Blicke mehr tiefen Gram als Herzenstücke"), oder im „Luischen", wo plötzlich ein „Doktor Liebeskind" spricht („Ja, sprach der Doktor, liebes Kind"), oder endlich im „Kanonenlied", das seinen Titel den schönen Worten dankt: „Nie kann ohne Wonne deinen Blick ich sehn."

Die Schätze dieses Großvaterbuchs, das man wohl Gustav Wustmanns schönstes, lebendigstes Werk nennen darf, sind mit alledem nur angedeutet. Manches Gedicht mag der Kenner vermissen, anstelle einiger ausgeschiedener Stücke wird ihm ein Zuwachs von über vierzig Gedichten willkommen sein. Die Bearbeiter hatten die Hoffnung, auch einen früher geäußerten Wunsch zu erfüllen: der Berner „Bund" schrieb in einer Besprechung des Buches im Jahre 1886: „Aber ‚Traugott laß den Affen los' haben wir darin vergebens gesucht." Leider blieb dies Gedicht, das sich wohl in den Rahmen der Sammlung fügen könnte, trotz Umfrage bei deutschen und schweizerischen Liedforschern unerreichbar. Vielleicht kann hier ein Leser helfen.

* * *

RUDOLF KASSNER
DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK

Unter diesem Titel ist soeben im Insel-Verlag ein neues Buch von Rudolf Kassner erschienen. Ihm sind die folgenden Kapitel entnommen.

JE reicher eine Gesellschaft, eine Rasse, eine Nation, ein Zeitalter an Typen ist, um so eindeutiger sind die Menschen, um so tiefer, um so entschlossener und entschiedener in ihren Handlungen und Geschicken. Der Reichtum an Typen schließt

deren Deutlichkeit ein. Und je deutlicher die Typen sind, um so mehr ist das Tun eines Volkes auch ein Wissen, der Ausdruck einer inneren Klarheit. Einem Volk diese Möglichkeit der Bildung von Typen nehmen heißt das Volk zur Masse machen, heißt es entmannen. Ein solches Volk wird auch aus sich heraus keine Führer mehr hervorbringen und darum fremden überantwortet bleiben. Ich will mit dieser Behauptung nur darauf hinweisen, daß Typen und Führer zusammengehören, daß in der Fähigkeit zur Typenbildung die Fähigkeit zur Führerschaft enthalten ist, und erklären, einmal, warum im letzten Grunde der Demiurg nur Typen und keine Einzelfälle zu schaffen hatte, und dann, warum auch die Menschen in dem Maße typischer, eindeutiger, größer waren, je näher — zeitlich — sie dem Demiurgen, dem persönlichen Gott gelebt haben. Was immer sich vom Standpunkt der Metaphysik gegen den persönlichen Gott sagen läßt, soziologisch gesprochen hat der Glaube an ihn die Menschen stärker, schöner, gegenwärtiger und entschlossener gemacht.

Für den, der das Typische erfaßt hat, gibt es nichts, das oberflächlich wäre. Oberflächlich ist nur das Mittelmäßige. Gibt es aber so etwas wie das Mittelmäßige? Oder gibt es nicht vielmehr nur die Vorurteile des Mittelmäßigen? So ist es ein Vorurteil des Mittelmäßigen, daß das Kostüm, das Kleid den wahren Menschen oder dessen Seele verdecke. Typus heißt nun, daß das Kostüm diesen Menschen uns aufschließe oder der Mensch sein Kostüm, sein Werkzeug, sein Hausgerät, seine Waffe einbeziehe und umfasse. In einer Welt ohne Typen, in einer Gesellschaft ohne Stände, Klassen, Ordnungen müßte ein Gesicht in sich eitel, das heißt: nichtig sein, ohne Art, ganz leer, nicht gesehen, nicht da. Sie sehen einem Tischler an, daß er Holz, einem Schmied, daß er Eisen, einem Schneider, daß er mit der Nadel das gefügige Tuch, dem Schuster, daß er mit der Ahle das zähe Leder bearbeitet. Sie werden den, der

das Tier schlachtet, nach dessen Gesicht leicht von dem unterscheiden, der es züchtet. Irgendeinem ausgezeichneten Individuum werden Sie den Geiz, wenn er ihn hat, die Leidenschaft des Geizes, das Enge, das Ausdorrende desselben irgendwo im Gesicht, an der Nase, am Mund, an den Händen ansehen. Oft nur für einen Augenblick. Hingegen werden Sie in einem Individuum, das als solches völlig gleichgültig ist, den Typus dessen erkennen, der Tag für Tag Zahlen schreibt, Ziffer neben Ziffer setzt. Sein Gesicht wird unangespannt und anschauungslos sein, wie ein Haufen Zahlen, wie irgendeine Ziffer. Der Mensch wird zu dem, was er anschaut. Und nichts sehen Sie einem Gesicht schneller an, als daß dieses einem Menschen gehöre, der die Dinge und deren Zusammenhang sieht, und jenes einem, der die Dinge nicht sieht, sondern die einen gegen die andern tauscht und auswechselt.

Der Typus als solcher geht schließlich auf die rhythmischen Beziehungen zurück. Typus ist zuletzt Rhythmus. Typus verhält sich zu Rhythmus wie der Raum zur Zeit. In einer zufälligen, unrhythmischen Welt könnte es keine Typen geben. Ordnung ist darum Ordnung nach Typen, ist darum weiter Gestaltung und nur in einer Welt des Gesichtes möglich. Ein bloßer Haufen von Menschen besteht nach inneren Gesetzen nicht aus Gesichtern, sondern aus Karikaturen. Ein Blick auf die Menschen in unseren modernen Großstädten genügt als Beweis.

Typische, ständische Tugenden beruhen zuletzt auf einer Übereinstimmung von Mensch und Welt. Sie sind von anderer Art und Ordnung als die asketischen Tugenden, als die Tugend Pascals, sie haben Geltung innerhalb einer Klasse, eines Standes, einer Stadt, einer Rasse. Sie sind nur dort vorhanden, wo es Stände oder Klassen gibt. Sie sind stets positiv, sie sind durchaus auch Glück. Für den typischen Menschen als solchen, ob er nun der homerischen Welt oder der modernen angehört, ist Tugend Glück und wird es stets bleiben müssen, solange

eine Rasse, ein Volk oder ein Zeitalter die Kraft haben werden, neue Typen zu bilden.

Für den Individualisten, für den Erben Kants und der Französischen Revolution, für den Deutschen vor allen andern Völkern ist diese Identifikation von Tugend und Glück entweder falsch oder eine Tautologie. Man darf auch sagen, daß die Maschine und die große Zahl diese typische, ständische Tugend, diese Tugend als Glück oder dieses Glück als Tugend widerlegt und vernichtet oder zumindest in Frage gestellt haben. Für den Europäer mehr als für den Amerikaner. Es hat den Anschein, daß die Maschine in Amerika der Bildung von Typen weniger im Wege sei als in Europa. Dürfen wir nicht im Amerikaner der Vereinigten Staaten einen neuen Typus im Zeitalter eben der Maschine, aus diesem Zeitalter geboren, sehen? Einen flacheren, dünneren, dafür aber bestimmteren und wirksameren, als ihn Europa heute aufbringt? Man ist versucht, vom Amerikaner zu sagen, daß er als erster nach der Antike wiederum in einer Identitätswelt lebe, auf Kosten freilich eben der Tiefendimension. Dieses Geometrische, Flache, Dünne, dafür aber sehr Bestimmte ist der amerikanischen Physiognomie anzusehen und von der Maschine auf diese übergegangen. Es ist keineswegs Mangel an Spontaneität, an welcher der Preuße ungleich mehr leidet als irgendein anderer Mensch auf Erden, es ist vielmehr ein Ineinander des Spontanen und Maschinellen, eine sehr lebendige, gewiß wertvolle Flachheit.

Individualismus als solcher hat nicht nur den größtmöglichen Abstand zwischen Poesie und Leben verursacht, sondern bedeutet ihn auch. Je typischer der Mensch ist, um so geringer wird dieser Abstand, oder um so mehr hat sich die Einbildungskraft des Einzelnen in Maß, in Metrum, in Form umgesetzt. Die Poesie der Alten war typisch. Die streng beobachteten Unterschiede in den Dichtungsformen, die wechseln-

den Metren entsprechen der Reichhaltigkeit der Typen in der damaligen Gesellschaft. Die völlige Auflösung dieser Formen- und Typenwelt ist das Werk unseres Literatentums, ist die Arbeit der sogenannten Geistigen. Ein Roman ist nicht mehr Roman, die Tragödie nicht mehr Tragödie, ein Lustspiel nicht mehr Lustspiel usw. So hat der Mensch seine Identität verloren und ist nur noch mehr ein Versuch und bis auf Widerruf gültig, Schauspieler, Dilettant von innen. Im Amerikaner ist dieser Dilettantismus, wenn er vorhanden ist, Seele. Nur so ist das Phänomen Walt Whitman zu fassen. Dessen Bedeutung liegt auf eine besondere Art in seiner Einzigkeit, welche Einzigkeit durchaus korrelativ ist mit dem, was ich die Flachheit des Amerikaners, dessen Zweidimensionalität genannt habe. Sie entspricht auch der Formlosigkeit seines Werkes.

Das an Typen noch reiche achtzehnte Jahrhundert war das letzte, das die Identität von Tugend und Glück zu fordern und zu behaupten wagte. Dann kam Kant, dann die Französische Revolution. Beide zerschlugen diese Identität. Hier liegt die Schicksalsgemeinschaft zwischen Kant und der Französischen Revolution. Es ist gleich töricht, Kant diese Gemeinschaft vorzuwerfen, wie ihn davon loszusprechen oder sie zu leugnen.

Alles Heldentum, alle Religion geht darauf hinaus, die Kluft zwischen dem Individuellen und dem Typischen zu überbrücken, den neuen Menschen, einen neuen Typus zu bilden. Der Fehler des neunzehnten Jahrhunderts war, daß es vom Fortschritt das erwartet hatte, was der Fortschritt niemals schaffen kann. In der Tiefenwelt des Europäers. Daher die Tiefe und Zerrissenheit, die so sehr den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnete und ihm ins Gesicht geschrieben stand.

Je mehr der einzelne Mensch sich als seiner Rasse verbunden fühlt, um so mehr ist nicht nur die Tugend Glück, sondern

auch dieses Glück (der Erfolg, die Freude, die Kraft) Tugend. Der Barbar, der Zigeuner, der Mensch also, für welchen der Begriff Individualität keinen Sinn hat, liest die Zeichen nicht im Gesicht, sondern in den Sternen, in den Karten, im Sande, in den Linien der Hand. Für ihn sind diese Zeichen genau so bedeutend wie für uns die Schrift- oder Gesichtszüge. Je mehr ein Mensch dem anderen gleicht, der Sohn dem Vater, in der patriarchalischen Gesellschaft, um so weniger hat es einen Sinn, zu behaupten, allen diesen Abkömmlingen eines Stammes sehe man die Habsucht oder die Wollust oder sonst eine bestimmte Eigenschaft an. Darin liegt auf das bestimmteste die nicht dem Individuum, wohl aber der Rasse eigentümliche Tiefe, daß wir ihr die Eigenschaften nicht vom Gesicht ablesen können. Nur darum, um dieser Tiefe, um des Blutes willen, sind alle Eigenschaften Schicksal. Und dieses Schicksal ist in den Bahnen der Sterne, in den Figuren des Sandes, in der Folge der Karten, in den Linien der Hand ebensogut zu lesen wie in den Zügen des Gesichtes.

Die rancune oder das, was wir seit Nietzsche als ressentiment erkannt haben, zum mindesten das ressentiment des modernen Menschen geht irgendwie auf diesen Mangel an Typischem, an Rundem, an Positivem, auch an Institution zurück. Physiognomisch ist dieser untypische Mensch derselbe, den wir den maßlosen genannt haben, der Mensch mit dem aufgerissenen, aufgeschlitzten, klaffenden Gesicht, der Verdrängte, der Wunde, auch der Unrhythmische, Unelastische, schlecht Heilende. Er ist — um von ihm den allgemeinsten Begriff zu geben — der Mensch, der nicht mehr so aussieht, wie er ist, und nicht mehr so ist, wie er aussieht. Wer außer dem Schauspieler und dem Kinodarsteller hat heute noch sein Gesicht? Und sind darum nicht so viele eben nur Schauspieler, das heißt: Menschen, die eine Rolle zu Ende spielen und dann ganz und gar erschöpft sind? Menschen, die sich

übernehmen mußten? Die schreien mußten, sich einmal verkaufen, unter- oder überbieten mußten?

Ich möchte sagen, der geheimste, nie ausgesprochene Sinn aller Institutionen war gegen den Schauspieler gerichtet und diesem feindlich gesinnt. Der Schauspieler allein konnte von dem Sinken und Verfall der meisten Institutionen gewinnen und sich ausbreiten. Er ist der am schnellsten und leichtesten sich bildende Typus. Er stellt sich von selbst ein, wenn alle andern Typen fehlen oder nicht gelingen wollen. (Physiognomisch nicht gelingen wollen.) Er hat nur einen Rivalen in der Schnelligkeit, mit der er sich bildet: den Mann des Sports. Beide Typen sind wie das Innen und Außen des Zeitgesichtes. Es ist nicht Zufall, sondern hängt mit den verborgensten Strömungen unserer Zeit zusammen, daß der eine Typus sehr oft Züge des jüdischen Gesichtes, der andere die des amerikanischen hat.

* * *

KARL THEODOR BLUTH

VERKLÄRUNG

GEFRORENEN Leibes,
wenn es dich gebärend hervorstoßen wird
aus den Schößen der Angst,
werden umherstehen im Licht
mit eisigen Schwingen
und unbewegt mit den grünen,
den hellseherischen Gletscheraugen
die riesigen Engel,
horchend umlagert von den glosenden Wolken der Fäulnis. —

Und herschwingen soll
des Lichtes metallene Stimme,
hingeschleudert ein Fels,
wenn ausbrechen wird
die großformende Weisheit,
hindonnernd ein Wort, aus ihren wie berstenden Mündern. —

Und ein fressendes Licht wird hinfegen,
wenn aus ihren Lippen gestoßen wird
ihr großtönender Atem;
und es knäueln und verknoten sich die gewitternden Hände,
wenn erklingend sie dastehn in der heiligen Dreizahl,
ruhend über den massigen Schwertern,
in denen die Bläue der himmlischen Tage zu Feuer ward.
Da beben die Festen:
aber des Meeres irrseliges Leuchten gerinnt. —

Da wird zerglüht und eisig geläutert sein
mein kochender Leib,
ausgerissen mein Herz,
und in meinen Augen der Heiland.
Da werden meine Augenbrauen gerichtet sein,
da werden meine Augen allerwärts ein gradliniges Strahlen sein:
und von dem klaren Geleucht
meines funkelnden Leibes
hinglitten erdwärts mit all den rußfarbenen Kleidern meine Sünden. —

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Unserem Versprechen im vorigen Heft gemäß wollen wir über die Neuigkeiten dieses Jahres berichten. Wir sagen: dieses Jahres; ob sie alle noch heuer werden erscheinen können, ist ungewiß.

Zunächst die einmaligen Ausgaben. Mit der Herausgabe des Ergänzungsbandes zur Faksimile-Ausgabe der Gutenberg-Bibel kommen wir einer schon vor Jahren eingegangenen Verpflichtung nach. An die erste Stelle der Faksimile-Ausgaben dieses Jahres stellen wir die von Bachs eigenhändiger Niederschrift seiner Matthäus-Passion; von dem Stammbuch Zingg war schon die Rede; hinzu

kommt als drittes: Töpffers Bibliothèque de mon oncle nach einem von dem Dichter und Künstler selbst mit reizenden Randzeichnungen geschmückten Exemplar, das Goethe bestimmt und handschriftlich gewidmet war. Auf der Janus-Presse wird zurzeit der Urschlemihl gedruckt, während Albrecht Schaeffers Saalborner Stanzen als dritter Druck der Insel-Presse erscheinen sollen. Aus dem gleichfalls als Liebhaberdruck erscheinenden Buch der Freunde von Hugo von Hofmannsthal haben wir im vorigen Heft Auszüge gebracht. In Arbeit befindet sich sodann ein Robinson mit farbigen Lithographien von Richard Janthur, sowie ein Li-tai-pe mit Radierungen von Rudolf Großmann. Gern werden diejenigen, denen die erste Ausgabe des Katalogs der Sammlung Kippenberg unerreichbar blieb, da sie bald vergriffen war, die Nachricht begrüßen, daß zu Weihnachten die zweite, durchgängig neubearbeitete und um zahlreiche Nachträge vermehrte Auflage erscheinen wird.

Von den Büchern, die in nicht beschränkten Auflagen erscheinen, nennen wir an erster Stelle Rainer Maria Rilkes Duineser Elegien, ein Werk, das der Dichter nach mehr als zehnjähriger Arbeit aus seinen Händen entläßt (eine Vorzugsausgabe wird besondere Ansprüche der Bücherfreunde befriedigen); ferner Hugo von Hofmannsthals Großes Welttheater, das Hermann Bahr als den österreichischen Faust begrüßt hat. Von ihm selbst erscheint ein neuer Essayband unter dem Titel Kunstlehre. Stefan Zweig legt ein neues Novellenbuch Amok vor. Mit den Dichtungen von Karl Theodor Bluth und dem Kanzonnair von Alexander Lernet führen wir zwei neue Dichter verheißungsvoll in die Literatur ein. In den Romanen Die Verließe des Vatikan von André Gide, Der Regenbogen von D. H. Lawrence und Ein verliebter Wanderer von Arthur van Schendel kommen zeitgenössische französische, englische und niederländische Dichter mit bedeutenden Werken in Deutschland zu Wort; das Inselschiff wird sich noch ausführlich mit ihnen befassen. Friderike Maria Zweig hat den letzten Prosa-Nachlaßband von Emile Verhaeren übersetzt, den Frans Masereel wiederum mit Holzschnitten paraphrasiert. Unsere Briefausgaben erfahren durch die schönen Jugendbriefe Franz Dingelstedts und die humorvoll-weisen Briefe des Dante-Übersetzers Otto Gildemeister eine Vermehrung; zumeist ungedruckte Aphorismen Schopenhauers veröffentlicht Otto Weiß in einem stattlichen Band. Unsere Stifter-Ausgabe abschließend, werden die Bunten

Steine mit dem Besten aus Stifters Nachlaß in einen Band zusammengefaßt, während Stifters Studien aus dem alten Wien in einer illustrierten Ausgabe nach langem Vergriffensein wieder erstehen werden. Von den Kunstbüchern des Verlags nähert sich der von Paul F. Schmidt bearbeitete Philipp Otto Runge seiner Vollendung; in dem Buch Alt-Bremen steigt das Bild dieser Hansestadt wieder auf. Mit dem Bande Das Frankenreich werden wir ein Unternehmen begründen, das den Titel Deutsche Vergangenheit führen soll. Im nächsten Heft wird der Herausgeber, Johannes Bühler, den Plan der Sammlung in einem längeren Aufsatz entwickeln. Die Völkerwanderung und Das Klosterleben im deutschen Mittelalter werden künftig ihr zugeteilt sein.

An Fortsetzungen sind in diesem Jahr zu erwarten: Der Born Judas, Band sechs, Lenau, Band sechs und der zwei Teile umfassende, seit vielen Jahren erwartete achte Band der Heinse-Ausgabe. Damit werden diese drei Werke abgeschlossen sein. Vom Dom, den Büchern deutscher Mystik, werden außer neuen Auflagen Hildegard von Bingen, Seuse und Tauler erscheinen. Die Bibliothek der Romane soll vermehrt werden um Werke von Keller, Zola und Philippe, in die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgaben, die sich einer nur schwer zu befriedigenden Nachfrage erfreuen, werden Büchner und Hölderlin neu aufgenommen; beschäftigt sind wir mit dem Neudruck der Werke von Goethe, Kant, Schiller und Schopenhauer, die leider eine Zeitlang fehlen müssen. In der Bibliotheca Mundi wird Georges Duhamel eine Anthologie aus der französischen Lyrik von Villon bis Verlaine herausgeben.

Von den zahlreichen notwendig gewordenen Neuauflagen können wir nur einige hier nennen: Balzacs Werke, Däublers Nordlicht, Goethes Briefe an Frau von Stein (endgültige Ausgabe nach den Handschriften), Hardts Erzählungen, Hofmannsthals Gedichte (vermehrt), Kellers Werke, Munks Irregang und Die unechten Kinder Adams, Reisingers Griechenland, Schefflers Italien und Deutsche Maler und Zeichner (eine neue Ausgabe von Paris erwägen wir), Schurigs Mozart, Storms Werke, den Feuerbach von Uhde-Bernays, Walzels Aufsätze, Zweigs Jeremias.

* * *

D A S

INSELSCHIFF

*

* E I N E *

Z W E I M O N A T S S C H R I F T

*

DRITTER JAHRGANG / FÜNFTES HEFT

JUNI 1922

*

Ihr sollt wissen, daß all unsere Vollkommenheit und all unsere Seligkeit darin liegt, daß der Mensch durch und über alles Geschaffene und Zeitliche und alles Wesen hinausgehe und in den Grund steige, der ohne Grund ist.

Meister Eckhart

JOHANNES BÜHLER

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

NEUN BÄNDE VON DEUTSCHER GRÖSSE

WAS ein Volk aus den Engen von Sippe und Gau zu einer weltgestaltenden Macht emporhebt, schließt die deutsche Vergangenheit in sich. Sie umfaßt in ihrer Dauer von mehr denn zweitausend Jahren bald größere, bald kleinere, immer aber bedeutende Teile Europas, ist mit ihren kraftvollen Aufstiegen und dann wieder jähen Stürzen in tiefste Not bewegter als die irgendeiner abendländischen Nation, und in dem die gesamte Menschheit und alle Zeit umspannenden Weltreich des Gemütes und Geistes gibt es keine Provinz, in der nicht auch ein Deutscher als Führer und Fürst herrscht.

Aus den Schätzen der deutschen Vergangenheit dem deut-

schen Volke und jedem, dem die deutsche Zunge verständlich spricht, reiche Gaben darzubieten, ist ein von dem Leiter des Insel-Verlages und auch mir selbst seit langen Jahren gehegter Wunsch. Seine Erfüllung dünkte und dünkt uns freilich schwer. Der unermeßliche Reichtum verwirrte uns wie den Hirten, den eine Huldin in das Innere des Zauberberges führte und nun dem vom Schimmer des Goldes und der Juwelen Geblendeten zuraunt: Nimm, was dein Herz begehrt!

Bei dem langen und bedächtigen Prüfen wandten sich unsere Augen immer wieder der Frühzeit und dem Mittelalter zu. Nicht als ob wir nur hier Glanz und Größe gesehen hätten. Aber sie strahlten uns von da besonders rein und stark entgegen, wohl weil bei ihrem Anblick die fröhliche Schau nicht durch den Zwiespalt gestört wurde, der die deutsche Seele noch immer schmerzlich erschüttert, wenn sie die späteren Zeiten durchwandert. So entschlossen wir uns, für diese Sammlung die Hand lediglich nach den Schätzen der germanischen Frühzeit und des deutschen Mittelalters auszustrecken; wobei wir jene der deutschen Vergangenheit unbedenklich zurechnen zu dürfen glaubten. Denn Deutschland ist — so sehr es uns im vollsten Sinne ein Vaterland geworden — doch nicht so wie etwa Italien und in mancher Beziehung auch Frankreich ein an bestimmte geographische Grenzen gebundener Begriff. Der deutsche Genius ist ein genius populi, nicht ein genius loci.

Wir zogen darum im ersten Bande mit unseren Ahnen bis an das Schwarze Meer, nach Italien, Afrika und Spanien und widmeten den zweiten dem Staate der Merowinger und Karolinger, dem Reiche Karls des Großen. Unser Ziel, das Große der deutschen Vorzeit der Gegenwart zu vermitteln, gibt uns diese Freiheit. Dagegen legt es uns für das Folgende neben der genannten zeitlichen auch manche sachliche Beschränkung auf. Denn da wir nicht schlechthin eine Geschichte des deutschen Mittelalters zu geben gedenken, sondern die kon-

stitutiven und zur Größe und Höhe führenden Elemente in einzelnen durchaus selbständigen Bänden herausheben wollen, so fällt manches, was an sich nicht ohne Bedeutung und Interesse ist, fort. Doch bleiben Zeiten und Mächte, die mehr destruktiv wirkten oder im mühsamen Ringen gegen Niedergänge ankämpften, nicht so unberücksichtigt, wie man es vielleicht nach der Bezeichnung der Einzelbände vermutet. Die eigentliche Reichsgeschichte zum Beispiel, die wir mit den Hohenstaufen zu verlassen scheinen, wird — wenn auch nicht mehr in dem gleichen Umfange und mit demselben Nachdruck — in den folgenden Bänden weitergeführt. Wie das „Frankenreich" und die beiden Kaiserbände reichlich kulturgeschichtliches Material enthalten, so nehmen die kulturhistorischen Bände auf die politische Geschichte allenthalben Rücksicht. Denn beides bedingt sich gegenseitig, und das eine kann nicht ohne das andere verstanden werden. — Nach diesen Prolegomena sprechen wohl die Titel der neun Bände für sich selbst, sie lauten:

Die Germanen in der Völkerwanderung (erschienen 1921),
Das Frankenreich (unter der Presse),
Die Könige und Kaiser bis zu den Hohenstaufen,
Die Hohenstaufen,
Die deutschen Kirchenfürsten,
Klosterleben im deutschen Mittelalter (erschienen 1921),
Das Rittertum,
Die Städte,
Die Hansa.

Jedem Bande ist beizufügen „nach zeitgenössischen Quellen". In der Auslese und den aus dem Lateinischen und Mittelhochdeutschen übertragenen zeitgenössischen Aufzeichnungen liegt die eigentliche Bedeutung dieser Sammlung. Das Unternehmen an sich, auf diese Weise zum Urquell deutschen Wesens heranzuführen und die Zeitgenossen selbst erzählen zu lassen, wie

sie gekämpft, gearbeitet, gelitten und sich gefreut haben, bedarf wohl keiner eigenen Rechtfertigung. Nur über die Art, wie wir unser Vorhaben ausführen, ist einiges zu sagen.

Wir können weder alle Quellen noch die einzelnen Quellen in ihrem ganzen Umfange wiedergeben. Abgesehen von der rein materiellen Unmöglichkeit, die ungeheuere Masse des in einem Jahrtausend aufgehäuften Schrifttums in aber Hunderten von Bänden herauszubringen, wäre es ein Unding, zu versuchen, auch das viele Wertlose, das im Mittelalter wie zu jeder anderen Zeit geschrieben wurde, zu neuem Leben zu erwecken. Und selbst in den Werken der ausgezeichnetsten Autoren, die als glänzende Erzähler der Weltliteratur angehören, finden sich, zum mindesten für heutiges Empfinden, nicht selten umfängliche tote Strecken. Wir müssen uns also auf Auswahlen beschränken. Ich weiß nun sehr wohl, daß viele gegen alles, was nach Anthologie riecht, Widerwillen und Vorurteile hegen, und die objektiven Schwierigkeiten, die mit solchen Auslesen verbunden sind, kenne ich selbst nach meinen bisherigen Arbeiten nur allzu gut; wer aber wähnt, seine Hand nur an ein Werk legen zu dürfen, das sich mit absoluter Vollkommenheit ausführen läßt, muß auf jedes größere Vorhaben verzichten. Ich halte es jedenfalls für besser, das Mögliche anzustreben, als auf die in Archiven und in den großen lateinischen Quellensammlungen der Allgemeinheit nicht zugänglichen Schätze der deutschen Vergangenheit mit unfruchtbaren und hochtönenden Phrasen hinzuweisen und keinen Finger für deren Hebung zu rühren.

Das Mögliche, das ich anstrebe, ist, aus dem vorhandenen Quellenmaterial für die genannten Bände so viel auszuwählen und in einer Weise darzubieten, daß ein Leser mit Durchschnittsbildung ein zutreffendes Gesamtbild von dem in einem Bande behandelten Gegenstand gewinnen kann. Gelingt mir dies, so bin ich zufrieden; auch wenn vielleicht im Einzelfalle

über die Auswertung oder das Nichtheranziehen einer Quelle die Ansicht eines Kritikers mit mehr oder weniger Recht von der meinen abweicht. Ausdrücklich sei betont, daß es mir auf das Gesamtbild ankommt. Wer von der einzelnen Quelle ausgeht, wird naturnotwendig vielfach von meiner Auffassung in der Auswahl abweichen. Denn einmal sind mir räumlich gewisse Grenzen gezogen, und dann sollen die Stücke, wenn irgend möglich, auch literarischen Wert haben, ich kann also nicht eine Quelle auf Kosten der übrigen zu sehr berücksichtigen, nur weil sie für die Forschung von besonderer Wichtigkeit ist. Ja, manches documentum celebre nehme ich überhaupt nicht auf oder erledige es mit einem kurzen Satze in einer Anmerkung, wenn es lediglich für die Fachwissenschaft von Interesse ist oder sich sonst dem Rahmen, den ich mir gesteckt habe, nicht einfügt. Nichtnennen ist längst kein Nichtkennen, und so manches Nichtgenannte hat mir mehr Arbeit als das schönste eingefügte Stück gemacht. Das gleiche gilt für die zu den Einleitungen und den Anmerkungen herangezogene Fachliteratur, sowie für die von mir ausgewählten und jedem Bande beigegebenen sechzehn Bildtafeln.

In den Einleitungen, die ungefähr ein Fünftel bis zu einem Viertel eines Bandes betragen, suche ich die Lücken auszufüllen, die solche Quellensammlungen immer offen lassen, sodann das Notwendigste über die Quellen selbst zu sagen. So geben die Einleitungen eine knappe Gesamtdarstellung der ganzen in einem Bande behandelten Zeit und eröffnen dem Leser den Weg zur selbständigen Beurteilung der Quellen. Auf die Möglichkeit, daß sich der Benützer dieser Bände an der Hand der Quellen ein selbständiges Urteil bilde, lege ich besonderes Gewicht und behalte sie bei der ganzen Arbeit immer im Auge. Wohl trägt die Notwendigkeit der Auswahl ein gewisses subjektives Element in sich; aber da ich mich bemühe, in den gebotenen Texten alle Strömungen und Richtungen einer Zeit,

Licht und Schatten objektiv zu verteilen, so treten doch, wie ich hoffe, meine persönlichen Auffassungen hinter dem tatsächlichen Ablauf der Zeiten und Dinge ungleich mehr, als es sonst in einer Darstellung möglich ist, zurück. Und das ist von entscheidender Bedeutung. Nicht darauf kommt es an, daß unser Volk wisse, wie sich die deutsche Vergangenheit im Kopfe der heutigen Schriftsteller ersten und letzten Ranges abspiegelt, sondern darauf, daß jeder Deutsche ein urpersönliches Verhältnis zum Arbeiten, Kämpfen und Erleben seiner Ahnen und Väter gewinne, und daß er so, wurzelnd im Nährboden der Vergangenheit, hineinwächst in das ganze deutsche Volkstum und dabei doch immer ein Eigener und Selbständiger sei.

* * *

NOVALIS
DREI JUGENDGEDICHTE
(Zum erstenmal veröffentlicht)

In seiner Ausgabe von Novalis' Werken schrieb J. Minor, sie werde, von unberechenbaren Funden abgesehen, für die dichterischen Werke wohl als eine abschließende gelten können. Einen solchen unberechenbaren Fund stellen nun die drei folgenden Gedichte dar, die uns von befreundeter Seite zum erstmaligen Abdruck überlassen worden sind. Sie stammen offenkundig aus der Jugendzeit des Dichters, verraten aber doch in einzelnen Wendungen schon die künftige bedeutende Form.

AN Ihrem Busen weih ich mich zum Gotte!
An ihren Lippen weih ich mich zum Glük!
Von fernen Höhen blik ich nur zurük,
Und seh euch traurig noch in dumpfer Grotte.

Wer sehnt sich wohl aus hohem Licht Gefilde
Hinunter, wo die Dunkelheit nur weilt?
Herab voll Mitleid blikt er jezt, u. eilt
mit seinem Herzen hin zum theuren Bilde

Bey Engeln läßt kein Haß u. Neid sich finden
Ein jedes Glük ist allen zugewandt;
Auf ewig aus dem Him̃el weggebannt,
Begegnen sie nur ihren eignen Sünden.

Der Liebe Tempel steht im Wunder Garten
Wo jede Myrth' in ewgen Rosen blüht,
Wo sich kein Dornenkreis mehr um sie zieht
Und Treu u. Lust die vollen Beete warten

In allen Kreaturen flammt das Feuer
Was hier nur im verborgnen Herzen wohnt
Dort wo die Gottheit unter Blumen thront
Sinkt dem verschwiegnen Wunsch ein jeder Schleyer

Einst blikken wir herab zur dunkeln Erde,
Wenn das Gestirn des Friedens näher schwebt;
Und wenn man nun das lezte Herz begräbt,
Lößt unser Mund sich in ein göttlich: Werde!

TRINKLIED

WAS suchst du in dem goldnen Wein
Und schaust so liebend im Becher hinein?
Was suchst du da unten du Trauter Mein?
Hinein! Hinein! : :

Ich suche da unten des Kum̃ers Grab;
Und blikke voll Sehnsucht so tief hinab
Zu finden den Lohn den dein Busen mir gab!
Hinab! Hinab! : :

Da unten suchst du vergeblich dem Lauf
Des Genius der Liebe, der schwebet hinauf
Drum eile Geliebter zu mir herauf
Hinauf! Hinauf! : :

Ich habe gefunden die köstliche Bahn
Und trinke mich wieder zu dir hinan
Wo unsre Herzen voll Liebe sich nahn!
 Hinan! Hinan! : :

DER Ritter den du mir hast zugesandt
Ist traun ein Wunderthier in diesem Leben,
Kaum 19 Jahre, u. schon will die Hand
Er muthig hin der strengen Stoa geben
Die Brust voll Helden Sinnes ganz entbrannt
Will er nur Zeno's Tempel kühn erstreben,
u. wird die Liebe nicht den Sinn erweichen
so kann er bald die Stufen stolz erreichen.
Doch Amor wird mit seinen goldnen Pfeilen
Auch hier die Jüngerschaft des Zeno's schwächen
Er wird den stolzen Ritter schnell ereilen
u. sich für jedem Hohn, bald doppelt rächen.
Die Wunde wird dann nicht so leicht verheilen
Der hohe Sinn des Jünglings dann zerbrechen
u. trügts mich nicht so ist schon in dem Herzen
ein leises Vorgefühl von Amors Schmerzen.

* * *

THEODOR DÄUBLER

AIGINA

Da waren die Ergöttin und fern schauend die Tochter der Sonne,
Die Zwistin viel Blut bringend, ernsthaften Blicks Harmonie,
Schönweib und Weibhäßlichkeit, Weibes Raschheit und zu spät,
Lieblichste Wahrhaftigkeit und dunkelhaarig Frau-Verdüsterung.
Empedokles

ZUERST bleibt das Weib. Der Sonnengott ist erfolgloser Eroberungsversuch der Welt. Des Mannes Meisterwurf, doch Mißwuchs, ward der Mensch. Er vollbringt sich in Tat und Tod;

das Weib verweilt. Durch keine Befruchtung, nur in der Jungfrau, besteht die Schöpfung. Ihr Erlächeln bewältigt Sonne und Mond; erlöst sie, weil Mann oder Weib. Oft träumt ihr, doch unbekümmert um Sterne: sie hat kein Schicksal. Alle holden Völker huldigen dem Urweib. Erst als der Mann Zucht übernahm, verschrumpfte es zum Weibchen; aber es bleibt die Jungfrau. Hohe Göttinnen ahnten herbste Helden: in Hellas, wo das Weib Mannes Magd ward, überlohten des Urheils Bergerinnen Erde und Äther.

Aigina, Eiland der Weiblichkeit, Pindar sagt deine alte Bezeichnung: Oinopia. Zeus aber hat Aigina, Name und Nymphe, des böotischen Schlammwälzers Asopos Tochter, als flammende Hellasgestaltung, hierher geraubt und gehabt; doch der Gott, wie ein trauriges Tier, schämte sich des Genusses einer Entrafften, versteinerte Aigina auf erhöhter Insel, legte sich als Stein darauf; Asopos, der fahndende Vater, wolkte heran, durchnebelte die Trifte, fand keine Tochter und flüchtete zerregnend zu seinem Ursprung zurück: dort schluchzt er noch als Quell um die Fernverlorne.

Britomartis, eine liebliche Jungfrau, aus Artemis' frühem Gefolg, floh, Gefahr für das Kleinod ihrer Keuschheit witternd, vor Minos, dem König der Kreter, über die Berge der Insel. Ihre Ehrfurcht vor Artemis trug sie der Göttin im eignen Busen vor und vermochte, sich in eine Wolke zu verwandeln. Doch ward sie, vom Nachstürmenden, auf hellem Kreidefels, fast ergriffen; da sprang aber die Holdwolkige noch knapp ins — — Tiefblaue. Und verschwand. Minos fand sie also nie. Unsichtbar geworden, empfing sie den Namen Aphaia: Artemis gab ihrer Getreuen Heil und Heiligtum auf Aigina, wo sie seit damals, nie gesehn, verblieb und dereinst verehrt wurde. Pausanias berichtet, Britomartis, die sich rettete, wäre, vom Fels abstürzend, in Fischernetze geraten und von ihren Befreiern aus Kniffen und Knoten, Dyktinna genannt worden.

Wir haben den wenig erwähnten Tempel der Aphaia wiedergefunden. Wie dorische Jungfrauen tragen Säulen noch heute Gebälk oder stürzen unberührt, ewig jungfräulich, in sich zusammen. Athena strahlte als Göttin auf beiden Giebeln, von Kämpfern umringt. Unsichtbar waltete Aphaia im heiligsten Raum. Kam ihr ein Standbild zu? Ihr Name duldet bloß Huldigung. Das Weib verdankte dieser kretischen Göttin Schutz und Schmerzenslinderung: Aphaia war, wo ein Weib heil aus Bedrängnis geriet, dabei. Mädchenhaft mild ist das Land um den Tempel. Blaueste Meere flügeln bei erhobnerem Vorgebirg auseinander. Schmetterlinge spielen in der lauen Frühlingszeit um die Säulen, Bienen besummen die offnen Blumen, in vielen Farben, unter himmlischen Pinien. Einfach war die Tempeltat für Aphaia. Ein freier Riesenaltar, mit seinem stillen Geheimnis im Innern. Verschwiegne Priesterinnen weilten hier, in viele Leben währender Keuschheit. Aphaia, heute wieder Weihewort auf Aigina, dein Heiligtum sei hochbelobt!

Die Stadt dazu, am Inselmeer, lebt morgenländisch freudvoll. Als ich im Hafen einfuhr, schwebten ihre Segelschiffe aus. Schwäne nennt sie jeder, damals aber zog um dieser Kleinflotte wechselnde Mitte ein Flamingo. Flog er auf Korallensuche, Schwammfischerei? — Aiginas blendende Häuser bleiben, während wir einfuhren, in Lichtlieblichkeit eingeschleiert. Soeben ist ihr Halbmondhafen ein Spiegel: entzückt sich das Städtchen, beinah wie ein Landmädchen in bloßer Buntheit, an seinem klaren Bild? Ein wohlwollender Gott lächelt über die harmlose Eitelkeit, und schon zersilbert die Spiegelstille unter seinem sachten Atmen.

Der Insel Berge winden einen leichtgeschwungenen Reigen von Jungfrauen, in turteltaubenfarbener Schlichtheit, den andern befreundeten, doch männlichen Gottheiten geweihten Eilanden zu, denn wir besinnen uns, hier auf dorischer See zu weilen.

Wie bei einem feinsten, in Schmelz getriebnen Weihewerk aus Byzanz, perlen fernher winzige Häuser aus dem Filigran ihrer silbernen Ölbäume. Pfade durch Rosmarin und Myrtengebüsch bringen den Wandrer, oft über Wiesen voll Honiggeruch, dort wo hinüber: vor einem wolkenbleichen Wohnwürfel sternt eine schlankstämmige Palme auf. Ihr Fächeln im Tageshauch rührt vom Sternezittern her: bestimmt gibt es dort viel Grillengezirps. Hinter den kraus erstarrten Felsen, dem Aphaiaheiligtum zu, lehnt sich noch ein großes und weißes Nonnenkloster an die Kahlheit schroffer Hänge.

Vor Aiginas Stadt, aus dem Meer erhoben, heimatlichen Booten Merkzeichen für die Einfahrt in den Hafen, steht die letzte Säule eines berühmten Tempels der Aphrodite. Also ein stolzes Weib, in dorischer Gewandung, ragte da: das wissen wir durch diesen einzigen Trümmer. Nun weiden dort weiße Ziegen, noch gurren Tauben heran, Kräuselwind belebendigt oft die See mit Millionen Schaumschwingen, sonst bleibt der Boden stumm.

Vielleicht findet sich dereinst die zweite Sphinx? Eine hat ja Aigina wieder: ein herrliches Weib, dem Apollo vom Omphalos verwandt, wie es eben vor Phidias, aus dem Geist durch uns, in Marmor, seine Ewigkeit erfaßte. Dieser Blick auf Paros berückt mich: sonnenblond aber mag die Lebendige geloht haben. Das Auge flammte nicht gut, doch wunderbarer. Niemals ward ein Hals vollendeter. Beim Fliegen blickte die erwirklichte Sphinx hin und her: über die Tiefe! Gepanzert brüstete sich der Vogelkorb. Sie flog steif und surrend: ein Zauber half dabei. Das Schreiten auf vier Füßen ward den steilgespreizten Flügeln lästiger als solcher Hals. Hände hatte sie nicht: das war ihr Adel. Beute hauchte die Herrliche an sich; durch plötzlichen Schwingenschlag raschelte, weil wie bei Wind, reifes Obst von den Bäumen. Der Aiginatin Ahnenpaar soll vom Nil hergeflogen sein: die Leute glaubten das,

sie aber wußte: ich bin Hellenin. Man hielt sie für Halblöwin: aber Löwen waren gerade in der Peloponnes ausgestorben. Seht doch ins Geheimnis: diese Sphinx ist noch jetzt eine Hündin. Tochter des Sonnenwolfs! Oder sogar der Mondhündin? Ihre Abkunft, nicht die Gewesenheit, bleibt das Rätsel. Vom Tempeldach der Aphrodite spähte sie nach Westen, die den Osten schaute, ging verloren. Wohl auch zwei andere Schwestern kehrten in den Hades heim. Zu den Todeshündinnen. Heil der Sphinx, die dir geblieben!

Athen, März 1922

* * *

PAUL DARMSTAEDTER

DIE GROSSEN POLITISCHEN URKUNDEN DER VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA

In unserer fremdsprachigen Sammlung „Pandora" ist vor einigen Monaten als Nr. 52 eine Zusammenstellung der „Great political documents of the United States of America" erschienen. Wir haben den Herausgeber, Herrn Professor Dr. Paul Darmstaedter in Göttingen, gebeten, selbst das Wort zu ergreifen und die geschichtliche Bedeutung dieser Dokumente zu erläutern.

WENN man sich etwa die Frage vorlegen wollte, welches literarische Erzeugnis wohl für den deutschen Geist am bezeichnendsten sei, so wird der eine vielleicht an Goethes ‚Faust', ein anderer an Kants ‚Kritik der reinen Vernunft' denken; wenn man sich die gleiche Frage für das französische, englische oder italienische Volk stellen würde, so könnte man vielleicht Werke Molières und Voltaires, Shakespeares und Dantes nennen. Wenn wir uns aber fragen, in welchen Geisteserzeugnissen sich der Genius des amerikanischen Volkes am charakteristischsten offenbart hat, so dürfte man kaum einen Dichter oder Gelehrten angeben, die Antwort müßte vielmehr lauten: in großen politischen Urkunden, wie in der Unabhängigkeits-

erklärung und in der Bundesverfassung von 1787. Die weltgeschichtlich bedeutsamen Leistungen der Amerikaner liegen bisher nicht in Kunst und Wissenschaft, sondern auf wirtschaftlichem Gebiet, in der Erschließung eines ungeheuren Landes, und auf politischem Gebiet, im Aufbau eines großen und mächtigen Staatswesens, auf der Grundlage von Gedanken, die etwas völlig Neues für die Welt bedeutet haben.

Eine kleine Sammlung, die achtzehn der wichtigsten politischen Urkunden aus der Geschichte der Vereinigten Staaten enthält, ist dazu bestimmt, natürlich nur in den knappsten Zügen, den Entwicklungsgang der großen amerikanischen Republik und der politischen Gedanken, die sie begründet und getragen haben, zu veranschaulichen.

Die ersten fünf Urkunden führen uns in die Anfangszeit, in die frühe Jugend des amerikanischen Volkes: die Gründungsurkunde der Kolonie Virginia, der ersten dauernden angelsächsischen Siedlung in der Neuen Welt; der ehrwürdige Vertrag, der am 11./21. November 1620 in der Kajüte der „Mayflower“ abgeschlossen worden ist; die Grundgesetze der Kolonie Connecticut; die Urkunde der Neuengland-Konföderation von 1643, in der zum ersten Male der Bundesgedanke auf amerikanischem Boden erscheint; und die Verfassung Pennsylvanias von 1701; das sind die Dokumente, die uns Einblick gewähren in die Geschichte der Kolonialzeit, und in das politische Denken der Angelsachsen in dem Zeitalter, das durch die beiden englischen Revolutionen charakterisiert wird.

Die folgenden Dokumente (6—8) versetzen uns in die Epoche der amerikanischen Revolution. Sie zeigen uns das Erwachen eines amerikanischen Nationalgefühls im Gegensatz zum älteren Zweige der angelsächsischen Rasse, sie machen uns bekannt mit den Gedanken und Zielen der Bewegung, und mit den Methoden, mit denen sie zuerst ihre Ziele zu erreichen suchten. Alle diese Urkunden haben wesentlich geschichtliches

Interesse, und zwar vorwiegend für die Geschichte Englands und der Vereinigten Staaten, die ja in dieser Epoche noch ein Reich bildeten. Die Dokumente, die folgen, gehören fast alle der Weltgeschichte an und haben weit über die Grenzen Amerikas und des angelsächsischen Volkstums hinaus Bedeutung gewonnen; ja, sie sind zum großen Teile noch heute lebendig, ihr Gedankeninhalt gehört zu den in der Gegenwart wirkenden Kräften.

Die virginische „Bill of Rights" von 1776 ist das Vorbild für zahlreiche ähnliche Erklärungen in Amerika und in Europa geworden, von denen die Menschenrechte der Französischen Revolution, die Grundrechte der Paulskirche und die Grundrechte (und Grundpflichten) unserer Weimarer Verfassung genannt seien.

Aus dem gleichen Jahre 1776 stammt die vom 4. Juli datierte Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, in der Hauptsache das Werk Thomas Jeffersons. Obwohl das Dokument viele Längen enthält, die heute nur noch ein geschichtliches Interesse haben, und manche Wendung uns unklar, phrasenhaft und schwülstig erscheint, sind einige ihrer Sätze vorzüglich stilisiert und entfalten ihre Wirkung auf jede neue Generation. Vor allem „groß und bedeutend" sind, wie ein vortrefflicher deutscher Historiker in dem jüngst erschienenen Werke ‚Meister der Politik' sagt, der Anfang und der Schluß. Kurz und schlagend formulieren die Eingangssätze die Grundsätze, aus denen die amerikanische Revolution hervorgegangen ist. Großartig in ihrer erhabenen Feierlichkeit klingen die Schlußworte: „Zur Aufrechterhaltung dieser Erklärung, in festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, verpfänden wir uns gegenseitig unser Leben, unsere Habe und unsere heilige Ehre." Die Unabhängigkeitserklärung gehört zu den klassischen Urkunden der Demokratie und ist eines der wichtigsten Dokumente der Weltgeschichte.

Während die erste Verfassung der Vereinigten Staaten, die Konföderationsartikel von 1777 nur als ein erster, freilich mißglückter Versuch, zur Einheit zu gelangen, zu werten sind, steht die zweite Verfassung der Union, die nach vielen Mühen 1787 auf dem Nationalkonvent in Philadelphia zustande gekommene Verfassung, noch heute in Kraft. Sie hat freilich eine Reihe von Zusätzen erfahren, die ersten zehn bereits 1791, zwei weitere 1798 und 1804, dann die Zusätze 13 bis 15 als Ergebnisse des großen Bürgerkrieges 1865—1870, und endlich die letzten vier, 16—19 in den Jahren 1913—1920. Manche von diesen Zusätzen, wie die Abschaffung der Sklaverei, die Einführung des Frauenstimmrechts oder das Alkoholverbot, würden für sich allein eine eingehende Erörterung verdienen, aber so wichtig sie an und für sich auch sein mögen, sie haben den Grundcharakter der Bundesverfassung in ihren wesentlichen Zügen nicht verändert.

Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, ein Bild des Wesens und Wirkens der amerikanischen Konstitution zu zeichnen; es soll nur in kurzen Strichen ihre weltgeschichtliche Bedeutung hervorgehoben werden. Diese ist vor allem in zwei Grundgedanken zu suchen: Die Verfassung will für eine auf einem weit ausgedehnten Raume wohnende Bevölkerung mit den verschiedenartigsten wirtschaftlichen und sozialen Interessen eine starke, leistungsfähige Zentralgewalt herstellen, und doch den einzelnen Teilen des Landes eine freie Entfaltung ihrer lokalen Autonomie gewährleisten. Dieser Gedanke ist verwirklicht durch die Schaffung eines Bundesstaates, ein Gedanke, der auch früher wohl gelegentlich aufgetaucht, aber nie zuvor in so folgerichtiger und wohldurchdachter Weise durchgeführt worden ist. Die Verfassung von 1787 will aber außerdem die in der Unabhängigkeitserklärung ausgesprochenen Ideen der Volkssouveränität, der Demokratie zur Wahrheit machen, die gesamte Regierungsgewalt vom

Volke herleiten und dabei doch das Volk selbst gegen einen unüberlegten und hastigen Gebrauch seiner Rechte schützen. Die Verfassung erreicht dieses Ziel dadurch, daß einerseits alle Staatsorgane direkt oder indirekt aus dem Volke hervorgehen, daß aber anderseits durch ein fein ersonnenes System von Gewichten und Gegengewichten die Macht auf verschiedene Stellen verteilt ist, die sich gegenseitig in Schach halten. Die Bundesverfassung ist wie alle anderen Verfassungen und wie alles Menschenwerk überhaupt unvollkommen und hat gerade durch ihr zu fein ausgeklügeltes System von Hemmungen und Sicherungen schon zu vielen schweren Reibungen geführt, aber sie ist doch wohl die bedeutendste Verfassungsurkunde der Weltgeschichte und jedenfalls diejenige, der die größte Dauer verliehen war. Nach mehr als hundertdreißig Jahren und in einer völlig veränderten Menschheit steht sie, zwar in manchen Punkten ergänzt und verbessert, aber im wesentlichen doch unverändert, nicht veraltet und abgebraucht, sondern frisch und lebendig in Kraft.

Die Wirkung der Konstitution von 1787 beschränkt sich aber keineswegs auf die Vereinigten Staaten, ja nicht einmal auf Amerika. Sie hat den weitestreichenden Einfluß ausgeübt auf alle bundesstaatlichen Gebilde in der Alten und der Neuen Welt, so z. B. auch auf Deutschland, die Schweiz und die großen englischen Dominien; dann aber hat sie natürlich auch auf alle demokratischen Verfassungen der Welt von der Französischen Revolution über 1848 bis in unsere Tage oft entscheidend eingewirkt.

Weit weniger bekannt ist eine andere Urkunde, die aus dem gleichen großen Jahre 1787 stammt, die sogenannte Ohio-Verordnung. Sie hatte die Aufgabe, Grundsätze aufzustellen über die Organisation der neubesiedelten Gebiete nördlich vom Ohiofluß. Von größter Tragweite wurde das in dieser Verordnung enthaltene Prinzip, daß die neuen Kolonialgebiete, wenn

sie bestimmte Voraussetzungen erfüllten, den alten Staaten völlig gleichgestellt werden sollten; mit dem bisher geübten Grundsatz, nach dem Kolonien dem Mutterlande untergeordnet waren, und der so viel zum Ausbruch der amerikanischen Revolution beigetragen hatte, wurde damit gebrochen. Der für die damalige Zeit neue und große Gedanke der Gleichstellung von Mutterland und Kolonie hat dann nicht nur auf die Vereinigten Staaten, sondern für die gesamte angelsächsische Welt den Weg gewiesen. Man kann sagen, daß der berühmte Bericht Lord Durhams und die neuere Entwicklung des britischen Weltreichs die Gedanken der Ohio-Verordnung weiter entwickelt haben.

Aus der Zeit des großen Bürgerkrieges ist die Emanzipations-Proklamation des Präsidenten Lincoln in die Sammlung aufgenommen, um auch ein Aktenstück aus der Feder dieses großen Mannes zu geben, und dann um eines der wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts, die Sklavenbefreiung, zu veranschaulichen. Das verfassungsgeschichtliche Ergebnis des Bürgerkrieges liegt, wie schon erwähnt, in den Zusätzen 13—15 zur Bundesverfassung vor.

Einige Urkunden sind dann noch in die Sammlung aufgenommen, um die Hauptzüge der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten zu erläutern. Die denkwürdige Abschiedskundgebung des ersten Präsidenten der Union, George Washington, die sogenannte Farewell-Address von 1796, kennzeichnet nicht nur die Art dieses großen Feldherrn und Staatsmanns, sein vornehmes Wesen, seinen geraden, festen Charakter, seinen klaren und anschaulichen Stil, sie gibt auch einige Leitsätze für die auswärtige Politik, die lange in Geltung gewesen sind, vor allem die Mahnung, sich nicht in die Streitigkeiten der europäischen Nationen verstricken zu lassen. Selbstverständlich mußte die Monroe-Doktrin, die in der Botschaft dieses Präsidenten vom 2. Dezember 1823 enthalten

ist, Platz finden, die ja bis auf den heutigen Tag geradezu ein Dogma für die Staatsmänner der Union geblieben ist, obwohl ihre Auslegung in den vielfach veränderten Zeitläuften sehr stark geschwankt hat. Aus der jüngsten Vergangenheit mußten Wilsons Vierzehn Punkte vom 8. Januar 1918 und seine Vier Punkte vom 11. Februar 1918 mitgeteilt werden, die, so oft sie auch zitiert werden, nur wenigen im Original bekannt sind. Auch sie gehören zu den weltgeschichtlichen Dokumenten Amerikas; sie erhielten ihre Bedeutung dadurch, daß sie von Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten in ihrem Schriftwechsel im Herbst 1918 als Grundlage des Friedens angenommen wurden, eine Verpflichtung, die dann im Versailler Frieden in schmählicher Weise gebrochen worden ist. So bilden diese Aktenstücke heute einen dunklen Fleck in der sonst so großen Geschichte der Vereinigten Staaten, und zugleich eine Mahnung, in der Zukunft mitzuhelfen, um das durch die Fehler der amerikanischen Politik in Europa entstandene Unheil wieder gutzumachen.

Im ganzen entrollen die Dokumente das Bild der Entwicklung eines Volkes von den ersten Anfängen der kleinen, unscheinbaren Siedlungen am Gestade des Atlantischen Ozeans zu einem großen Weltreich, das dazu bestimmt zu sein scheint, in der Zukunft, wirtschaftlich und politisch wenigstens, die führende Macht der Völker der weißen Rasse zu werden.

* * *

ALEXANDER LERNET HOLENIA

AUF DEN TOD EINES KAISERS

IM Warmen, im Geruch, im Enggedrängten
des schwankenden Fußvolks. O, schon Wochen
vor ihrem Tode der halb
ausgetretenen Seelen
in hirtisch-bläuender Landschaft umirrender Fußtritt,

o in den Abenden, oder in frühester Früh, vielleicht verspätet,
zurück
in die Schlafenden kommend. Begegnung und Gespräch
mit schon Gestorbenen, aus Totenackern wiederkehrenden.
O Unsäglichs im Windigen her um die Reiter. Die Pferde
brachten es mit mit dem Schweißgeruch, und es stand, das
Klare
ihrer Heimaten, stand über sie wie eigenste Luft
entferntester September. Und die Handschuh
lagen wie Hände der Mutter auf ihren Händen.

So war für dich noch Hebung in der Luft,
Unordnung in den aufgeregten Himmeln,
Herbiegung der Ahnen, Chöre in Kronen,
Sporen und Schwertern, das Sanfte
der Königinnen und totgeborenen Kinder...

★ ★ ★

EMILE VERHAEREN
IN SAN SEBASTIAN

Unter dem Titel „Der seltsame Handwerker und andere Erzählungen" wird ein weiterer Band in der Übersetzung Friderike Maria Zweigs den novellistischen Nachlaß Emile Verhaerens erschließen. Ihm ist die folgende Erzählung entnommen.

ANLÄSSLICH meines ersten Aufenthaltes in San Sebastian hatte mir Dario von Regoyos bei Vicenta Cruz Quartier bestellt und bereitgehalten. Er selbst nahm da seine täglichen Mahlzeiten ein, und Vicenta Cruz sorgte in Erinnerung an Darios Mutter, die ihr einst gut gewesen war, nach ihren besten Kräften für uns. Das im dritten Stock gelegene Speisezimmer ließ zwar, was Reinlichkeit betrifft, zu wünschen übrig, aber Vicenta Cruz wußte einige französische Gerichte anständig zuzubereiten. Die helle Sardine und der dunkle Braunfisch schienen mir vorzüglich, wenn Dario sie lobte und vor mir

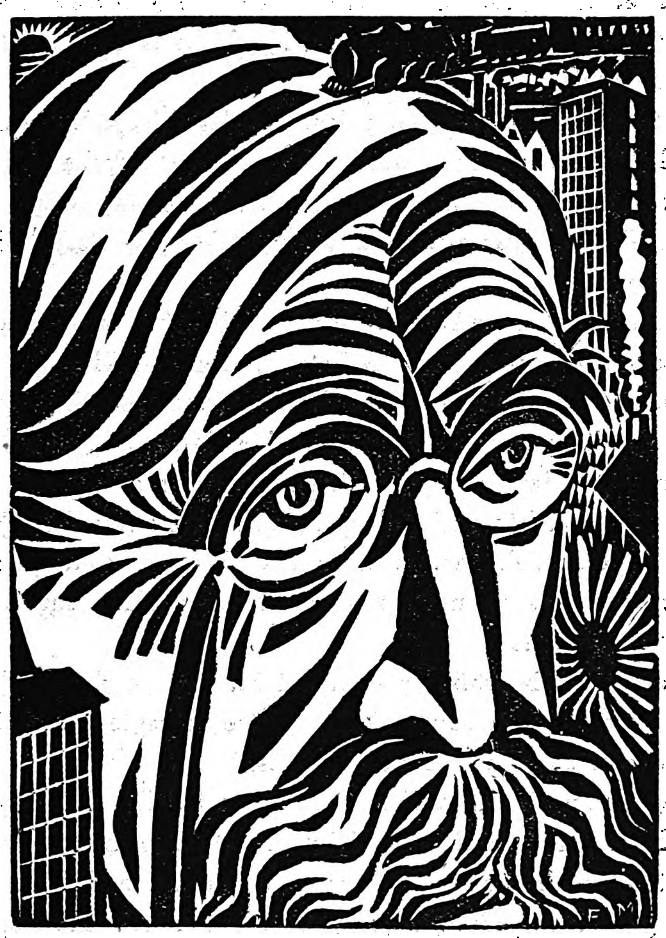
kostete, wobei die herrlichen weißen Zähne in seinem Munde leuchteten.

Vicenta Cruz war, obwohl sie es ableugnete, äußerst fromm. Sie weigerte sich, französisch zu lernen, da sie behauptete, daß man nur im Spanischen gut beten könne. Um unsere Tischgespräche zu überwachen, hatte sie ganz in unsere Nähe einen großen magern und wild aussehenden Christus gestellt, dem Dario hatte sie anvertraut: „Er wird Euch hören; ich kann Euch nicht verstehen.“ Kaum daß abends der Tisch abgedeckt war, noch ehe wir ihr Haus verlassen hatten, versammelte sie ihre vier Kinder um den Gekreuzigten und ließ sie das heilige Ebenbild inbrünstig küssen.

Ich war mir bald bewußt, daß der große magere und wild aussehende Christus der wahre Herr des Hauswesens war. Vicenta Cruz räumte ihm alle Macht ein. Ihr Mann, ihr Sohn, ihre drei Töchter und sie selbst waren ihm untertan. Man fragte ihn bei jedem Unternehmen um Rat, man mengte ihn in den täglichen Kummer, in alle Traurigkeiten, er war für das Glück und Unglück der Familie verantwortlich.

Als ich Vicentas unbedingtes Vertrauen zu ihrem Gott erkannte, erfüllte mich eine wahre Ehrfurcht. Ich bewunderte sie, ich wußte, sie war ehrlich, leidenschaftlich, begeistert.

Da die jährlichen Festlichkeiten von San Sebastian nahten, waren einige Picadores und bald auch der Torero Juan Bastida, von seiner Frau Mercédès begleitet, in unserer Herberge abgestiegen. Nachdem man einen Tag bald auf der Stiege, bald im Vorzimmer dicht aneinander vorübergestreift war, machten wir mit den neuen Gästen Bekanntschaft, und unser Tisch wurde noch am selben Abend dem der Picadores und ihres Meisters näher gerückt. Dario schilderte mir die großen Leistungen Bastidas in Cordova, Sevilla, Madrid, Pampelona und Granada; seine Haut wies vierunddreißig Wunden auf. Hundertmal hat er mit einem einzigen Schwertstreich



Frans Masereel: Emile Verhaeren

den Stier niedergemacht. Mit sicherem Blick durchschaute er seinen Gegner, er spielte mit seiner Wut, und niemals täuschte ihn seine hinterlistige, stolze Agonie. Mit der Faust auf dem Tisch erklärte er: „Ich kenne die Tiere besser als die Frauen.“ Senorita Mercédès Bastida lächelte und warf ihm eine Blume zu.

Fröhlich und hell begann der Tag des Stiergefechtes. Alle Glocken läuteten den Sonntag ein. In jeder Kirche kringelte die Sonne um die Altäre tausenderlei Verzierungen. Jede Kerzenflamme war wie eine kleine, lebendige Seele, die zu Gott aufstrebte.

„Wir werden, während Bastida kämpfen wird, hier zu Hause vor unserem Christus beten“, beschloß Vicenta. Mercédès, die jedesmal zitterte, wenn ihr Mann dem Stier gegenüber stand, hatte zum Dank ihr beide Hände gedrückt. „Das ist im Baskenland so Brauch“, wehrte Vicenta.

Es war zwei Uhr nachmittag. Schon strömte von allen Seiten die Menge herbei. Bastida und seine Gehilfen bestiegen einen viersitzigen Wagen und begaben sich gleichfalls zur Arena. Wir folgten ihnen.

Jedermann begrüßte sie stürmisch. Während der Fahrt sprach der Torero kaum; beim Eintreten sagte er: „Glücklicherweise beten die Frauen für uns.“

Der Zirkus lag in voller Sonne. Die runden Galerien, die von Frauen in Mantillas und bunten Miedern besetzt waren, bildeten um die weiße Bahn eine Art goldenen Reifen. Aufregung und Ungeduld herrschten allenthalben. Man sprach über die Stärke eines Stieres, der aus Salamanca gekommen; er habe einen ungeheuren Nacken, und seine Hörner seien riesigen Stacheln gleich. Die Fächer bewegten sich, als wollten sie die allgemein angstvoll empfundene Erregung ausdrücken. Die ersten Gänge wurden rasch durchgeführt. Bei dem fünften erschien der riesenhafte Stier an der Schwelle des Stalles.

Er schaute. Regte sich nicht. Und die Stille, die seine Gegenwart allein dem Publikum einflößte, war schon Vorgefühl des entsetzlichen Schauspieles, das sich abspielen sollte.

Die Pferde der Picadores wurden zu Boden gerannt und mit Wut bearbeitet. Wie geschickt auch die Banderillas, die bebänderten Stacheln, geworfen wurden, sie dämpften nicht den rasenden Ansturm des Tieres. Vergebens suchte man es durch Blutverlust zu erschöpfen, noch mit voller Kraft stellte es sich dem nackten Schwert Juan Bastidas.

Der Torero war bewundernswert an Kühnheit und Geschmeidigkeit. Nur durch ein einfaches, rasches Abbiegen der Hüfte, bald rechts, bald links, beinahe ohne sich vom Platze zu rühren, vermied er die Stöße seines Gegners. Die Gefahr näherte sich ihm, streifte ihn, berührte ihn sogar. Der Stier erboste gegen die hingehaltenen Bissen, seine mächtige Stirn berührte die Erde und riß sie auf. Er stürzte auf den Mann los, um ihn in Stücke zu zerreißen, aber dank einer besonders geschickten Finte fingen die Hörner in ihrer Wut nur Fetzen des wehenden Windes auf.

Die Zuschauer in allen Rängen klatschten Beifall. Die Frauen beugten sich mit angehaltenem Atem vor und reckten, ohne es selbst zu wissen, ihren ganzen Körper gegen diesen schrecklichen und lautlosen Kampf.

Der Stier, der in allen seinen Angriffen enttäuscht worden war, hielt sich nun auch unbeweglich! Er hob und senkte mechanisch den Kopf, und seinem Auge entglomm ein wildes, böses Licht. Juan Bastida wich einige Schritte zurück, und nachdem er einen kurzen, raschen Ansprung genommen, stemmte er den Fuß auf die Stirn des Tieres, um sich auf seinen Rücken zu schwingen. Der Sprung war märchenhaft. Doch als er die Erde berührte, glitt der wunderbare Torero aus und stürzte hin. Das Tier wandte sich, stieß vor: Schreie, Getümmel, Schrecken und Tod.

Die Knechte konnten durch das Schwenken ihrer roten Mäntel nur mit Mühe das Tier von seiner Rache und verbissenen Wut ablenken. Juan Bastida war, als man ihn aus der Arena trug, nur noch ein Fetzen Fleisches. Er verschied ohne Beichte.

Die zwei Frauen Vicenta Cruz und Mercédès Bastida beteten noch vor dem Christus, als sich das Gerücht des entsetzlichen Geschehnisses in der Stadt verbreitete. Vicenta beugte sich aus dem Fenster, während Mercédès alles erriet, heulend die Treppe hinabstürzte und zur Arena lief.

Sie warf sich über den schon erkalteten Körper. Sie heftete ihre Lippen auf die zerfetzte Brust und hob verzweiflungsvoll die beiden Lider, um noch ein letztesmal die Augen Bastidas zu sehen, die sie so sehr geliebt hatte. Dann ließ sie sich in die Carceria führen, wo zwischen den zerfleischten Pferden der ungeheure Stier lag. Mercédès tauchte ihr Taschentuch in das ringsum vergossene Blut des Tieres und kehrte rasch zur Stadt zurück.

O, welch ein Haß, welch ein Wahnsinn leuchtete in ihren Augen! Gottlose Worte stürzten über ihre Lippen. Als sie bei Vicenta Cruz angelangt war, ergriff sie mit Wut die Figur des Gekreuzigten, den sie mit vollem Vertrauen angerufen und angefleht hatte, und begann sie wie wahnsinnig mit frischem Blut zu beschmieren. Rotes Gerinnsel verbreitete sich über der Stirn, den Mund, das bleiche Fleisch.

Als die entsetzliche Gotteslästerung vollbracht war, sank Mercédès wie erleichtert in eine Ecke und verbarg sich im Dunkel. Da näherte sich Vicenta, die dieser Szene rasender Wut und letzter Verzweiflung wie erstarrt beigewohnt hatte, weinend und schluchzend ihrem Christ, um ihn mit ihren Tränen zu waschen und zu reinigen. Laut begann sie für die Seele Juan Bastidas zu beten, langsam und ganz leise fiel Mercédès neben ihr auf die Knie, und das dunkle Zimmer war bald ganz erfüllt von dem Gebet der beiden Frauen.

HILDEGARD VON BINGEN

GESANG DER INNEREN GESICHTE

Die Patriarchen und Propheten. Wer sind jene, die wie die Wolken fliegen und wie die Tauben zu ihren Fenstern?

Die Tugenden. Oh, ihr altehrwürdigen Heiligen, was bestaunt ihr so in uns? Das Wort Gottes erstrahlt im Menschen, und deshalb glänzen wir mit ihm, indem wir die Glieder seines herrlichen Körpers erbauen. Wir sind die Wurzeln, und ihr seid die Zweige; ihr die Früchte des lebendigen Auges, und wir waren der Schatten in ihm.

Klagen der Seelen, die im Fleische weilen. Wir sind Pilger in der Fremde.

Was taten wir, da wir uns auf den Abweg der Sünde begaben?

Königstöchter sollten wir sein, doch wir stürzten in das Dunkel der Sünden. Lebendige Sonne trage uns auf deinen Schultern zur Herrschaft vollendeter Gerechtigkeit, die wir in Adam verloren haben!

König der Könige, wir stehen in deinem Kampfe.

Die glückliche Seele. Süße Gottheit, süßes Leben, in dem ich das herrliche Kleid tragen und erhalten möchte, das ich beim ersten Erscheinen verloren habe, zu dir seufze ich und rufe alle Tugenden an.

Die Tugenden. Glückliche Seele, süßes Gottesgeschöpf! Du bist aufgebaut auf die tiefgründige Höhe der Weisheit Gottes; du hast eine große Liebe.

Die glückliche Seele. Gerne käme ich zu euch, damit ihr mir den Herzenskuß gebet.

Die Tugenden. Wir müssen an deiner Seite, Königstochter, kämpfen.

Die beschwerte Seele klagt. O schwere Arbeit

und hartes Gewicht, das ich im Kleide dieses Lebens tragen muß! Es fällt mir allzu schwer, gegen das Fleisch zu streiten.

Die Tugenden zu dieser Seele. Seele, die du auf den Willen Gottes gegründet bist und du glückliches Werkzeug! Warum bist du so schwach gegen das, was Gott in der jungfräulichen Natur zernichtet hat?

Durch uns mußt du den Teufel überwinden.

Diese Seele. Eilet mir zu Hilfe, damit ich stehen bleiben kann!

Das Wissen Gottes zu dieser Seele. Schau, Tochter der Erlösung, was das ist, womit du bekleidet bist! Sei standhaft, und du wirst niemals fallen!

Die unglückliche Seele. Oh, ich weiß nicht, was tun, wohin fliehen!

Weh mir, ich kann nicht zu Ende führen, was meinem Kleide entspricht!

Ja, ich will es abwerfen!

Die Tugenden. Unseliges Gewissen, unglückliche Seele! Weshalb verbirgst du dein Antlitz vor deinem Schöpfer?

Das Wissen Gottes. Du weißt, siehst und kennst nicht den, der dich erschaffen hat.

Diese Seele. Gott schuf die Welt, ich tue ihr kein Unrecht, ich will mich nur ihrer bedienen.

Zischen des Teufels gegen diese Seele. Törin, Törin! Was nützt dir dein Mühen? Schau die Welt an, und sie wird dich mit großer Ehre umfangen!

Die Tugenden. Oh, das ist die klagende Stimme, voll tiefsten Schmerzes! Ach! es erhob sich ein wundervoller Sieg im wundersamen Sehnen zu Gott. Die Fleischeslust hat sich in diesem Sieg verborgen. Weh, weh, wo weiß der Wille nichts von Lastern, und wo flieht das Begehren des Menschen die Unzucht? Schau, o Unschuld, schau darauf, daß du in deiner guten Scham die Unversehrtheit noch nicht verloren hast, und

daß du die Habgier des alten Teufelsschlundes noch nicht verschlungen hast!

Der Teufel. Was soll für eine Macht darin liegen, daß es nichts gibt außer dem Herrn? Ich aber sage: Wer mich will und meinem Willen Folge leistet, dem werde ich alles geben. Du aber hast deinen Anhängern nichts zu geben, weil ihr alle nicht wißt, was ihr seid.

Die Demut. Ich weiß mit meinen Genossinnen sehr gut, daß du jener alte Drache bist, der über das Höchste fliegen wollte. Aber Gott hat dich in den Abgrund gestürzt.

Die Tugenden. Wir aber wohnen alle in der Höhe.

Die Demut. Ich, die Demut, die Königin der Tugenden, sage: Kommet zu mir, ihr Tugenden, und ich will euch großziehen, so daß ihr die verlorne Drachme suchen und die Glückliche in ihrer Ausdauer krönen könnt.

Die Tugenden. Glorreiche Königin und süßeste Mittlerin, wir kommen gerne!

Die Demut. Darum, geliebteste Töchter, halte ich euch im königlichen Brautgemache.

Die Liebe. Ich bin die Liebe, eine anmutige Blume. Kommet zu mir, ihr Tugenden, ich führe euch in das helle Licht des blühenden Reises.

Die Tugenden. In brennendem Eifer eilen wir zu dir, geliebteste Blume.

Die Furcht Gottes. Ich bin die Furcht Gottes, ich bereite euch, überselige Töchter, vor, daß ihr den lebendigen Gott anschauen könnt und nicht zugrunde geht.

Die Tugenden. Furcht, du bist uns sehr nützlich. Vollkommener Eifer kann sich nämlich nie von dir trennen.

Der Teufel. Sieh! Sieh! Wer ist diese starke Furcht?
Und wer ist die so große Liebe?
Wo ist der Streiter?
Und wo ist der Vergelter?

Ihr wißt nicht, was ihr verehrt!

Die Tugenden. Dich hat der höchste Richter in Schreck versetzt, da du, von Stolz aufgebläht, in der Hölle gebissen wurdest.

Der Gehorsam. Ich bin der helleuchtende Gehorsam, kommet zu mir, ihr wunderschönen Töchter, und ich will euch in das Vaterland zum Kusse des Königs führen.

Die Tugenden. Süßester Rufer, es geziemt uns, mit großem Eifer zu dir zu kommen.

Der Glaube. Ich bin der Glaube, der Spiegel des Lebens; kommet zu mir, verehrungswürdige Töchter, und ich zeige euch den Springquell!

Die Tugenden. Du mit klaren Spiegeln Geschmückter, wir haben das feste Vertrauen, durch dich zum wahren Quell zu kommen.

Die Hoffnung. Ich bin die süße Schauerin des lebenden Auges. Mich täuscht die trügerische Erschlaffung nicht, deshalb könnt ihr Finsternisse mich nicht verdunkeln.

Die Tugenden. Du Leben, du süße Trösterin, du besiegst den mordenden Tod, und mit sehendem Auge öffnest du das Himmelsschloß.

Die Keuschheit. Jungfräulichkeit, du stehst im Brautgemache des Königs! Wie süß entbrennst du in den Umarmungen des Königs, während dich die Sonne umglänzt, so daß deine edle Blume niemals abfällt. Dich Vornehme wird nie ein Schatten beim Verwelken der Blume treffen.

Die Tugenden. Die Blume des Feldes fällt im Winde ab, der Regen zerstreut sie. Doch du, Jungfräulichkeit, währst immer in den Symphonien der Himmelsbürger, und so bist du die süße Blume, die niemals welkt.

Die Unschuld. Fliehet, ihr Schäflein, die Unreinheit des Teufels!

Die Tugenden. Mit deiner Hilfe werden wir sie fliehen.

Die Verachtung der Welt. Ich bin die Verachtung der Welt, der Glanz des Lebens. O unselige Erdenwanderung, ich entlasse dich in vielen Mühen. Tugenden, kommet zu mir, und dann werden wir zum Lebensquell emporsteigen.

Die Tugenden. Ruhmreiche Herrin! Immer kämpfst du die Schlachten Christi. Große Tugend, die du die Erde mit Füßen trittst! Darum wohnst du auch siegreich im Himmel.

Die himmlische Liebe. Ich bin die goldene Pforte, mein Platz ist am Himmel. Wer durch mich schreitet, wird nie den bitteren Leichtsinn in seinem Geiste kosten.

Die Tugenden. Königstochter! Immer verweilst du in Umarmungen, welche die Welt flieht. Wie süß ist deine Liebe im höchsten Gotte!

Die Keuschheit. Ich bin die Liebhaberin einfacher Sitten, die schmähliche Werke nicht kennen; immer schaue ich auf den König der Könige und umarme ihn in der allerhöchsten Ehre.

Die Tugenden. Du Engelsgenossin, du bist bei der königlichen Hochzeit herrlich geschmückt.

Die züchtige Scheu. Alle Teufelsunreinheit verfinstere, verscheuche und zertrete ich.

Die Tugenden. Du bist bei der Erbauung des himmlischen Jerusalem und blühst in weißen Lilien.

Das Mitleid. Wie bitter ist jene Hartherzigkeit, der es nicht in den Sinn kommt, erbarmungsvoll dem Schmerze zu Hilfe zu eilen. Ich aber will allen Leidenden meine Hand hinstrecken.

Die Tugenden. Du lobwürdige Mutter fremder Pilger, du richtest sie immer auf und salbst die Armen und Schwachen.

Der Sieg. Ich bin der Sieg! Ein hurtiger und starker Kämpe bin ich, ich streite mit dem Kieselsteine (David!) und zertrete die alte Schlange.

Die Tugenden. Süßester Streiter, der im Gießbach den



reißenden Wolf verschlang. Glorreich Gekrönter, wir kämpfen gerne an deiner Seite gegen diesen Betrüger.

Die Diskretion. Ich bin die Diskretion. Ich bin das Licht und verteile alles richtig unter den Geschöpfen, so wie Gott seine verschiedenen Entscheidungen trifft, was Adam durch seine leichtsinnigen Sitten von sich wies.

Die Tugenden. Schönste Mutter, wie süß, wie milde bist du, weil niemand in dir zuschanden wird.

Die Geduld. Ich bin die Säule, die von nichts erweicht wird, weil meine Grundlage in Gott ist.

Die Tugenden. Fest stehst du in der Felsenhöhle, und du bist eine ruhmreiche Streiterin, weil du alles erträgst.

Die Demut. Töchter Israels! Unter einem Baume erweckte euch Gott, deshalb erinnert euch jetzt seiner Pflanzung! Freut euch, Töchter Sions!

Die Tugenden. Weh, weh! Wir Tugenden klagen und trauern, weil ein Schäflein des Herrn das Leben flieht.

Klage der bußfertigen und die Tugenden anrufenden Seele. Ihr königlichen Tugenden! Wie herrlich seid ihr, und wie glänzt ihr in der höchsten Sonne! Wie süß ist eure Wohnung! Darum, weh mir, die ich von euch floh!

Die Tugenden. Komm, Flüchtling, komme zu uns, Gott wird dich aufnehmen!

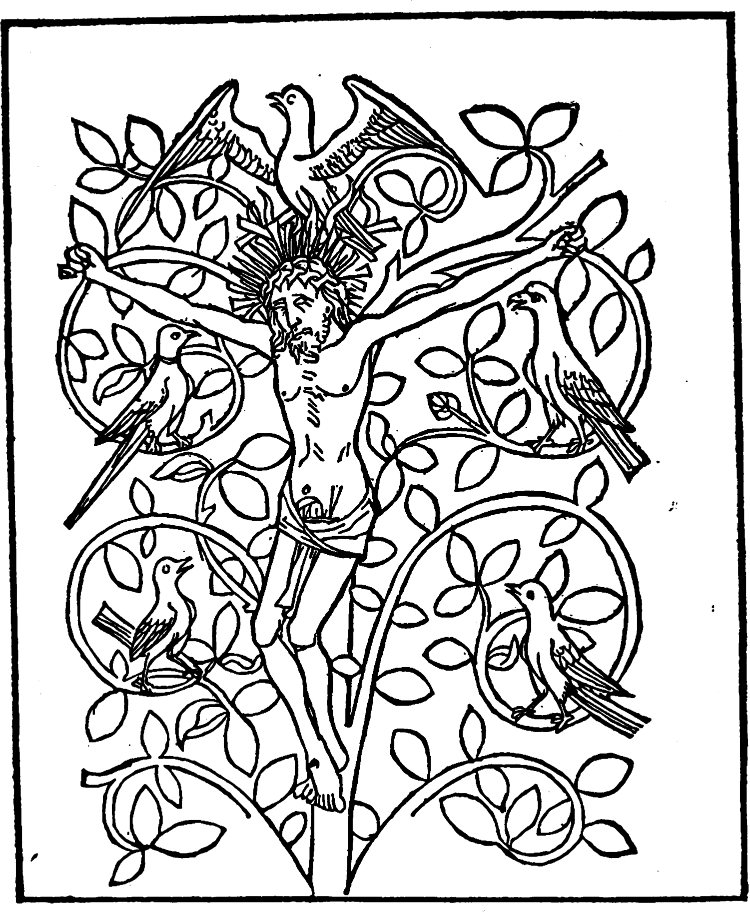
Diese Seele. Ach, ach, verbrennende Süßigkeit verschlang mich in meinen Sünden, und so wagte ich nicht einzutreten.

Die Tugenden. Fürchte dich nicht und fliehe nicht! Der gute Hirte sucht in dir sein verlorenes Schäflein.

Diese Seele. Nun müßt ihr mich aufnehmen! Übel riechen meine Wunden, mit denen mich die alte Schlange verpestet hat.

Die Tugenden. Eile zu uns und folge jenen Spuren, niemals wirst du in unserer Gesellschaft fallen, und Gott wird dich heilen.

Die bußfertige Seele an die Tugenden. Ich Sün-



Der Mai der christgläubigen Kirche.
Holzschnitt des 15. Jahrhunderts

derin, die ich das Leben floh und voll Geschwüren bin, will zu euch kommen, damit ihr mir den Schild der Erlösung darreicht. Du Königin der ganzen Kriegsschar, mit deinen leuchtenden Lilien und der Purpurrose, neigt euch zu mir, weil ich ferne von euch in der Verbannung weilte, und helft mir, damit ich mich im Blute des Sohnes Gottes aufrichten kann.

Die Tugenden. Flüchtige Seele, sei stark und hülle dich in die Waffen des Lichtes!

Die Seele. Demut, du wahre Arznei, hilf mir, weil mich der Stolz in vielen Lastern brach und mir viele Striemen schlug. Jetzt fliehe ich zu dir. Nimm mich also auf!

Die Demut. Alle Tugenden, nehmt die trauernde Sünderin um der Wunden Christi willen in ihren Striemen auf und führet sie zu mir!

Die Tugenden. Wir wollen dich zurückführen und nicht verlassen; das ganze Himmelsheer freut sich über dich, und darum wollen wir eine Symphonie erklingen lassen.

Die Demut. Unglückselige Tochter, ich will dich umfangen, weil der große Arzt harte und bittere Wunden deinetwillen erlittten hat.

Die Tugenden. Wir wollen dich zurückführen und nicht Du hast das Angesicht solcher Sünder nicht aus dem Auge verloren, sondern scharfsichtig Vorsorge getroffen, sie von dem Falle der Engel loszulösen... Darum freue dich, Tochter Sion, weil Gott dir viele zurückgab, welche die Schlange dir entreißen wollte. Diese erstrahlen nun in hellerem Lichte, als vordem ihre Schuld war.

Der Teufel. Wer bist du, oder woher kommst du? Du hast mich umarmt, und ich habe dich ins Weite geführt. Aber nun beschämst du mich in deiner Rückkehr, dafür werde ich dich in (neuem) Kampfe niederschmettern.

Die bußfertige Seele. Ich erkannte, daß alle meine

Wege böse seien, und darum bin ich von dir geflohen; jetzt aber, Spötter, kämpfe ich gegen dich.

Diese Seele. Darum, Königin Demut, stehe mir mit deinem Heilmittel bei.

Die Demut zum Siege. Sieg, der du jenen im Himmel überwältigt hast, eile mit deinen Kriegern herzu und binde den Teufel!

Der Sieg zu den Tugenden. Ihr tapferen und ruhmbedeckten Streiter, eilet herbei und helft mir den Betrüger besiegen!...

Die Demut. Fesselt ihn also, ihr herrlichen Tugenden!

Die Tugenden. Dir, unserer Königin, wollen wir gehorchen und in allem deine Befehle vollziehen.

Der Sieg. Freut euch, Genossinnen, die alte Schlange ist gebunden!

Die Tugenden. Preis dir, Christus, König der Engel!

Die Keuschheit. Im Geiste des Allerhöchsten habe ich, du Satan, dein Haupt zertreten und in der Gestalt der Jungfrau das süße Wunder gewirkt, als der Sohn Gottes in die Welt kam. Dadurch wurdest du von all deinem Raube herabgeschmettert. Und nun freut euch alle, die ihr den Himmel bewohnt; denn dein Leib ist zuschanden geworden.

Der Teufel. Du weißt nicht, was du verehrst, weil dein Bauch leer ist. Die schöne Gestalt ward vom Manne genommen. Warum übertrittst du das Gebot, das Gott in der süßen Verbindung gegeben hat? Darum weißt du nicht, was du bist.

Die Keuschheit. Wie sollte mich das berühren können, da deine Einflüsterung mit Blutschande befleckt ist? Einen Mann brachte ich hervor, der durch seine Geburt das Menschengeschlecht gegen dich sammelt.

Die Tugenden. Gott, wer bist du, der du in dir den großen Ratschluß getragen hast? Du hast damit in den öffent-

lichen und geheimen Sündern den Höllentrank zerstört. Nun leuchten sie in himmlischer Güte. Darum Preis dir, o König!

Allmächtiger Vater! Aus dir floß in feuriger Liebe der Quell. Führe die Deinen auf den Gewässern in guten Segelwind, so daß auch wir sie in das himmlische Jerusalem geleiten können!

(Der Sohn Gottes?) Am Anfange grünten alle Geschöpfe, in der Mitte blühten die Blumen; dann fiel das Grün herab. Dies sah der Mann, der Kämpfer, und sprach: „Ich weiß die Zeit, aber die goldene Zahl ist noch nicht voll. Schaue also du, Vaterspiegel, hernieder! Mein Körper leidet unter Müdigkeit, und meine Kleinen verlieren ihre Kraft. Jetzt denke daran, daß die Fülle, die am Anfange erschaffen worden war, niemals hätte verwelken sollen. Und dann war es also bei dir, daß dein Auge niemals wich, bis du meinen Körper voll von Edelsteinen sahest. Es quält mich, daß alle meine Glieder verspottet werden. Vater, schau, ich zeige dir alle meine Wunden! Beuget nun, alle Menschen, eure Knie vor dem Vater, damit er euch seine Hand darreiche!

Aus dem in Vorbereitung befindlichen Dombande „Hildegard von Bingen“, den Johannes Bühler herausgibt.

* * *

HUGO VON HOFMANNSTHAL

ZU EINER ÜBERTRAGUNG TSCHECHISCHER UND SLOWAKISCHER VOLKSLIEDER

Die Anregung zu den folgenden Sätzen empfing der Dichter durch Paul Eisners Verdeutschung tschecho-slowakischer Volkslieder.

EINE Übertragung tschechischer Volkslieder mag heute, inmitten der betäubenden Unruhe und Spannung des Weltzustandes, den meisten als unzeitgemäß in mehr als einem





Betracht erscheinen, vor allem im politischen, wenn man nämlich den Sinn nur auf das Augenblickliche hindrängt und nichts für wichtig nimmt, als was vielleicht in fünf oder zehn Jahren wird für sehr unwichtig genommen werden. Hier ist, über zwei Menschenalter hinweggreifend, ein Verhalten gegen das Geistige des bis in die deutsche Mitte hinein wohnenden Nachbarvolkes, wie etwa ein Jakob Grimm sich gegen einen Schafařik verhalten hat, obwohl ihnen beiden doch die Förderung des eigenen Volkes das Ziel des geistigen Daseins war, und das Vertrauen, es gäbe noch immer diese Sittigung und Cultur unter den mit Geistigem sich befassenden Menschen. Zweitens darum unzeitgemäß, weil sie eine Beschäftigung mit dem Einfachsten auferlegt, dem Volkshaften im älteren Sinn, das reich an sinnlicher Fülle und Behendigkeit ist, aber arm an geistiger Verknüpfung, während heute nur das vom Abgeleiteten Abgeleitete, äußerst Verknüpfte als geistig geachtet wird. Wir erkennen in solchem Tun auch etwas von der bescheidenen und stilleren Förderung des eigenen Volkes, an der frühere Zeitalter reicher waren als das unsere. Denn wer übersetzt, der will wohl ein Fremdes dem eigenen Volk heranbringen und die eigenen Landsleute nötigen, das Fremde mit Aufmerksamkeit gewahr zu werden, aus welcher dann leicht die Zuneigung erfließt und das gerechte sanfte Urteil anstatt des abschätzigen. Aber das Ergebnis solcher Übertragungen ist noch ein anderes; die eigene Sprache, in unserem Fall die deutsche, erfrischt sich an ihnen. Der Übersetzer verjüngt und erneut die eigene Sprache, nicht als ob das Fremde in sie hineindrängte, aber doch vermöge des Fremden, durch die Einwirkung, welche die Fremdheit des Fremden auf ihn ausgeübt hat: denn je eigener die fremde Sprache, desto mehr treibt sie ihn in die Enge, er sieht sich dem nackten Unredbaren gegenüber, da will er in sich, das heißt im Volksgedächtnis, das in ihm lebendig ist, das Tiefste, Nackteste ergraben; die wahre Lands-

mannschaft und gemeinsame Sinnesart, die in der Sprache liegt und weit das Individuum übertrifft, wird in ihm lebendig; im treuen Übersetzer unterredet sich wirklich ein Volksgeist mit dem anderen, wogegen der vereinzelte, vermeintlich originale Schreiber, indem er lauter Besonderstes auszusprechen meint, an dem flachen Redevorrat der Zeit, die sich immer selbst verstellt, sich genügen läßt. Spracherneuerung geschieht in der tiefen Kundschaft vom Wert und Gewicht des einzelnen Wortes, von der Wucht und Gewalt der Sprachwurzeln, von der Sittlichkeit, die aufgespeichert ist in den einfachsten Wendungen; das innere Gefühl für Schicklichkeit, das in jedem Volk liegt, hat sie bestimmt; es liegt etwas Religiöses im Sprechen und Singen des Volkes, es ist das Geistwerden des Leibes, daher der Glockenton der Volkslieder und der Schriftworte, die mit Scheu übertragen sind. Auch der gelehrten Sprache älterer Zeit wohnt dies noch inne: Ehrfurcht vor dem Auszusagenden, das doch nicht voll ausgesagt, nur gleichsam gebannt werden kann. Noch in Schillers großartiger Prosa ist das einzelne vielbedeutende Wort nicht ohne Ehrfurcht hingesetzt, mit einer wunderbaren Behutsamkeit und Kraft bei Goethe, mit der wahrhaften Scheu wie des Priesters gegen das Heiligtum bei den zwei großen Grimm, bei Novalis, in den Monologen Schleiermachers, in Fichtes Reden. Der scheulose Gebrauch setzt das Wort, den Schreiber und das Volk hinunter; welchen Unsegen hat nur das eine Wort Cultur, gar in der barbarischen Schreibung Kultur, dem deutschen Wesen gebracht, so nach innen wie nach außen, wenn es an tausend Stellen prostituiert wurde, Anmaßung und Gedankenlosigkeit zugleich.

In den Liedern, die aus dem Volk hervorgegangen sind, waltet Scheu und Ehrfurcht durchaus, der Sinn mag kindlich sein oder schelmisch, aber an das Eigentliche der Sprache wagt sich kein frecher Mund. Die Worte und Wendungen

liegen rein da in ihrem eigentlichen Sinn, wer sie übertragen will, muß sich hüten, wie der einen Spiegel trägt, daß kein Hauch ihn trübe, so davor, daß sich nichts von dem Beiklang einmenge, wodurch wir im scheulosen Gebrauch, den wir den gebildeten nennen, die Worte schwächen und erniedrigen. Über allem ist der Rhythmus, er trägt das Ganze wie atmendes Leben; so sind sich hier Leib und Geist, Musik und Poesie noch unzerschieden nahe. Dem Rhythmus gelingt alles zu versinnlichen, ein Auflachen wie von Kindern, die Neckerei der Verliebten, aber auch wieder wortlose Seufzer, stockende Herzensbedrängnis. Die Wortfolge gehorcht völlig dem Rhythmus, der schriftgemäße Satzbau bricht oft jäh ab, die Aneinanderreihung erscheint kindlich, aber sie ist immer bedeutungsvoll; oft wird ein Schein mit dem Wirklichen verwechselt, dann ist aber unbewußte tiefsinnige Anspielung darunter verborgen. Am scheinbar Kleinen, einem liegen gelassenen oder aufgehobenen Gerät oder Teil der Kleidung, an der Übereinstimmung oder Gegensätzlichkeit mit einem scheinbar geringfügigen Gegenstand bricht oft das ganze Innere hervor, freudiges oder schmerzhaftes Eingeständnis. Das weist auf die Bedeutsamkeit des einzelnen Dinges sowie des einzelnen Wortes für die unverbrauchten Gemüter hin, dadurch kann sich in uns, wenn wir dies aufnehmen, noch anderes erneuern als der Sprachsinn. Es könnte scheinen, als ob unsere geistig gewordene Sprache zu ermüdet sei und nicht mehr jung genug, daß man dies in sie übertrage; doch dem ist nicht so. Aber es gibt nur eine Art, dies zu übertragen, daß man den Rhythmus über alles walten lasse, bis in die Silbe hinein, in der Wortfolge dem Original genau nachgehe, in der kindlichen Aneinanderreihung, der Wahl der einfachsten und naturnächsten Wörter. Davon hat uns Herder für alle Zeit das Muster gegeben. Hier ist von Hunderten seiner Beispiele eines, aus der Übertragung eines litauischen Volksliedchens:

Pferdchen schwamm ans Ufer
Bruderchen sank unter
Bruder hielt im Sinken
einen Weidbaum feste.

In dieser Weise wurde hier zu übertragen gesucht, möge eine Zeit, der die Maßstäbe verloren gegangen sind, nicht die gewissenhafte und ehrfürchtige Bemühung mit eilfertigem, schnellem Sich-zufriedengeben verwechseln.

* * *

OTTO GILDEMEISTER AN LUISE KUGLER

Bremen, den 6. Oktober 1861

DAS Herannahen der fünfzigjährigen Jubelfeier Deines Daseins, liebste Kuglern, schreckt billigerweise selbst meine Schreibfaulheit zu einem Anlaufe energischer Kraftanstrengung auf. Und wenn ich auch nicht, wie geschehen, meiner Gattin förmlich und bündig hätte angeloben müssen, am Sonntage (als heute) eine Geburtstagsepistel an Dich abzufassen, — ich würde doch aus freien Stücken an die saure Arbeit mich gemacht haben, um durch einen schriftlichen Beitrag meinerseits den Glanz Deines Jubiläums zu erhöhen, und das will viel sagen. Denn in meinem Charakter finde ich wenig Anhalt und Stütze für solche außerordentlichen Entschließungen. An meinem Schädel fehlt das Geburtstagsorgan gänzlich. Ich mache den Kultus mit, ohne an den Heiligen zu glauben. Nicht ohne ein gewisses Erstaunen habe ich es immer mit angesehen, wie der „weibliche Mensch“, um mit meinem Oheim Stolz zu reden, die Geburtstage von näheren Verwandten und Freunden sich einprägt und mit allerlei seltsamen Gebräuchen, als Besuchen, Briefen, Speiseopfern, Spenden, Kränzen usw., festlich begeht, als wenn nicht „ein jeder Tag genug an seiner eigenen Plage hätte“. Die Stickereien, welche diesem Kultus

ihren Ursprung verdanken, haben mich von jeher, wie Du weißt, mit Abscheu erfüllt, und es mag sein, daß darin zum Teil meine kühle Stimmung gegen die Wiegenfeste ihren Grund hat, wie ich denn auch nicht leugnen will, daß ich für Schokoladetrinken nie lebhaft geschwärmt habe, und daß mir also immer der sinnliche Anreiz fehlte, an den Ehrentagen meiner Mitmenschen mich in eine gehobene Stimmung zu versetzen. Ich bin hinsichtlich meiner Sympathien für andere mit einem Worte Protestant, unabhängig vom Kalender und gleichgültig gegen die Zivilstandsregister. Aber ich will zugeben, daß ich nicht immer ganz konsequent bin. Wie die reformierte Kirche ja auch einige rote Tage des katholischen Kalenders beibehalten hat, so enthält auch der meinige hie und da ein Datum, welches sich durch einen scharlachnen Strich auszeichnet, und zu diesen gehört seit etlichen Jahren auch der 10. Oktober. Nicht davon zu reden, daß ein halbes Jahrhundert ein ganz besonderer Fall ist und mehr Aufmerksamkeit verdient, als ein ordinäres Jahr. Gegen den eindrucksvollen Klang: „Fünfzig Jahre" hält mein Rationalismus nicht stand. Umsonst sage ich mir, daß fünfzig Umdrehungen der Erde um die Sonne mit unserer Liebe und unserem Herzen nicht mehr zu schaffen haben als $63^1/_2$ solcher himmlischer Touren; es liegt eine unwiderstehliche Magie in der Zahl fünfzig, und ich gebe meine Vernunft gefangen. Ich unterdrücke den heimlichen Spott gegen dies Hineinragen chaldäischen Aberglaubens in das moderne Leben und gebe mich ganz dem astrologischen Zauber hin. Es ist doch sehr erfreulich, daß Du geboren worden bist. Und es ist um so notwendiger, Dich von Zeit zu Zeit auf diese unbestreitbare Wahrheit hinzuweisen, als Du mir nicht so vollständig, wie Du sein solltest, davon durchdrungen zu sein scheinst. Wenn Du hin und wieder so tief sinken kannst (und Du kannst es), um die Frage nicht bloß zu denken, sondern auszusprechen, ja, sogar niederzuschreiben, wozu Du eigent-

lich noch überhaupt da seiest, so wird es zu einer unerläßlichen Pflicht, bei passenden Gelegenheiten Dir zu erklären, allen Ernstes, freundlich aber entschieden zu erklären: es ist sehr erfreulich, daß Du geboren bist. Hier bei uns in Bremen sind sehr viele Leute dieser Ansicht, und unter ihnen vertritt dieselbe niemand mit größerem Nachdrucke als der Verfasser dieser Zeilen, welcher auch sehr wohl weiß warum. Ich weiß freilich nicht minder gut, liebste Kuglern, daß bei Deiner bevorstehenden Jubelfeier der Jubel sehr gedämpft und die Feier recht still sein muß. Der Kummer und die Sorge sind Dir gerade jetzt näher, als seit langer Zeit. Aber Du hast trotz alledem Ursache genug, in dem verborgensten Winkel Deines Herzens einem freudigen und glücklichen Gefühle Aufnahme zu gestatten. Du hast zu sehr in Deinem Leben wahrhaft und wirklich empfunden, wie reich und schön doch trotz allen Herzeleids und aller Vergänglichkeit dies irdische Dasein sein kann, um nicht auch jetzt in dunkler und trauriger Zeit die Sonne hinter den Wolken zu fühlen. Und das Beste, was es auf Erden gibt, die Fähigkeit zu lieben, und das Bewußtsein, daß andere Dich lieb haben, das besitzest Du ja noch heute wie zuvor, und die fünfzig Jahre haben es nicht vermindert, sondern vermehrt. Trübsal und Trauer freilich sind nicht ausgeblieben, aber es ist einmal so, wer viel liebt, muß viel leiden. Das ist unser menschliches Schicksal, daß Glück und Sorge miteinander verschwistert sind wie Licht und Schatten. Wir müssen es nehmen, wie es uns unabänderlich gefügt ist, wenn wir nicht an unserer Seele Schaden nehmen wollen. In irgendeinem Werke von Dickens wird von einem Manne erzählt, welchem ein Engel erlaubt, einen Wunsch zu äußern, den der Himmel ihm gewähren möge. Der Mann sagt: „Ich wünsche frei von aller Sorge zu sein.“ Von dem Augenblicke an wird er die elendeste Kreatur. Ob seine Arbeit gedeiht, ist ihm gleichgültig. Zu streben, zu wagen, fällt ihm nicht mehr ein.

Ob sein Weib und seine Kinder krank werden und umkommen, kümmert ihn nicht mehr, — er ist ja ohne Sorge. Er führt das Leben eines Eiszapfens. Er kennt keinen Triumph, keine Genugtuung, keine Ruhe und Erholung mehr: mit der Sorge ist auch das Glück aus seinem Fassungsvermögen verschwunden. An diese tiefsinnige Fabel denke ich oft, wenn ich sehe, wie die Sorge die Menschen quält. Je mehr Glück, je mehr Liebe, desto mehr Kummer und Angst, — das ist zugleich Warnung und Trost. Während Deiner nächsten fünfzig Jahre, liebste Ihße, wird wohl noch mancher Tag erscheinen, der an dieses Fabula docet erinnert. Ich kann Dir nicht wünschen, daß es anders sein möge. Preise Dich glücklich, daß Gott Dir ein warmes, lebendiges Herz in die Brust gegeben hat, und daß er Dir viele wahre und echte Freunde geschaffen hat. Aber mache Dich gefaßt darauf, daß Dein Herz und Deine Freunde Dir viel zu schaffen machen werden. Ja, es gibt viel Not und Leiden in dieser Welt, und es ist merkwürdig, daß sie doch noch so erträglich ist.

Wären nicht diese mancherlei Sorgen, so hätten wir von hier aus Gott sei Dank nur Gutes und Frohes zu melden. Einförmigkeit im Glücke, was kann der Mensch sich Besseres wünschen? Zu den großen Ereignissen gehört für uns immer das Eintreffen einer jener dickleibigen Manuskriptsammlungen, welche, mit dem Poststempel „München" versehen, von Zeit zu Zeit die Rutenstraße heimsuchen. Bleibt einmal eine solche Postsendung etwas länger als erwartet worden aus, so ist mit Chata schwer fertig zu werden. Ihr Zorn und ihr Verdruß suchen dann irgendeinen Gegenstand, um sich auszutoben, und meistenteils bin ich es, der ihr in den Wurf kommt. Ich werde mit Vorwürfen überschüttet, daß „die Kugler nicht schreibt", meine schüchternen Bemerkungen, als „keine Nachrichten — gute Nachrichten", oder „vielleicht kommt morgen ein Brief", oder „möglicherweise ist ein Brief verloren gegangen", reizen

sie nur zu heftigeren Wutausbrüchen. Ich bin dann sehr schlimm daran. Eine Zeitlang sagte ich immer: „Vielleicht morgen!" Das verbot sie mir. Ich fragte: „Mein Kind, was soll ich denn sagen?" „Du kannst sagen, es sei sehr traurig, und wir wollen hoffen, usw." Also am nächsten Tage antwortete ich auf ihre erneute Wehklage ganz wortgetreu: „Es ist sehr traurig, mein Kind, aber wir wollen hoffen, usw." Allein es half nichts. Sie gab sich auch hiermit nicht zufrieden, und ich weiß nicht, was aus der Sache noch geworden wäre, wenn nicht glücklicherweise ein Brief dem Wartefieber ein Ende gemacht hätte. Ich erzähle Dir diese Geschichte nach der Natur, weil auch sie Dir beweisen mag, wie notwendig Deine Existenz, wenn auch nur im Interesse meines häuslichen Friedens, ist, und weil ich hoffe, daß sie Dir ein Sporn zu fortgesetztem, fleißigem Schreiben sein wird. Letzteres wirst Du Dir ein wenig erleichtern können, wenn Du ein Verzeichnis der zu grüßenden Personen lithographieren oder noch besser drucken läßt, von welchem Du dann jedesmal nach Durchstreichung der nicht zu berücksichtigenden Namen ein Exemplar beilegst. Den dadurch ersparten Raum kannst Du alsdann zweckmäßig zu anderweitigen Ergüssen, Mitteilungen, Reflexionen usw. benutzen. Eine ganz ähnliche Einrichtung besteht hier, um das Publikum von den angekommenen Seefischen zu benachrichtigen. Die Liste enthält alle landesüblichen Gattungen, und der Ankündiger streicht nur immer die Namen der ausgebliebenen aus. Überlege es Dir. — —

Denke Dir, ich finde, daß Du Fortschritte im Malen machst. Sollte eine verborgene Neigung Deinem Pinsel erhöhten Schwung und wärmere Töne verliehen haben? Scherz beiseite, die Tatsache steht fest, die letzten Arbeiten haben mehr „Schick" als die früheren, so hübsch diese auch sind. Du siehst daraus, daß Du noch im Wachsen begriffen bist, und daß man mit fünfzig Jahren noch sehr jung sein kann. A propos, mir

fällt ein, daß es im Grunde entsetzlich ungalant von mir ist, daß ich so auf Deinem halben Jahrhundert herumreite. Es gibt nicht viele Frauenzimmer, denen ich das bieten möchte, und es ist ausnehmend ehrenvoll für Dich, daß ich es erst jetzt merke. Es zeigt, daß Du ein Überdurchschnittsmensch bist, wie mein schon eingangs zitierter Onkel mütterlicher Seite zu sagen pflegt. Dieser Onkel, Onkel Hermann Stolz, oder auch der „alte Junge" genannt, hat uns vorige Woche von Detmold aus, wo er mit seiner Gattin haust, auf einige Tage heimgesucht und mit seiner originellen und bizarren Weise höchlich amüsiert, namentlich auch Chata, die ihn noch nicht kannte, aber in fünf Minuten sein Herz vollständig erobert hatte. Er ist 76 Jahre alt, macht aber noch Lärm für drei. Seine sonderbaren Kraftausdrücke und Gestikulationen machen einen um so komischeren Eindruck, als er gar kein eigenes Urteil hat, sondern jedem, dem er einige Einsicht zutraut, nachspricht; ohne daß er es merkt, kann man ihn ganz leicht in wenigen Minuten von dem einen Extrem einer Meinung zum anderen führen. So wunderlich wie seine Person ist auch sein Schicksal. Hagestolz par excellence, sah er in seinem 68. Jahre durch den Verlust einer kaufmännischen Agentur, von welcher er sein reichliches Auskommen gehabt hatte, sich plötzlich vis à vis de rien. Eine pensionierte oldenburgische Schauspielerin, mit welcher er seit einem Menschenalter eine platonische Freundschaft kultiviert hatte, bot ihm unter diesen Umständen ihre Hand an. „Sie sagte mir: Stolz, du Esel, warum heiratest du mich nicht?" Mit diesen (natürlich sagenhaften) Worten zeigte er mir seine Verlobung an. Nun leben die beiden Alten von der kleinen Pension der Frau und den Trümmern seiner früheren Ersparnisse gänzlich einsam in Detmold, essen mittags e i n e Portion vom Restaurant und sind dabei ganz vergnügt und zufrieden. Die Frau weiß es einzurichten, daß der Alte in Kleidern und Wäsche anständig aussieht, daß er im

Kasino die Journale lesen, einige Zigarren täglich rauchen und alle Jahr einmal nach Bremen kommen kann. Er behauptet, vollkommen glücklich zu sein, obwohl er bis zum 68. Jahre gewohnt gewesen war, ein lustiges Junggesellenleben mit Wein und Rebhühnern, hohem Spiel und üppigen Diners zu führen. Was die Frau betrifft, so glaube ich, daß ihr Heiratsantrag zu den heroischen Taten gehört, von denen die Welt nichts erfährt, und die nur Frauen unternehmen und vollbringen können. Sie war 52 Jahre alt, als sie den Brautkranz aufsetzte.

Wohin verirre ich mich? Es ist hohe Zeit, daß ich einlenke und mit einer eleganten Wendung zum Schlusse dieses Geburtstagsbriefes übergehe. Tante Kugler, verzeihe mir, daß ich an Tante Stolz gedacht habe! „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an“: Wie stutzen wir den Vers für ein Photographiealbum zu? Wenn es noch für das Schild eines Schneiders wäre! Ich finde nichts, was recht frappant klänge, etwa:

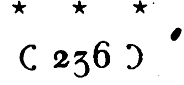
Sehr leicht zerstreut der Zufall, was er sammelt,
Ein kluger Mensch klebt liebe Menschen an (oder „ein“)
Und weiß sie festzuhalten.

Das Schlimme ist, daß man in einem Album eigentlich nicht klebt, sondern einschiebt: indessen erlaubt vielleicht die poetische Freiheit die Kühnheit des Ausdrucks. Man könnte auch sagen: „. . steckt liebe Menschen ein“. Ich gebe anheim. Wir für unsern Teil, liebe Ihße, wollen hoffen, daß der Zufall einmal wieder sammelt, was er zerstreut hat, und bis dahin möge es für uns sein Bewenden mit dem „Anziehen“ und dem „Festhalten“ behalten. Für Chata und für mich stehe ich ein; für Dich verbürge ich mich auch, und für den Rest wollen wir Gott sorgen lassen. Von Herzen Dein

Otto.

Aus den soeben erschienenen Briefen von Otto Gildemeister, die dessen Tochter, Frau Lissy Susemihl-Gildemeister, herausgegeben hat.

* * *



G. A. E. BOGENG

AUS DEN UNTERHALTUNGEN EINER KLEINEN KUNSTSAMMLUNG

AN einem schönen Frühherbstvormittage durchleuchtete die Sonne mit einem Male das kleine Zimmer, denn der geschmeidige grüne Seidenvorhang — er war einige Jahrhunderte in einem Palazzo beschäftigt gewesen, den alle Kunstgeschichten erwähnten, und bildete sich darauf etwas ein — hatte ihre Neugier nicht mehr verbieten können. Nun aber stellte er sich, rasch seine vielen mürrischen Falten glättend, vor das Fenster und sah die Sonne mit dem gleichmütigen Gesichte eines Mannes an, der für seine Dienstleistungen schon gut bezahlt ist.

So waren ein paar vorwitzige Sonnenstrahlen gefangen, die ein Weilchen im Zimmer umherschnellten, bis sie dann plötzlich mit einem eiligen Entschluß durch das prächtig vergoldete Schlüsselloch des großen schwarzen Schrankes krochen, weil sie glaubten, hier sei der Ausgang. Da hatten sie sich freilich getäuscht, wie sie gleich zu hören bekamen.

— „Sie," rief der Herr Katalog die Sonnenstrahlen an, „Sie, wo wollen Sie hin? Wenn Sie etwas in diesem Schranke suchen, müssen Sie mich fragen! Ich bin der oberste Beamte des Schrankherren und habe hier für eine anständige Ordnung zu sorgen. Was wünschen Sie? — Hm? Hm!"

Er war ein sehr feiner Mann, der Herr Katalog: in einen zitronengelben Marokkoledermantel gehüllt, zeigte er des öfteren freundlich seine kostbare seidene Unterkleidung von gleicher Farbe und ließ dazu die goldenen Dekorationen erglänzen, mit denen er geschmückt war. Auch erwähnte er nicht ungern seine Herkunft: altes Handpapier aus den Kaiserlichen Werkstätten in Tokyo. Etwas kurz angebunden, duldete er keine Widersprüche gegen seinen Geist, worunter er das verstand, was die schwarzen, seinen Leib durchschnörkelnden Buchstaben behaupteten. Aber trotzdem und ungeachtet seiner Pariser Kleidung und seiner französischen Sprache war der Herr Katalog von chinesischer Gründlichkeit. Er hatte sie nötig, denn er war als Historiograph des chinesischen Porzellans in die Dienste des Schrankherren getreten.

Die Sonnenstrahlen küßten mit hurtiger Ergebenheit den Herrn Katalog auf den Bauch, da, wo er ihn mit dem großen goldenen Drachen verziert hatte. Das tat dem Herrn Katalog wohl, und er meinte: „Nun, ich sehe, daß Sie Leute von guten Umgangsformen, Reisende von

Distinktion sind; ich werde Sie also meiner Familie vorstellen, da Sie doch einmal hier sind. Wo kommen Sie denn her?"

— „Von der Sonne."

— „Da sind wir ja gewissermaßen Verwandte, allerdings sehr entfernte Verwandte. Auch sind Sie noch jung, hitzig; wer kann wissen, als was Ihre feuergeborene Schönheit erkalten wird. Na, ich will Sie nicht um die Hoffnungen der schönsten Zeit Ihres Lebens bringen. Wir freilich, wir sind chinesisches Porzellan geworden, und das ist das Beste, was aus der Sonne werden kann."

Jetzt konnten die Sonnenstrahlen die prachtvollen Fächer des Schrankes durcheilen, der Herr Katalog hatte es ihnen liebenswürdig mit wenigen Worten erlaubt und fügte darum noch viele über diese Erlaubnis hinzu: an sich, an den abwesenden Schrankherrn, sowie an alle sonstige, die etwa Goldkörnlein aus seinem Munde zu sammeln bereit wären.

— „Das sind komische Charaktere", riefen die Sonnenstrahlen, als der Herr Katalog einiges Erkleckliches über das alte chinesische Schrifttum äußerte, damit man das, was er nachher sagen wollte, noch besser sich zu eigen machen könne. Räuspernd unterbrach sich der Herr Katalog: „Sie verstehen wohl nicht das Chinesische, das will gelernt sein. Wir werden uns mit Ihnen europäisch unterhalten, wir sind Edelleute zweier Welten. Ah — jedesmal, wenn eines unserer alten Porzellangeschlechter dem Könige von Frankreich seine erste Aufwartung machte, trat es unter die Pairs du Royaume. — Der Herzog von Seladon —"

Eine schwere graugrüne Schüssel sah über die Sonnenstrahlen hinweg, die sich tief bückten. Der Herzog von Seladon hatte nämlich allen Grund, hochmütig zu sein. Zwar stellte er sich zuerst in Versailles als Porzellan vor, aber bald behaupteten die Pariser Genealogen, er sei gar kein Porzellan, wennschon dieser Familie nahe zur linken Hand verwandt. Zu seiner Zeit brauchte der Herzog noch nicht so vorsichtig zu sein. Als er im Winter des Jahres 1619 in Frankreich ankam, stritten sich gerade die Hofkavaliere mit dem Degen in der Faust bei den Bücherkrämern um die letzten Stücke der schönen Astrée, einer Geschichte, die Madame d'Urfée geschrieben hatte, die Céladons agierten überall mit grünen Gefühlen und in grünen Röcken ihre Sehnsüchte so, wie es in diesem Buche beschrieben war, und niemand wagte noch zu bezweifeln, daß der Herzog von Seladon, der im Kabinett des Königs vor dem besten Sessel stand, ein Porzellan sei.

Leise glitten die Sonnenstrahlen aus dem Prunkgefache, in dem sie der Herzog von Seladon übersehen hatte, und traten bei dem Marquis Sang de bœuf ein, der sich mit seinen beiden Söhnen Sang de poulet und Sang de pigeon nicht gut vertrug, wie ihnen der Herr Katalog zuraunte. Die alte Vase, die einen sehr roten Kopf hatte, begann sogleich von den in China zurückgebliebenen Verwandten zu reden, deren Maultier-, Schweine- und anderes Blut sie rühmte. Der gründliche Herr Katalog schaltete ein: „Yao pien", und das war ebenso dem Marquis wie seinen Söhnen ersichtlich unangenehm, so daß die Sonnenstrahlen rasch aufbrachen. Wie sie der Herr Katalog aufklärte, gehörten auch die de Flambé zu diesen Verwandten, ganz aus der Art geschlagene Porzellane, die, anstatt im Ofen eine gleichmäßige Röte anzunehmen, fleckig blau geworden waren. Man munkelte allerlei, als es schon zu spät war, und man erzählte manche galante Geschichte über die Ofenveränderung, was in der Porzellansprache das gleiche wie in der Menschensprache Luftveränderung bedeutet. Das Fatalste bei alle den Fatalitäten war dann gewesen, daß sich die Abbés und Chevaliers de Flambé überall vordrängten, daß sie, die ihre schöne blutige Farbe verloren hatten, geflammt, gesprenkelt und gestreift herumliefen und in der Mode waren. Am Ende freilich wurden auch die Flambés diskreter und vernünftiger, respektable blaue oder gelbe Porzellane, und ärgerten sich nun selbst über ihre alten Familienmißgeschicke.

Sie waren mit der Famille verte und der Famille rose, mit der Famille noire und der Famille jaune verschwägert und saßen mit diesen Familien in den unteren Räumen des Schrankes. Als die Sonnenstrahlen an ihnen vorbeiliefen und: „Farben spielen!" riefen, grüßten sie mit erschreckter Freundlichkeit. Des höfischen Tones ungewohnt, wußten sie nicht recht, ob das eine Grobheit oder eine Liebenswürdigkeit gewesen war. Da gab es nun eine prächtige Buntheit. Dem Herrn Katalog fielen die Erzählungen von dem alten Zauberer ein, der den Wanderern, als Weber verkleidet, Knäule aus der Nase zog, dabei deren Seidenfäden so rasch verknüpfend, daß sie sich als überaus herrliche Teppiche vor den Füßen der Verblüfften aufrollten. Brotlose Künste, dachte der Herr Katalog und vermerkte: „Wir haben Ihre pyrotechnischen Versuche nicht nötig, wir wollen nicht hübsch sein. Wir sind echtes, bestes, hartes Porzellan, wir halten auf Strenge und Würde der Form, wir wissen auswendig, was in den Büchern der alten Höflichkeiten steht."

— „Da wissen Sie schon was", zischelten die ungezogenen goldenen Schlangen, die um das Schlüsselloch des Schrankes spielten.

— „Wenn Sie klüger sind als ich, Sie Sonnenstrählchen," empörte sich der Herr Katalog, „so suchen Sie wohl lieber andere Unterhaltungen. Ich bin ganz gern in gelehrter Beschaulichkeit allein. Auch muß ich", das sagte der Herr Katalog zu sich selbst, „die neue Tinte, die der Schrankherr meinem Geiste gestern zusetzte, verdauen. Das war keine chinesische Tusche, das war eine ganz scheußliche Mixtur."

Und die Sonnenstrahlen taten ihm den Gefallen. An dem alten Seidenvorhang vorbei, der sich wieder zusammengerollt hatte, um seine Erinnerungen zu überschlummern, flogen sie aus dem kleinen Zimmer heraus, in die weite, weite Welt, vielleicht bis nach China.

In dem Schranke wurde es finster, und die eben noch so seltsam farbigen Porzellane sahen grau und müde aus.

— „Gutes chinesisches Porzellan hat diesen noblen Ton," erklärte der Herr Katalog, „da liegt Charakter drin, das nenne ich Familienähnlichkeit. Wir brauchen die Dunkelheit nicht zu fürchten, denn hier soll niemand hinein, der erst im neunzehnten Jahrhundert geboren ist. Pfui Teufel!"

Dann gähnte der Herr Katalog so laut, daß alle Porzellane leise mitklirrten. Und dann schlief der Herr Katalog ein.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Folgende Neuigkeiten werden in kürzester Zeit zur Versendung gelangen: Dingelstedt und Julius Hartmann. Eine Jugendfreundschaft in Briefen; Hugo von Hofmannsthal, Das Salzburger große Welttheater; André Gide, Die Verließe des Vatikan; Briefe von Otto Gildemeister; Albrecht Schaeffer, Saalborner Stanzen; Stefan Zweig, Amok. Von Neuauflagen sind die folgenden zu nennen: Fichte, Reden an die deutsche Nation. 21.–24. T.; Ernst Hardt, Erzählungen. 8.–10. T.; Hugo von Hofmannsthal, Gedichte; Ricarda Huch, Michael Unger. 9. Aufl.; Gottfried Keller, Werke. 7.–10. T.; Rainer Maria Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. 18.–20. T.; Frühe Gedichte. 15.–17. T.; Das Buch der Bilder. 20.–22. T.; Albrecht Schaeffer, Montfort. 8.–11 T.; Gudula. 7.–10. T.; Friedrich von Stendhal, Von der Liebe. 6.–10. T.; Tschuang-Tse. 9.–11. T.; Vogeler, Dir. 7.–8. T.



DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

DRITTER JAHRGANG / SECHSTES HEFT
AUGUST 1922

*

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.
Goethe

RAINER MARIA RILKE

AUS DEN SONETTEN AN ORPHEUS

DA stieg ein Baum. O reine Übersteigung!
O Orpheus singt! O hoher Baum im Ohr!
Und alles schwieg. Doch selbst in der Verschweigung
ging neuer Anfang, Wink und Wandlung vor.

Tiere aus Stille drangen aus dem klaren
gelösten Wald von Lager und Genist;
und da ergab sich, daß sie nicht aus List
und nicht aus Angst in sich so leise waren,

sondern aus Hören. Brüllen, Schrei, Geröhr
schien klein in ihren Herzen. Und wo eben
kaum eine Hütte war, dies zu empfangen,

ein Unterschlupf aus dunkelstem Verlangen
mit einem Zugang, dessen Pfosten beben, —
da schufst du ihnen Tempel im Gehör.

*

EIN Gott vermags. Wie aber, sag mir, soll
ein Mann ihm folgen durch die schmale Leier?
Sein Sinn ist Zwiespalt. An der Kreuzung zweier
Herzwege steht kein Tempel für Apoll.

Gesang, wie du ihn lehrst, ist nicht Begehr,
nicht Werbung um ein endlich noch Erreichtes;
Gesang ist Dasein. Für den Gott ein Leichtes.
Wann aber sind wir? Und wann wendet er

an unser Sein die Erde und die Sterne?
Dies ists nicht, Jüngling, daß du liebst, wenn auch
die Stimme dann den Mund dir aufstößt, — lerne

vergessen, daß du aufsangst. Das verrinnt.
In Wahrheit singen, ist ein andrer Hauch.
Ein Hauch um nichts. Ein Wehn im Gott. Ein Wind.

*

NUR wer die Leier schon hob
auch unter Schatten,
darf das unendliche Lob
ahnend erstatten.

Nur wer mit Toten vom Mohn
aß, von dem ihren,
wird nicht den leisesten Ton
wieder verlieren.

Mag auch die Spieglung im Teich
oft uns verschwimmen:
Wisse das Bild.

Erst in dem Doppelbereich
werden die Stimmen
ewig und mild.

*

EUCH, die ihr nie mein Gefühl verließt,
grüß ich, antikische Sarkophage,
die das fröhliche Wasser römischer Tage
als ein wandelndes Lied durchfließt.

Oder jene so offenen, wie das Aug
eines frohen erwachenden Hirten,
— innen voll Stille und Bienensaug —
denen entzückte Falter entschwirrten;

alle, die man dem Zweifel entreißt,
grüß ich, die wiedergeöffneten Munde,
die schon wußten, was Schweigen heißt.

Wissen wirs, Freunde, wissen wirs nicht?
Beides bildet die zögernde Stunde
in dem menschlichen Angesicht.

*

HEIL dem Geist, der uns verbinden mag;
denn wir leben wahrhaft in Figuren.
Und mit kleinen Schritten gehn die Uhren
neben unserm eigentlichen Tag.

Ohne unsern wahren Platz zu kennen,
handeln wir aus wirklichem Bezug.
Die Antennen fühlen die Antennen,
und die leere Ferne trug...

Reine Spannung. O Musik der Kräfte!
Ist nicht durch die läßlichen Geschäfte
jede Störung von dir abgelenkt?

Selbst wenn sich der Bauer sorgt und handelt,
wo die Saat in Sommer sich verwandelt,
reicht er niemals hin. Die Erde schenkt.

*

SOLLEN wir unsere uralte Freundschaft, die großen
niemals werbenden Götter, weil sie der harte
Stahl, den wir streng erzogen, nicht kennt, verstoßen,
oder sie plötzlich suchen auf einer Karte?

Diese gewaltigen Freunde, die uns die Toten
nehmen, rühren nirgends an unsere Räder.
Unsere Gastmähler haben wir weit —, unsere Bäder,
fortgerückt, und ihre uns lang schon zu langsamen Boten

überholen wir immer. Einsamer nun aufeinander
ganz angewiesen, ohne einander zu kennen,
führen wir nicht mehr die Pfade als schöne Mäander,

sondern als Grade. Nur noch in Dampfkesseln brennen
die einstigen Feuer und heben die Hämmer, die immer
größern. Wir aber nehmen an Kraft ab, wie Schwimmer.

*

WOLLE die Wandlung. O sei für die Flamme begeistert,
drin sich ein Ding dir entzieht, das mit Verwandlungen prunkt;
jener entwerfende Geist, welcher das Irdische meistert,
liebt in dem Schwung der Figur nichts wie den wendenden
Punkt.

Was sich ins Bleiben verschließt, schon ists das Erstarrte;
wähnt es sich sicher im Schutz des unscheinbaren Grau's?
Warte, ein Härtestes warnt aus der Ferne das Harte.
Wehe —: abwesender Hammer holt aus!

Wer sich als Quelle ergießt, den erkennt die Erkennung;
und sie führt ihn entzückt durch das heiter Geschaffne,
das mit Anfang oft schließt und mit Ende beginnt.

Jeder glückliche Raum ist Kind oder Enkel von Trennung,
den sie staunend durchgehn. Und die verwandelte Daphne
will, seit sie lorbeern fühlt, daß du dich wandelst in Wind.

*

SEI allem Abschied voran, als wäre er hinter
dir, wie der Winter, der eben geht.
Denn unter Wintern ist einer so endlos Winter,
daß, überwinternd, dein Herz überhaupt übersteht.

Sei immer tot in Eurydike —, singender steige,
preisender steige zurück in den reinen Bezug.
Hier, unter Schwindenden, sei, im Reiche der Neige,
sei ein klingendes Glas, das sich im Klang schon zerschlug.

Sei — und wisse zugleich des Nicht-Seins Bedingung,
den unendlichen Grund deiner innigen Schwingung,
daß du sie völlig vollziehst dieses einzige Mal.

Zu dem gebrauchten sowohl, wie zum dumpfen und stummen
Vorrat der vollen Natur, den unsäglichen Summen,
zähle dich jubelnd hinzu und vernichte die Zahl.

GERHARD TERSTEEGEN
SPRÜCHE

(Aus seinen Briefen)

Mit der neuen Reihe der Insel-Bücherei ist soeben als Nr. 342 der Band „Aus Gerhard Tersteegens Briefen" erschienen, den Ferdinand Weinhandl herausgegeben hat. Der nachfolgenden Auslese stellen wir einen Auszug aus dem Vorwort zur Orientierung voran.

Gerhard Tersteegens Briefe an seine Freunde, seine zahllosen „Brüder" und „Schwestern", die sich von dem herzensreinen Manne Seelenberatung und Unterweisung holten, gehören wohl zu den ergreifendsten und menschlich unmittelbarsten Zeugnissen der Mystik aller Zeiten. Wie man mit Recht in Meister Eckehart den größten deutschen Mystiker überhaupt sieht, so muß man, unter einem bestimmten Gesichtspunkt wenigstens, in Tersteegen den bedeutendsten Mystiker erkennen, der aus dem Protestantismus hervorgegangen ist. Ich sage hervorgegangen ist, weil Mystik über allen konfessionellen Gegensätzen steht. Es ist kein bloß äußerlicher Zufall, daß sich der Protestant Tersteegen dem Katholiken Thomas a Kempis sein ganzes Leben lang so verwandt fühlt. Man hat Tersteegen, soweit man ihn überhaupt kannte und beachtete, bisher kaum noch und jedenfalls nicht nachdrücklich genug zu den großen Mystikern gezählt. Als die Mystiker des Protestantismus gelten Jakob Böhme, Sebastian Franck und Valentin Weigel. Nicht als spekulativer Grübler, aber als Lehrer der Meditation, als Wissender um Weg und Verwirklichung der Seinswandlung, steht Tersteegen unter ihnen und vielleicht unter allen deutschen Mystikern an vorderster Stelle. Zum mindesten besitzen wir von keinem andern ein Dokument, das eine solche Fülle aufschlußreichster und wirksamster Weisungen zur durchgreifenden Lebensgestaltung enthält wie seine heute wohl gänzlich vergessenen Briefe. Dieses Versäumnis will die vorliegende Auswahl zum erstenmal nachzuholen versuchen.

IN unserm Herzensgrunde finden wir jetzt ein tiefes, geheimes Hungern und Neigen, um von der Sünde, Welt und Eigenheit

erlöset und mit unserm Ursprung wieder vereinigt zu werden. Ernst ist nötig. Die Kraft ist uns ganz nahe.

*

Da wo wir aufhören zu wirken und zu sorgen, da fängt Gott an; und in unserem Nichts will er alles sein.

*

Überhaupt mußt du alles Böse und alle Zerstreuungen, ja die ganze Welt nicht durch Gewalt und Unruh überwinden; sondern durch ruhiges Leiden und Verachten, durch Vergessen und das Auge davor zuschließen. Es ist ein anderer in uns, der für uns streitet, den blicke mit Liebe an!

*

Es ist auch nicht nötig, daß ihr viel von euch und eurem Zustand wisset. Es wäre besser, daß ihr und ich uns selbst gar nicht mehr wüßten.

*

Weil ich nun dem Winde nicht entgegenrudern will noch kann, so gebe ich ihm mein Schifflein hin; wenn ich nur zusehe, daß ich auf keiner Sandbank der Eigenheit sitzen bleibe, dann mag es gehen, wie es will; leide ich dann auch schon Schiffbruch, so wird es nur in dem Meere der Gottheit sein, dessen Abgrund mir so gut ist als der beste Hafen.

*

Überlasset euch Gott und seinem unumschränkten Willen ganz auf Zeit und Ewigkeit. Laßt sogar alle Sorge für euch selbst fallen, daß ihr nicht mehr nach euch selbst wollt umsehen, wenn ihr schon wüßtet, daß ihr so in die Hölle fahren solltet. Was liegt an euch selbst? Was ist an dem Selbst gelegen? Kommt euch in Gedanken: es werde euer elender Zustand noch immer schlimmer werden, es werde bis in den Tod währen, und ihr würdet gewiß ewig verdammt werden: so williget in alles ein und saget: Ich will dennoch nicht sündigen, ich will Gott dennoch lieben und verherrlichen, was ist an mir

gelegen? Und so macht es auch in allem, was sonst dem Gemüt vorkommen möchte. Dergestalt führet die Überlassung in die reine Liebe ein; und so werden eure bitteren und unruhigen Bewegungen in einen sanften und tiefen Frieden und eure Bedrängnis in eine unermeßliche Weite und Freiheit des Geistes sich verwandeln.

*

Was ist leichter und einfältiger, als die Augen aufzutun und das Licht anzusehen, welches uns von allen Seiten umgibt? Gott ist uns weit mehr gegenwärtig als das Licht. In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir. Er durchdringet uns; er erfüllet uns; er ist uns näher, als wir uns selber sind: dieses einfältig zu glauben und sich dessen einfältig, so gut man kann, zu erinnern, das ist beten.

*

Ein Abgrund rufe zum andern! Und dies sei jetzt dein Gebet, wenn du sonst nicht beten kannst.

*

Da wir gesetzlich-fromm waren, ging es weit anders: wir wandelten, wohin wir wollten; kein Mensch mußte uns hinderlich sein in unserem Eifer und Übungen; die Gnade selbst bequemte sich nach uns. Nun ists umgekehrt: wir müssen wandeln, wo wir nicht hin wollen; jedermann scheint Recht und Macht zu haben, uns zu hindern und zu plagen; wir müssen uns nach allen bequemen, uns unter alle beugen, immer Unrecht haben; kurz! wir müssen auf alle Weise leiden und doch lieben, lieben und doch leiden. Nun, es ist geschehen. Wir sind nicht mehr unser selbst; der Liebe und dem Leiden sind wir gewidmet.

*

Niemand will sich selbst verlassen und das Werk ganz in die Hand des Herrn vertrauen; es müßte dann hie oder da ein armes Kind sein, das sich selbst nicht mehr zu raten weiß und

aus Not gedrungen ist, an den Pfosten seiner Tür sich nieder-
zusetzen, um da zu wachen und zu warten täglich.

*

In dem Geschmack und in den Süßigkeiten kennen wir uns selber nicht; das Kreuz muß entdecken, was wir sind.

*

Sich selbst zur Last sein und sich selbst doch tragen müssen, ist ein tapferes Leiden.

*

Der Herr bringe all das Unsere zu einem tiefen Schweigen!

*

Der Zug zum Innern ist ein Zug zum Verborgensein.

*

Gott erfülle in dir auch seine teure Verheißung und locke dich immer gründlicher aus dir selbst und allem Geschaffenen! Er führe dich ein in die süße Wüste der innern Einsamkeit und rede allda freundlich zu deiner Seele. Gottes Reden ist Wirken. Er redet und wirket lauter Friede, Unschuld, Einfalt, Freundlichkeit, Liebe, Demut und alle Tugenden im Herzen.

* * *

BRIEFE AN GOETHE AUS DEM WILLEMER-KREISE

(Bisher ungedruckt)

Jakob und Marianne Willemer an Goethe

Gerbermühl d. 20. Aug. 1816.

SEIT drey Monathen zog jeder Tag mit einer schönen Hoffnung an uns vorüber, aber der Tag verging und der Freund blieb aus. Ich habe darum zu hoffen, aber nicht zu lieben aufgehört. Der 28. August wird dieser Liebe nicht vergönen sich auszusprechen, das kleine Hauß am Mayn (das der Freund voriges Jahr nicht verschmähte für uns in ein großes umzuschaffen) stetht einsam, den gantzen Somer der Kälte wegen

noch von keinem Fuß betreten, doch soll es nur bis zum 28. August verlassen stehn — dann aber viel für uns heraus komen. Es soll der Vergangenheit gedacht, für des Freundes Wohl und Erhaltung gebethen und mit einer Schale blinkenden Weins den Göttern ein Opfer gebracht werden, auf daß sie uns erhören und ihrem Liebling einen Freudenkrantz flechten.

Lassen Sie Sich, geehrter Freund, die fromen Wünsche der ihrigen gefallen (mehr als zu wünschen vermag ja der Mensch nicht) und erhalten uns Ihr Wohlwollen.

Willemer.

Mit unsern Wünschen und Entbehrungen giebt Willemer zugleich seine Resignation zu erkennen, und so sehr ich mit der Auslegung unsrer Empfindung im Ganzen zufrieden bin, so weiche ich doch in einem Stücke von seiner Ansicht ab, indem ich weder zu lieben noch zu hoffen je aufhören werde. Des Sprüchworts eingedenk:

„Bist Du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
Von Deinen Hofnungen trift nichts ein!"
Die Hoffnung ist's die sinnet und dichtet
Und da kann ich noch immer lustig seyn.

Glük und Freude begleite Sie.

Marianne.

Gerber Mühle, d. 23. July 1817.

Ein Brief von Goethe — ein Brief von Göthe! ruft Mariane auf der untersten Stufe, und damit die Treppe hinauf! Nun sind der Stuffen eine große Anzahl, es ist darum begreiflich, daß Ungedult und Sehnsucht sich nicht auf das einließen, was recht seye — der Brief war an mich! — sondern, unterstützt vom Weiblichen Obergefühl, mit jedem Aufstieg in lebhaftere Wallungen versetzt, schon auf dem halben Weg das Siegel gelößt und fortan langsamern Schriets, bis zur obersten Stuffe, den Inhalt des Briefs längst erspätht hatten. — Er ist an Alle —

— das wolte in dem Augenblick sagen: an Freund und Freundin; denn Rosette ist zu Embs, Meline zu Pyrmont und Max hoch schwanger, der Sohn zu Berlin. Aber wir beyde tragen allein die Freude, die Allen bestimt war, daß einmahl wieder der Freund unserer gedenkt und Sich nach den Seinen, die so innig ihm anhängen, lieben und ehren, zurücksehnt. Auch nach volzogner Cuhr zu Carlsbad grünen noch die Bäume am Mayn und Rhein und streken sich die Arme dem so lang vermißten Freund entgegen — Warlich Herr unter Menschen, die Sie mehr als wir lieben, leben Sie nirgends. Auf der Mühle sind 2 neue Öffen gesetzt, und damit von Süden die Sonne eindringen könne, 150 Bäume abgehauen — wenn Göthe kömt. In der Stadt hat Madamm die vordern Zimer verlassen, und eine schöne Wohnung ist nicht vermiethet worden — wenn Göthe kömt! Damit die ewigen Gefühle nicht zu verstumen brauchen und die Liebe alles zu geben habe, was sie vermag.

So weit sey es dem Hertzen vergönt, sein Inneres zu entfalten. Nach ihm ist an dem Verstand die Reihe, das Wort zu führen. Und dieser sagt: zu Jena mag es schön seyn, die Wießen mit Grünen überzogen, die Lüfte lau, aber heilbringender sind Luft und Witterung am Mayn. Darum theilen Sie Sich doch endlich zwischen Martha (Rosette) und Maria. — Weibliche Pflege, wenn allein die Liebe sie biethet und kein Eigenutz im Hintergrund lauert, Weibliche Anhänglichkeit, Freundes Achtung im Vatterland sind doch auch Güther. Mit dem Bundestag und den Langweiligen der Erde, den Großen, hätten wir nichts zu schaffen, dabey lebten Sie den Wisenschaften und bearbeiteten mit dem genanten Tonkünstler, für dessen Ineres wie Äusseres ich mich verbürge, eine Tonlehre, wodurch die Music in ihre verlohrnen Rechte wieder eingesetzt würde. Komt, Freund, und gönt dem Vatterland die Ehre, die es so lang vermißt, damit es stolz das Haupt erhebe und sage: er gehört uns wieder!

(Marianne:)

Wenn auch schon unsre lezte Hoffnung nun zerstört ist, Sie dießmahl bey uns zu sehen, so hat doch Ihr Brief den Glauben gestärkt und die Liebe ermuthigt. Denn wir wußten es auf keine wohlthuende Weiße zu deuten, daß der verehrte Freund so lange stumm für uns blieb, und da man nur gar zu gerne glaubt was man wünscht, so suchte sich das bedrängte Gefühl den Ausweg, daß ein baldiges Kommen die schöne Ursache dieses langen Schweigens seyn könte, in welcher frohen Meynung uns Sulpitz bestärkte, deßen abermahliges Erscheinen auf der Mühle für die beste Vorbedeutung gehalten wurde. Ja Er selbst bestättigte durch seine Hofnung die unsere, und wir lebten in den wenigen Stunden die er bey uns war jene schönen Tage durch, die wie helle Punkte in meinem Leben stehen und nie verlöschen werden; auch das Privatisiren trat wieder in seine alten Rechte, um so mehr, als Sulpitz durch ein paar allerliebste Zeichnungen, die er in unsre Stammbücher stiftete und die voller Privatissima sind, der Vergangenheit Thür und Thore öfnete und sie mit allen Freuden und Leiden einzog, die Gegenwart zu verschönern.

Jenen Zeichnungen wurden auch Comentare auf kleinen Blättern beygefügt, die aber nur dazu dienten, die Räthsel noch räthselhafter zu machen, und nur der Wissende hat das Recht, sich an dem geheimen Sinn zu erbauen; es ist mit den Außlegungen ganz wunderbar, man könnte sie oft eben so gut Hineinlegungen nennen.

Die Freundinen sind leider jetzt getrennt; Rosette ist nach Ems, ein beschwerliches Kopfweh dort zu lassen, und wird in 14 Tagen wieder zu uns kommen; es ist mir leid, daß wir verhindert sind, Ihnen vereint für Ihr Andenken zu danken, doch hat Rosette sogleich Nachricht von beiden Briefen erhalten, und der lezte wurde ihr sogar geschikt; sie wird also gewiß nicht saümen zu thun was sie so gerne thut, dem besten Onkel die

gute Nichte ins Gedächtniß rufen, und sich freuen, daß er selbst Gelegenheit dazu giebt.

Das Pfeifchen ist leider verstummt auf der Mühle, Ehrmann und Willemer haben sich überworfen, und ersterer mault noch immer und sezt seinem Gefühl zum Trotz seinen Starrkopf durch; wir haben ihn lange nicht gesehen, obschon ich gewiß weiß, daß der Samstag unentbehrlich für ihn geworden ist. Ich hoffe vieles von der Zeit und der mächtigen Gewohnheit.

Rieße war diesen Winter einigemahl bey uns, doch für die Mühle gebricht es ihm an Zeit, was hat er nicht alles zu thun!

Die Mühle ist freundlicher, ja man könnte sagen schöner geworden. Die Surrogatpalmen haben dieses Jahr eine unglaubliche Höhe und reifen dem August entgegen, leider bleiben sie auch dießmahl ungeschnitten. Möge auf Ihrer Reiße ein neuer Zuwachs an Gesundheit Sie recht froh und heiter machen und zuweilen ein Zeichen Ihres Andenkens auch auf uns freudig wirken.

Marianne

(Anfang Oktober 1817.)

Wenn bey Gott alle Dinge möglich sind, wie die heilige Schrieften lehren, warum solten sie es nicht auch bey den Göttersöhnen seyn! Darum ist der Fall denkbar, daß noch einst das Heimweh nach der Heimatht Sie befiehl, Theurer Freund, und Sie der Erde, die Sie gebohren, den Ruhm vergönten, daß die letzte Flamenglutht an der Städte aufloderte, wo zuerst der Geist zum Fleisch sich geselte und den ewig unvergeslichen erzeugte.

Ich halte dieß für so möglich, daß schon 6 Monathte die Zimer in der Stadt, die Sie kennen, nicht vermiethet worden sind, damit Sie als Gast dort absteigen mögen oder als Glied der Familie sie zu Ihrem Eigenthum erkießen. Meine guthe

Frau stünd Ihnen zur Seite und besorgte das Öconomische, die Nichte sähe nach, ob auch genug gesorgt wird, und ich! ich ließ Euch gewähren.

Eine Antwort ist dieser Brif wertht, das fühlt mein Hertz. Ist persöhnliche Berathung gut und nöthig, so lassen Sie uns in Gotha oder Eisenach zusamenkomen. Was aber auch geschehe, so sey der Schluß Ihres Lebens mild, wie ich wünsche, daß der meinige es einst seyn möge. Vertrauen Sie keiner Residenz mehr, dann die Zeit drotht allen den Untergang. Ruhe, Ruhe, Ruhe! W.

P. S. Es geht nächstens ein Kistel mit Aposteln ab, die 1811 gelehrt und gepredigt: nehmen Sie die Herren gnädig auf.

Das schlimme Wetter hat uns dießmahl früher als gewönhlig von der Mühle in die Stadt getrieben, wir haben uns aus dem Schatten in die sonnigen Zimmer des rothen Mänchens geflüchtet und entbehren ihn um so leichter, als die Sonne sehr sparsam scheint. Willemer, der sonst immer die sehnsüchtigen Blicke nach dem Haüschen unter den entlaubten Baümen wandte, sieht es jezt mit der grösten Gemüthsruhe unter den grünen und gesteht, das der Mayn sehr reizend auch an der Stadtwohnung vorbeyfließe, worinn ich ihm nicht Unrecht gebe — die Mühle wird auch wieder in ihre Rechte treten und zur rechten Zeit ihre magische Anziehungskraft wirken lassen. Wie sehr wäre zu wünschen, das sie sowohl als das rothe Mänchen auch in die Ferne die Gewalt ausüben könten, die sie in dem freilich nahen Raum so sichtbar besitzen.

Willemers Hoffnungen und Wünsche sind auch die meinigen, nur mit dem Unterschiede, daß ich leztere unter die frommen zähle, deren ich so viele habe, das ich selbst frömmer dadurch werde.

Einige Zeilen von Ihrer Hand werden sehr erquiklich seyn, auch wenn sie die Luftschlößer zerstören, die Willemer baut und ich möblire.

Herzlich grüsend

Marianne

Jakob v. Willemer an Goethe

Den Eindrüken der Ausenwelt, die mit zunehmendem Alter sich verstärken, mich zu erwehren, habe ich mein bewährtes Mittel, den Fleiß, zur Hülfe gerufen, und so habe ich die Anliegende Schrieft zur Welt gebohren; ich lege keinen andern Wertht darauf, als daß ihrer Vollendung der Wunsch nachgefolgt ist, ich mögte nur halb so Tugendhaft und Friedeliebend seyn wie ihr Inhalt.

Es wäre thöricht, wenn ich Sie bereden wolte, Ihre kostbare Zeit mit prüfung derselben zu verliehren. Übertragen Sie dieß Geschäft einem vertrauten Freund oder, was mir das allerliebste wäre, folgern Sie aus der Übersendung meines Buchs nichts anders als den Wunsch, daß ein eben so bewährter als von uns hochverehrter und geliebter Freund sich freue, daß ich endlich das höchste und beste aller Güther liebgewonen, die Arbeit.

Erhalten Sie sich den Ihrigen und setzen unter diese

d. 9. Märtz 1828. Mariane und Willemer

Aus der von Max Hecker besorgten, endgültigen Ausgabe von Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer.

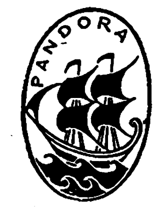


Rudolf Töpffer: Zeichnung zu „La bibliothèque de mon oncle“

DIE SIGNETE DES INSEL-VERLAGS



Emil Rudolf Weiß
(1911)



Walter Tiemann
(1920)





Eric Gill
(1907)

Peter Behrens
(1899)



Walter Tiemann
(1920)





Walter Tiemann
(1920)

Walter Tiemann
(1914)

DIE WEISHEIT DES MARCOS VON OBREGON

Ausgezogen aus dem Roman des Vicente Espinel „Die Lebensgeschichte des Escudero Marcos von Obregon". Aus dem Spanischen übertragen und mit einer dreifachen Anrede versehen von Otto Freiherrn von Taube

AN DAS BUCH, MEINEN SOHN UND DEN LESER

O witziges, kluges, bescheidenes, gütiges — großes Buch! Seltsam verkennen, mißachten die Menschen dich und verschmähen dich als gering, bis alle Jahrhunderte irgendwann einer Einblick in dich tut und dich lieben muß. Und dann erscheinst du so reich, so überfüllig, daß der wie jener dir, was ihm munde, zu entnehmen vermag, ohne dich zu schmälern, — seinerzeit Tieck deines Helden abenteuerlich bewegte Geschichte, ich dessen Betrachtungen, die es jenem weniger angetan hatten. Denn mir schienen sie sonne- und luftgereift. Sie sind auch gereift gar unter einer anderen Sonne, als die sich dieses Winters mir verbirgt, während eines Lebens in Welt und auf Straßen und auf Gassen; sind Früchte reichster Erfahrung und Menschenkunde, die kraft jenes Lebens haben gedeihen können in einem geselligen, drum menschenfreundlichen, zugleich aber Lärm und Getriebe abgeneigten Gemüte, mit dem so oft schon Bewohner jener Breiten einen angesprochen haben, sei es in den kleinen Bergflecken Welschlands oder Spaniens, sei es als Scheiks in der Wüste, sei es als Bettler vor den Toren Tangers. Redet so nicht auch die Alltagsweisheit der Sprüche Salomos, redet nicht so auch Nestor? Gemeinplätze wäre der Voreilige versucht dergleichen zu schelten, höben sie sich nicht ab von einer Tiefe, welche sich zwar nur zwischen den Worten ausdrückt, diese aber mit einer Kraft lädt, die den Feinhörigen greift und sich ihm darstellt als Wirkung nicht etwa tiefen Denkens, sondern Verstehens und der tief begründeten Fähigkeit, das Gegebene, Notwendige, Gültige — das Gemäße zu tun. Und wie du, — Werk eines jener vollkommen gebildeten Geistlichen aus einer der Blütezeiten

der alten Kirche, — einst den romantischen Altmeister in der zufälligen Stille eines Landaufenthaltes zu gewinnen wußtest, daß er sich deiner teilweisen Verdeutschung hingab, bezaubertest du mich und ließest mich nicht los, daß ich dich aber und aber las, im Zwange der unvermeidlichen heutigen Bitternis, wo der Mensch, am Wirken verzweifelnd oder verhindert, sich in den engen Kreis seiner Allernächsten verschließt, der doch nur die Erweiterung ist seines Ichs und keine Gemeinschaft, wo Kälte die beschränkende Wand um sein leibliches Bereich und Torheit um sein seelisches zimmert; denn im Nebenraum friert die Jahreszeit, und draußen blühen die Narren!

Ich weiß, mir wirst du verbleiben, wenn glänzendere Werke sich mir längst als Flitter und gepriesenere als fad oder magenbeschwerend erwiesen haben werden; ja so, daß ich, wenn ich jetzt aus dir geliebte Stellen ausziehe, wünsche, dein gehaltvoller Geist möge auch meinen Nachfahren beistehn, über mich hinaus. Sei drum freundlich, guter Marcos von Obregon, der du, obwohl niedrig im Leben, die Zucht guten Blutes kennst, auch meinem Sprößling, der heute sein erstes Lebensjahr vollendet und eine jahrhundertalte Gesinnung, die unter Deutschen noch lange nicht zu höchster Blüte gediehen, in sich weiterentwickeln soll. Wie wünschte ich, ihn dahin führen zu können, deine Worte, die ich hiermit übermittele, zu erfassen; wärest du mir zu entsprechender Zeit in menschlicher Gestalt begegnet, ich hätte dich erbeten zu seinem Paten. Du aber, mein Bub, obwohl oder weil du ein Deutscher bist, wenn du wirst Augen und Ohren auftun können, höre auf diese Worte und lerne daraus, daß, in welcher Lage du auch seist, nicht so sehr Sinnen fromme als Augen und Ohren offen haben; und geh auf die Straße und geh unter Menschen und lebe nach solcher Erkenntnis.

Und du Leser, der sich in deutschen Landen hierfür

finden sollte, höre denn auch du: Beherzige, der du damit prahlst, dem Volke der Denker und Dichter anzugehören, daß du hinter deinen Butzenscheiben der „Innerlichkeit", wie du es eitel nennst, auch, wenn du Gott und die Welt zu ermessen wähnest, nur wandelst den Pfad des Famulus Wagner, indessen Faust, dem du zu gleichen vorgibst, ins volle Menschenleben griff; daß nach Gedanken und Träumen, — und seien sie noch so groß, — sich in der Welt einzurichten billig ist und nicht standhält vor der Wirklichkeit, und daß einzig über den Wert des Menschen entscheidet, wie weit er in der Lebensbeherrschung kam. Die ist es, die dem demütigen Helden dieses Werkes als fahrendem Schüler, Musiker, als Sklaven der Barbaresken, als Herrschaftsdiener, als Landsknecht, als Heilkundigen, als wunschlosem Insassen eines Altmännerhauses, zu Land, zu Wasser, in Freud und Leid, in Ruhe und Wechselfällen, Wohlleben und Gefahr und qualvollen Todesnöten immer im Stande erhalten hat, Herr der Lage zu bleiben und, wenn nicht immer äußerlich als Sieger, stets innerlich frei und ungestört aus ihr hervorzugehen. Sie ist es, welche dem Weltmann verhilft, glücklich Abenteuer zu bestehen, dem Staatsmann, Kriege ohne Einbuße zu vermeiden, zu Glücke währen zu lassen oder abzuschließen und große Angelegenheiten zum Wohle der Gesamtheit zu führen. Wozu es wohl keines Gegrübels bedarf, wie du es wohl meinst, mein armer Landsmann, sondern der Liebe und des offenen Sinnes, was du beides nicht kennst, weil du einsam, drum scheu bist und ichliebig im Geist und verliebt in deiner eigenen Wenigkeit Überzeugung. — Nicht wahr, du achtest sie doch mehr als das Gesetz, das in Übereinkunft und Sitte wirkt? — Und, wenn du dich der Tiefe rühmst, sage ich dir: Laß diese gute Meinung von dir selber. Tief leben, d. h. im Einklang leben des Alls, demnach ohne Anstoß das Leben in all seiner Wirklichkeit beherrschen, ist mehr als tiefste Rätsel enträtseln, — die doch nicht enträtselbar sind, weil Ge-

danken und Worte nur Abfälle, nicht Erschöpfung sind des Lebens.

Weimar, den 20. Dezember 1920.
Otto Freiherr von Taube.

*

Dies ist der Unterschied zwischen einem glatten, einfältigen Herzen und einem, das schlechtgeartet ist, daß das gute selbst für ein Gutes, das in der Einbildung bestand, dankbar bleibt; das rohe, ungütige aber dankt nicht nur nicht, sondern sucht Wege, für das empfangene Gute gerade nicht zu danken. (Buch I, Kapitel 5.)

Sicherer gehen wir auf dem Wege des Schadens als gewisse Leute auf dem Wege des Gedeihens. Denn der eine bringt uns in Achtsamkeit, der andere in Sorglosigkeiten. Auf diesem kann es Täuschung geben; auf dem anderen ist die Wahrheit klar. (Buch II, Kapitel 3.)

Armut und Knickrigkeit bei ein und demselben, davon wünsche ich, wenn sie auch bei dem oder jenem zusammenträfen, daß es bei mir nicht so sei. Denn von Natur bin ich feind der Kärglichkeit, und ich glaube, daß die Natur selbst sie verabscheut, da sie, — wie sie ist, — so verschwenderisch im Geben ist. (Buch I, Kapitel 8.)

Und so verdammte ich die Einsamkeit und wer ohne Gefährten wandelt. Was erregt sie uns nicht für Ängste, für Einbildungen, was bringt sie uns nicht für Verzweiflung? Wer sein Leben haßt, sucht die Einsamkeit, um dort kurz ein Ende zu machen. Wer die Gesellschaft flieht, will in seinem Unglück nicht beraten sein. Dem Einsamen ist im Unglück niemand zur Hand, noch hilft ihm einer zum Guten. Gehe einsam, wer da will; die Einsamkeit taugt nur für Heilige und für Dichter; denn die einen gehen um mit Gott, der sie leitet, die anderen mit ihrer Einbildungskraft, die sie selbsteitel macht. (Buch I, Kapitel 10.)

So kehrte ich auf meine Bude zurück, wo ich, — obwohl sie klein ist, — ein Dutzend Freunde fand, die mir meine Freiheit wiedergaben, denn die Bücher befreien den, der sie liebt. — O Bücher, treue Berater, Freunde ohne Schmeichelei, Erwecker des Verstandes, Lehrer der Seele, Lenker des Leibes, Führer rechten Lebens und Wachtposten rechten Sterbens! Wie viele Menschen habt ihr nicht von dunkelstem Grund zu den höchsten Gipfeln der Welt erhoben! Wie viele hinaufgetragen zu den Sitzen des Himmels! O Bücher, Trost meiner Seele, Erquickung meiner Mühsale, eurer heiligen Lehre befehle ich mich. (Buch I, Kapitel 8.)

Die Schwermut befällt leicht die, die müßig gehen; sie schleppen ja ihr Leben nur so hin. Ich halte einen Müßiggänger für unglücklicher als einen Kranken. Denn dieser hat Hoffnung auf Gesunden und bemüht sich mit allen Mitteln darum. Doch die Müßiggänger und Vagabunden wollen nie aus ihrem Zustand heraus. Wie der Sträfling, der auf Zwangsarbeit geht, sich nicht außerhalb seines Gefangenschaftselends befindet, so ist der Müßiggänger, den man beschäftigt, seinem schlechten Dasein nicht entzogen. Und was für ein Höllenwurm beginnt gar an ihm zu nagen, wenn er sich als unfähig erkennt, zu erreichen, was der andere erlangt. (Buch I, Kapitel 9.)

Nichts kommt ohne Mühe. Wer sich nicht aus der Schlaffheit herausreißt, bleibt am Anfang der Schwierigkeit stecken; tue ich nicht mehr als meine Nachbarn, bleibe ich so dumm wie sie. (Buch I, Kapitel 9.)

Das Wissen um fremde Fehler, — welche wir alle entweder begehen oder zu denen wir alle von Natur doch neigen, — darf einen nicht veranlassen, die zu mißachten, von denen wir sie wissen. Fremde Fehler weiß man entweder durch Zufall oder zufolge Vertrauens, das andere zu uns hegen. Geschieht es durch Zufall, so gibt damit die Natur uns selber die Lehre,

daß das nämliche auch uns widerfahren könne; geschieht es infolge Vertrauens, so ist das Geheimhalten schon Ehrensache des, der darum weiß. Fremde Fehler verdecken, ist Engelsweise, sie aufdecken Weise von Hunden, die bellen, wenn sie am meisten schädigen. Fremde Geheimnisse wissen wollen, kommt aus verdienstarmen Herzen, die, was sie nicht an eigenem Verdienst erreichen können, auf fremde Kosten zu erreichen trachten. Wer fremde Fehler zu wissen begehrt, begehrt mit aller Welt schlecht zu stehen und daß die seinen öffentlich würden. Selig die, zu deren Kenntnis keine fremden Fehler kamen, denn sie werden weder Schaden tun noch leiden. (Buch I, Kapitel 5.)

Der Graf war dem Klatsch so abgeneigt, daß, wenn man ihm etwas in den Palast hinterbrachte, er den kommen ließ, über den es gesagt wurde, und ihn in Gegenwart des Zwischenträgers zur Rede stellte; wenn jener nun die Achseln zuckte und leugnete, pflegte der Graf zu sagen: „Seht diesen da, der hat es mir hinterbracht." Als ihm einst, in meiner Gegenwart, jemand, der sich vor ihm ins Licht setzen wollte, sagen kam, daß ein Junker in Valladolid schlecht von ihm spreche, fragte ihn der Graf: „Und was habt Ihr da getan?" — „Ich," sagte der gute Mann, „ich kam auf der Stelle, es Euer Exzellenz zu melden, damit dem Vergehen sofort die verdiente Züchtigung folge." — „Ihr habt recht", sprach der Graf. „Holla! Gebt diesem edeln Herrn eine Tracht von einem Halbdutzend Prügel — und die gut!" — „Wie? Mir? Warum?" rief der gute Mann. „Sie sind nicht für Euch bestimmt," antwortete der Graf, „sondern daß Ihr sie dem übermittelt, der schlecht von mir gesprochen hat, auf daß, wie Ihr mir überbrachtet, was ich nicht wußte, Ihr sie ihm bringt, der davon gleichfalls nichts weiß." Und er rief dem Pagen: „Bermudez, lauf und sage dem Betreffenden, daß, wenn er von mir schlecht sprechen muß, er das nicht vor einem so übeln Kunden tue, der sofort

es mir sagen kommt; und daß mir zu seiner Bestrafung genüge, daß er wisse, daß ich um die Sache weiß.“ Beiden ward so recht wohl heimgezahlt; denn wenn auch die Prügel nicht verabfolgt wurden, erhielt doch der gute Mann seinen Schrecken als Lohn weg. (Buch I, Kapitel 23/24.)

Noch keine Missetat ist je geschehen, weil geschwiegen worden ist, und weil gesprochen wird, geschehen täglich viele. Das Reden ist allen Menschen eigen, Schweigen aber nur den Klugen. Geheimnis hüten ist Tugend, und wer es nicht aus Tugend hütet, dem wird es zur Not gemacht, es als Gefährliches zu hüten. Kurz, Schweigsamkeit ist eine ausgezeichnete Tugend und so hoch bewertet unter Menschen, daß, wie man sich wundert, gut sprechen zu hören einen Papageien, der das nicht konnte, man sich wundert, gut schweigen zu sehen einen Menschen, der sprechen kann. (Buch I, Kapitel 4.)

Ebenso, wie einem die Freude, zu sprechen, von der Ungezogenheit verleidet wird, mit der gewisse Dummköpfe das, was einer sagt, unterbrechen, um eine Albernheit anzubringen, die an falscher Stelle einfällt, so gibt die Aufmerksamkeit Kraft und Geist dem, der spricht, derart, daß er in der Behandlung des Gegenstandes nicht abbricht; — jenes andere ein Fehler, in den ich viele habe verfallen sehen, höchst tadelnswert, weil er Mangel an Geschmack oder schlechten Verstand bedeutet. Wer nicht hören will, was der andere sagt, mag fortgehen, und dem zuzuhören Gelegenheit geben, der Lust hat. Der Lohn dessen, der gut spricht, ist die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkt, und selbst so das, was er sagt, nicht ganz vollendet ist, ist es große Unhöflichkeit, dem keinen Beifall zu spenden. Denn schließlich gibt er sich Mühe, daß es gut gerate, und sagt, so gut er kann und weiß. Die Absicht, den, der da spricht, herunterzureißen, ist eine unentschuldbare Bosheit. (Buch II, Kapitel 1.)

Betrachtet man die Zunge mit allen ihren Bewegungen, so

erscheint sie wie eine Schlange, die an der Mündung ihrer Höhle steckt, um herauszukommen oder nicht herauszukommen. Und schließlich kommt sie heraus. Und dann redet sie, was man sie reden heißt, bisweilen aber viel mehr, als man sie heißt. — Schändliches Laster, das sich gewöhnlich bei gewöhnlichen Menschen findet wie Fisch- und Waschweibern; so es aber Männer sind, sind sie von entsprechender Geburt und Sitten. Und ich sage, daß die Zunge ein Natternkopf ist; denn ebenso bereit ist sie, zu stechen und zu beißen, wie zu loben und zu überreden. — Aber, welch süßes Ding ist es, recht zu reden! Wieviel Freunde gewinnt man nicht dadurch und Feinde durch das Gegenteil! — In allem Betrüblichen, das auf der Welt geschieht, wäre Maß, hielte es die Zunge, denn durch die wird angezettelt, was an Streit in den Gemeinden und Versammlungen vorfällt. Wie leicht ist es, etwas Wahres zuzugeben, wie schwer, ihm zu widersprechen! Der Wahrheit widersprechen, um das Seine vorzubringen, trägt einem wenig Achtung ein; denn wenn man auch um gewisser Rücksichten willen einen solchen reden läßt, sehen schließlich doch alle die Eitelkeit dessen, was er behauptet, ein. Alle Wunden, die der Mensch mit dem Arme schlägt, beschränken sich auf den Fleck, der getroffen ist; aber die Wunde, die die Zunge schlug, dehnt sich aus und verbreitet sich wie nach einem Steinwurf die Ringe im Wasser. (Buch I, Kapitel 19.)

Einen unwissenden Menschen weise und ein häßliches Weib schön nennen, das ist wirklich Schmeichelei, sehr schlecht, es zu sagen, und noch dümmer, darauf einzugehen. Das aber ist keine Schmeichelei, eine Frau, die nett aussieht und gefällt, wunderschön zu nennen und einen Mann von ordentlicher Gestalt einen hübschen Herrn; auch nicht, wenn man den, der so singt, daß es dem Hörer Freude macht, einen Orpheus nennt, oder einem recht ordentlichen Dichter sagt, daß er ein Horaz sei. Denn etwas muß man zufügen, damit die Geister

Mut fassen, mit guten Handlungen fortzufahren. Denn wenn die Ehre der Lohn der Tugend sein soll — wie sie es auch ist —, wie soll da der Tugendhafte vom Rufe erfahren, dessen er unter dem Volke genießt, wenn man ihn ihm nicht ins Gesicht sagt —, und ihm nicht Mut macht, fortzufahren und mehr Verdienst zu erwerben, und mehr jeden Tag. Wer aber solches sagt, erwirbt, wenn er das versteht, den Ruf eines liebenswürdigen und urteilsfähigen Menschen, der da weiß, was man guten Gaben schuldig ist. Wer wäre so unmenschlich, es für Schmeichelei zu achten, wenn einer zu Lope de Vega sagen wollte, daß es im Altertum keinen hervorragenderen Geist auf diesem Gebiete gegeben habe? Und wer so roh, zu erklären, weil der andere mehr oder weniger nett vier zweideutige Witze zu reimen weiß, er sei ein großer Dichter? (Buch I, Kapitel 19.)

Ich antwortete: „Ich bin vom Gebirge, heiße Marcos von Obregon und treibe kein Gewerbe. Denn in Spanien lernen die Edelleute keines, weil sie lieber Knappheit zu leiden und zu dienen vorziehen, als ein Gewerbe auszuüben. Denn der Adel der Gebirgler ward mit dem Schwerte erworben und forterhalten kraft Diensten, die dem Könige geleistet wurden; und sie haben es nicht nötig, durch Ausübung niederer Gewerbe sich zu beflecken, da sie dort oben mit dem wenigen, das sie haben, leben können, indem sie sich schlecht und recht durchschlagen und das Gesetz des Adels achten, d. h. schäbig gekleidet und mit abgetragenen Hosen und Handschuhen gehen." — „Ich werde schon sorgen," sprach da mein Herr, „daß Ihr ein Gewerbe gründlich erlernt." Da fiel ein Mitsklave von mir ein, der gleichfalls ans Ruder gekettet war: „Dazu gäbe ich mich nicht her!" Ich entgegnete: „Befinden wir uns denn in Zeit und Lage, zu weigern, was man uns tun heißt? Nur ein Mittel kann es geben, um ein wenig frei zu sein: das ist Geduld und Demut zu üben. Dem über uns Ste-

henden gehorchen heißt ihn zu unserem Sklaven machen." (Buch II, Kapitel 5.)

Als ich vor einigen Tagen die Hände dem Ohr eines Kranken auflegte und mit größter Sammlung die Worte der Beschwörung sprach, ging ein gewisser Herr vom Hofe vorüber und äußerte: „Ich kann den Schwindel dieser Betrüger nicht leiden." Ich schwieg und setzte in meiner gewohnten Ruhe das heilkräftige Gebet fort, und als ich geendet, sprach mein Gefährte: „Hörtet Ihr nicht, wie dieser Herr Euch einen Betrüger schalt?" — „Er sprach nicht mit mir," sagte ich, „und das, was mir nicht unmittelbar gesagt wird, habe ich nicht nötig zu bemerken, noch mir etwas daraus zu machen. Und ich möchte solches allen beibringen, die sich für getroffen halten von den dummen Freiheiten solcher, die nicht den Mut haben, sie einem ins Gesicht zu sagen, andernfalls sie eben weder die Merkmale der Beleidigung an sich haben noch auf den Mut dessen schließen lassen, der sie sagt. Ich brauche nicht zu glauben, daß, so man nicht offen zu mir spricht, man mich beleidige, auch wenn man die Absicht habe, es zu tun." — Beleidigungen soll man nicht als solche entgegennehmen, es sei denn, sie geschähen sehr öffentlich, und auch von diesen hat man sich nach Möglichkeit zu befreien, indem man seine Leidenschaft ihnen gegenüber dämpft und überlegt, ob sie es sind oder nicht. Als Don Fernando de Toledo, den man vieler witziger Streiche wegen den Schelm nannte, aus Flandern kam, wo er ein tapferer Soldat und Feldmarschall gewesen, und in Barcelona an Land stieg, sagte einer der Schelme, die am Strande lungerten, laut, daß er es hören konnte: „Dies ist Don Fernando der Schelm." Da sprach Don Fernando, sich zu ihm wendend: „Woran hast du das bemerkt?" Der Schelm entgegnete: „Bis heute von Hörensagen und heute daran, daß Ihr Euch nicht geärgert habt." Halbtot vor Lachen sagte Don Fernando: „Große Ehre tust du mir, da du mich für das Haupt

einer so ehrenwerten Gilde hältst wie der deinen." (Buch I, Kapitel 1.)

Als jemand Don Gabriel Zapata, einem großen Herrn und Hofmann von trefflichstem Geschmacke, um sechs Uhr früh eine Forderung übersandte und die Diener ihn weckten, antwortete er: „Meldet, daß ich sagen lasse, daß ich selbst solcher Dinge wegen, die mir viel Spaß machen, mich nicht vor zwölf Uhr mittags zu erheben pflege; warum will er da, daß ich so früh aufstehe, um mich totstechen zu lassen?" Und obgleich er — so ritterlich, wie er war — hernach der Forderung entsprach, galt diese Antwort allgemein für sehr verständig. (Buch I, Kapitel 1.)

„Er pflegt an mir vorüberzugehen," sagte er, „gar ohne den Hut zu ziehen!" — „Dies", sagte ich, „tut er aus Unachtsamkeit oder aus Unhöflichkeit. Wenn aus Unhöflichkeit, mag er sich ärgern, weil er dran übel getan, und sollt Ihr Euch nicht noch ärgern über die Fehler des anderen, der sich unhöflich und ungezogen betrug. Tut er es aber aus Unachtsamkeit, so hat er seine Entschuldigung. Und in allen Höflichkeitssachen sollen wir uns nicht ärgern. Erstens, weil es nicht unsere Schuld ist, wenn man sie uns nicht erweist. Und zweitens, da, wer sie erweist, nicht mehr erweist, als er hat; und wenn einer keine Höflichkeit hat, was Wunder, daß er sie nicht erweise? Im allgemeinen ärgert man sich nicht über das, was ohne unser Verschulden geschieht; zumal die Unhöflichen schon ihre Strafe darin haben, daß man sie als solche kennt." (Buch I, Kapitel 17.)

Er klagte, daß er, der viel Gutes einem Manne erwiesen, von ihm nicht nur keinen Dank ernte, sondern daß jener sogar Wege suche, wie er jene ihm erwiesenen Wohltaten anschwärze. Ich nun wies ihn darauf hin, daß des Guten, das man getan, sich gereuen lassen nicht eines edlen Herzens Art sei: „Übles dem anzutun," sagte ich, „dem Ihr wohlgetan, läßt

auf wenig Festigkeit oder Beständigkeit der Seele schließen. Auch frage ich Euch: Wer hat schlecht gehandelt: er oder Ihr?" Er entgegnete: „Selbstverständlich er." — „So mag er sich auch ärgern," sagte ich, „der solch eine üble Handlung begangen, wie die ist, nicht zu danken. Denn Ihr, der Ihr nicht übel getan, habt keinen Grund, um etwas Leid zu tragen, sondern nur, sehr zufrieden zu sein." — Der beständige gleichmäßige Mann fürchte sich mehr vor sich und hüte sich mehr vor sich selber als vor dem Widersacher. Tut man ihm weh mit Fug, so schweige er und bessere, worin er fehlte. Schilt man ohne das wider ihn, tröste er sich im Bewußtsein, daß er grundlos verleumdet wird. So ist denn auf allen Wegen das Stillesein die Zuflucht. (Buch I, Kapitel 17.)

Der Lizentiat Navarro wurde gefragt, wie er es erreicht habe, sich so beliebt zu machen in seiner Vaterstadt Murcia. Er entgegnete: indem er Freude mache und über erlittene Unannehmlichkeiten schweige; und daß ihn gute Tat nie gereue. (Buch I, Kapitel 6.)

Angebote und Freundlichkeiten unbekannter Leute halte ich immer für verdächtig. Drum ist das sicherste solchen gegenüber, zu danken, ohne anzunehmen. Denn das wirksamste Gegenmittel, das es wider einen Betrugsversuch gibt, ist, nicht etwa ihn abzuwehren, indem man ihn entlarve, sondern ihn, nachdem er durchschaut, ruhig abzulehnen, weil gelassene Umgangsart einem über alles, was man will, Herrschaft gibt. Und zwei Dinge gibt es, finde ich, die die allgemeine Zuneigung erwerben und jenen, die sie üben, gar die Fehler zudecken: das sind Höflichkeit und Freigebigkeit. Denn verschwenderisch sein mit Höflichkeit und liebreichen Worten und unknickrig sein am Vermögen erzeugt immer gute Laune und viel Liebe bei dem, mit dem man umgeht. (Buch III, Kapitel 9.)

Ich diente meinem Herrn mit großem Fleiße; denn den Menschen, die von Natur frei sind, bringen Zeit und Not bei, was

sie zu tun haben. Ich litt sehr darunter, was mein Zustand mir auferlegte, doch glaube ich, ist Sich-in-den-Zwang-schicken mutigen und edeln Seelen eigen. Wenig Mut und wenig Klugheit hat, wer nicht zur Zeit zu gehorchen versteht. (Buch II, Kapitel 9.)

Ich habe stets erlebt, daß diese hochmütigen Wortemacher, die andere unterjochen wollen, indem sie zu ihnen rauh sprechen, von einem Stillen und Gleichmütigen zum Schweigen gebracht werden. Denn sie sind wie die Räder eines Karrens, die, solange sie über Steine fahren, Lärm machen, und sind sie auf ebenen Grund geraten, gehen sie alsbald ganz still dahin. (Buch III, Kapitel 12.)

„Wie ist der Name", fragte ich, „dessen, der mir so viel Erbarmen bezeigt?" — „Ich", antwortete er, „bin ein Mann, der nicht bekannt ist wegen Eigenschaften, die an mir glänzen, zufrieden mit dem Stande, in den Gott mich versetzt, arm, guten Willens, ohne Neid um fremdes Gut noch um die Größen, die man gewöhnlich hochschätzt. Ich gehe mit den Höhergestellten mit Einfalt und Bescheidenheit um, mit den Gleichgestellten als Bruder, mit den Untergebenen als Vater. Ich freue mich, wenn ich mein Jungvieh trefflich finde, schneide meine Bienenstöcke, mit den Bienen sprechend, als wären sie Personen, die mich verstünden. Ich lasse mich nicht darauf ein, anderer Leute Tun zu richten, weil alles mir gut erscheint. Höre ich jemand schlecht reden, gehe ich auf anderes über, was die anderen unterhalten könnte. Ich tue das Gute, das ich kann, mit dem Wenigen, das ich habe und das mehr ist, als ich verdiene, und damit verbringe ich ein ruhiges Leben ohne Feindschaften, die das Dasein verderben." — „Selig", sprach ich, „seid Ihr, der Ihr, ohne sich nach Prunk und Hoffart der Welt zu richten, erreicht habt, was alle zu besitzen wünschen! Wie aber seid Ihr zu solch ruhevollem Leben gewandert?" Er entgegnete: „Ich verachte nicht das Meine, neide

nicht das Fremde, verlasse mich nicht aufs Ungewisse und schaue nicht außer Gleichmut geratend auf das, was kommen mag.“ (Buch III, Kapitel 17.)

Wer Geduld lehren wollte, könnte seine Vorschriften schlecht betätigen, wenn ihm die fehlte, zu hören und die brüderliche Verbesserung entgegenzunehmen. Ohne Geduld hätte ich weder meine Brust den Wellen geboten, noch die Härte der Wegelagerer besänftigt, nicht die Unbarmherzigen und die rastlosen Mühsale der Sklaverei zur Erträglichkeit gebracht, noch die erhabene Größe der Mächtigen mir zugeneigt, noch die große Höflichkeit der Fürsten genossen, nicht so viele und so große Stürme bestanden, wie die menschliche Gebrechlichkeit sie mit sich führt, — ohne eben die göttliche Tugend der Geduld. — Beschäftigung ist die große Lehrerin der Geduld, einer Tugend, die wir immer mit großer Wachsamkeit im Sinne haben sollen, um den Versuchungen zu widerstehen, die uns von innen und außen anfechten. Ohne diese Tugend kann man nicht zum Gipfel dessen kommen, was man wünscht. Und tritt zur Geduld die Beharrlichkeit dazu, wird alles leicht und erlernbar: dem Reichen: das Erworbene zu wahren, ohne Fremdes zu begehren; dem großen Herrn: sich nicht mit dem Blute zu begnügen, das er von seinen Vorfahren erbte, sondern weiterzugehen; dem Verschwender: daß er lerne auszukommen mit dem, was er hat und haben kann; dem Elenden und Geizigen: einzusehen, daß er nicht für sich selbst geboren ist; dem Verwegenen: daß er seinen Ungestüm zügele, der so viel Unheil bringt; dem, der sich in Mühsal sieht: daß er sie mit freier Brust und unter Erquickung trage. Geduld, o Tugend, vom Himmel gekommen! Gott gebe sie uns um seiner Barmherzigkeit willen; und mir, daß ich, in Nachahmung der Tugend meiner Gefährten in dieser Abgeschiedenheit, mir sicher mache das Leben und wohlbereitet den Tod. (Buch III, Schluß.)

KARL SCHEFFLER

DAS ALTE BREMEN

DAS Buch des Insel-Verlags, das unter diesem Titel erscheint, besteht in seinem Hauptteil aus hundert Bildertafeln, deren Darstellungen von den frühesten Plänen bis zu den Ansichten aus dem neunzehnten Jahrhundert reichen und durch ausführliche Unterschriften erläutert werden. Ergänzt wird dieser Abbildungsteil durch einen kurzen Text, der im wesentlichen die Pläne erklärt und einigen Aufschluß über die früheste Geschichte gibt. Bilder und Text zusammen wirken so, daß man in der faßlichsten und anschaulichsten Weise erfährt, wie eine Stadt entsteht, wie ein mächtiges Gemeinwesen im Wind und Wetter der Geschichte heranwächst.

In dem noch wilden, von eigensinnigen Sachsen bewohnten und hartnäckig verteidigten Land war eine Stelle am Weserstrom, wo ein Dünenzug hart am Nordufer hinzog und den Übergang möglich machte. Und es traf sich, daß bis zur selben Stelle eben noch die Flut und Ebbe der Nordsee reicht, daß damit also auch der Punkt bezeichnet war, wo die Flußschiffahrt in die Seeschiffahrt übergehen mußte. Der Platz war wie vorherbestimmt als Zielpunkt der Landstraßen von Osten, Süden und Westen und auch als Umladeplatz, er war geeignet für eine Brücke und für einen Hafen, für einen Markt und für eine befestigte Stadt.

Zuerst war der Fährmann da, der zwischen den Ufern hin und her fuhr. Dann siedelten sich ein paar Krämer an, die den Übersetzenden abkauften und verkauften. Fischer kamen hinzu, die vom Ertrag des Flusses lebten und den Verkehr weiter stromauf und stromab ausdehnten. Und als eine Anzahl Hütten auf dem schmalen Geestrücken beieinander stand, erschien auch der Handwerker. Der Schuster tat seine Werkstatt auf, der Schmied und der Weber. Bald verwandelten sich die Hütten in feste Häuser, während die ersten Produkte der kleinen Siede-

lung mit Kähnen den Fluß hinauf und hinab, oder auf Frachtwagen ins Land hinein nach Osten und Westen gebracht wurden. Das Handwerk brachte Bewegung und die Idee der Selbstbestimmung; ein sozialer Wille begann sich in der Zufallssiedelung zu regen. Die Häuser rückten zusammen und schlossen einen Ring um einen Marktplatz. Fragen gemeinsamer Not und Gefahr, gemeinsamen Vorteils ließen die Bewohner sich enger zusammentun; es entstand ein Platz für Volksversammlungen. Die Ansiedler bildeten eine Gemeinde und gaben sich ein Statut. Sie bauten ein Rathaus, Häuser für Kaufleute und eine Schenke, zogen einen Wall um die Höfe, Gassen und Gebäude, brachten Tore an, errichteten einen Wachtturm und gaben dem Ort einen Namen.

Eines Tags erschien eine seltsame Gestalt aus der Fremde. Sie kam ungerufen, trat aber selbstbewußt fordernd auf, gestützt auf starke weltliche und geistige Mächte fern im Reich. Das war der Apostel neuer Religion, der Missionar. Seine Lehre erweckte zunächst Unruhe, Mißvergnügen und Streit; in ihrem Gefolge ging aber auch eine aufreizende Idee höherer Kultur einher. Er selbst fiel als Opfer des von seinen Lehren erregten Kampfes. Das aber wurde für einen in sagenhafter Ferne residierenden Kaiser, der die Missionare als Pioniere seiner Kolonialpolitik benutzte, zum Anlaß, seine mächtige Hand auf das aufblühende Gemeinwesen am Weserübergang zu legen. Er unterwarf gewaltsam die Bevölkerung des Landes — man weiß, welch blutige Mittel er in der Nähe, an der Aller anwandte —, unterstellte das weite Gebiet zwischen Weser und Elbe einem Bischof und wies ihm als Wohnsitz die werdende Stadt an. Dieser ließ, als erstes Zeichen der Oberhoheit, eine Kirche bauen, einen Dom, der weit im Lande sichtbar war und wie ein Ausrufungszeichen aller Blicke auf sich lenkte. Neben dem Dom aber entstanden die bischöflichen Wohnungen, die Häuser der Hofhaltung, die Klosterbauten und Klostergärten, die

Wohnstätten der Werkleute und Diener, die zu einer so mächtigen geistlich-weltlichen Herrschaft gehörten; und alles schloß sich zusammen zu einem weitläufig bebauten Dombezirk.

In der alten Siedelung wurde inzwischen niedergerissen und neu aufgebaut. Die Bewohner kauften ihrer Stadt das Marktrecht und kamen als Kaufleute und Handwerker zu Wohlstand. Die Wohnhäuser wurden stattlich, am Markt und an dem stetig erweiterten, immer besser ausgebauten Hafen. Neben der Bischofsstadt drängten sich die Häuser der Kaufmannsstadt und Handwerkerstadt eng und geschäftig. An die Stelle der alten Fähre war eine Brücke getreten; gegen das hohe Wasser des Flusses, gegen Sturmflut und Überschwemmung schützten Deiche die tiefliegende Marsch. In den Gassen standen die spitzgegiebelten Häuser in festen Reihen da, alle mit der Schmalseite zur Straße; im Bau des Rathauses aber wetteiferten die Bürger an Aufwand mit den geistlichen Herren. Baumeister, Bildhauer und Bildschnitzer kamen von weit her, machten sich ansässig oder zogen nach vollbrachtem Werk weiter der Elbe, der Ostsee oder wieder dem Süden zu. Es wurde ein halbes Dutzend Kirchen gebaut, und alle stachen sie mit ihren Türmen nadelschlank und nadelspitz in den Himmel; Giebel drängte an Giebel straßauf und straßab, auf Wohnhaus und Speicher, Plätze öffneten sich weit und traulich, und am Bollwerk des Hafens ankerten Schiffe, die schon bestimmt waren, leise Fäden von der Stadtwirtschaft zur Weltwirtschaft zu spinnen. Die Stadt hatte ein Gesicht, sie war ein Individuum geworden.

Aus dem primitiven Wall war eine Stadtmauer mit gewölbten Toren und Wachttürmen geworden. Aber das Bedürfnis hatte auch sie gesprengt, hatte eine neue Mauer gezogen, war über diese wieder hinweggeschritten, hatte der Stadt Vorwerke einverleibt, hatte über den Fluß hinübergegriffen und großzügig den Plan einer ein weites Rund umspannenden Be-

festigung entworfen. Trotz unendlicher Widerstände und Schwierigkeiten führte die Bevölkerung den Entwurf aus, der Raum für eine ausgedehnte Neustadt am linken Flußufer ließ, und der auch sonst so voller Voraussicht war, daß sich die immer mächtiger entfaltende Stadt im Schutze der Mauern, Bastionen und Gräben rühren und sicher entwickeln konnte. Vor den Toren aber, ja sogar auf den Wällen, drehten überall die Windmühlen ihre Flügel, um das nun fest umgürtete Gemeinwesen mit Brot zu versorgen.

Dann folgten Jahrhunderte inneren Ausbaues, einmal gefördert, ein andermal gestört durch die politischen Zeitschicksale. Die mittelalterliche Form wich an vielen Stellen der Renaissanceform, Säulen, Pilaster und Kapitell tauchten auf neben den gotischen Formen, und an die Seite des Reihenhauses trat das freier daliegende palastähnliche Gebäude. Neben der Bischofsstadt kam die Bürgerstadt immer mehr zur Geltung. Des zum Zeichen stand am Markt der steinerne Roland im Mittelpunkt des Marktverkehrs. Im Zentrum des öffentlichen Lebens standen auch Rathaus, Stadthaus, Börse und Gildehäuser. Die Stadt schmückte sich von Jahr zu Jahr schöner mit charaktervollen Bauten; und immer besser schien dabei das Stadtbild mit der Natur zusammenzuwachsen. Weit öffnete sich die Stadtlandschaft am Hafen, die Baumreihen waren groß und dicht geworden, die Ufer erschienen wie ein einziger langgestreckter Kai; und auch alle geschichtlichen Schicksale spiegelten sich im Stadtbild, in den Anlagen und Bauten. Vor den Toren gab es eine Fülle anmutiger Landschaftsbilder, wie sie entstehen, wo Städtisches und Ländliches sich innig durchdringt, wo über Viehweiden, Feld, Wiese und Garten hinweg, vorbei an bäuerlichen Gehöften und Landhäusern mit Säulenhallen, der Blick in nebelnder Ferne die Masse der Stadt sucht, wo die Landschaft bis ins kleinste sozialisiert und stilisiert erscheint von menschlicher Arbeit und menschlicher Ordnung.

Dann aber sprengte der Expansionsdrang der neuen Zeit nicht nur die alten Befestigungen, die zwecklos geworden waren, sondern auch alte schöne stadtwirtschaftliche Bindungen. Die Bastionen wurden geschleift, Wälle und Gräben bepflanzt und in Anlagen umgewandelt; die Vorstädte rückten eng an den alten Stadtkern heran, und eine neue eilige Bautätigkeit fing an. Die Technik begann ihren Triumphzug, an die Stelle des Segelschiffes trat das Dampfschiff; die Entfernung der Stadt von der Flußmündung erwies sich für den aufstrebenden Welthandel und für das Tempo der auf Schnellverkehr gestellten Zeit als zu weit, und so kam es zur Anlage einer Hafenstadt an der Mündung des Flusses. Die sich erweiternde, ihre alten Grenzen überflutende Stadt nahm Züge der modernen Großstadt an. Die innere Altstadt wurde mehr und mehr zur City, zur Arbeitsstadt, zum Kontor und Speicher, während die Wohnungen vor die alten Tore verlegt wurden. Das mußte auf die Intimität des Gemeindelebens zurückwirken. Eisenbahnen wurden angelegt, ein Bahnhof wurde gebaut, ein häßliches Rangiergelände schloß sich an, eine Bahnhofstraße mit üblen modernen Häusern führte zur Stadt, Hotels und Geschäftshäuser wuchsen mit ungesunder Schnelligkeit aus dem Boden, und es bedurfte der äußersten Pietät, um die schöne Altstadt vor der frechen Zudringlichkeit moderner Zweckmäßigkeitsgesinnung zu schützen. —

In diese letzte Epoche führt das Buch den Leser nicht ein. Es geht nur bis zur Grenze dieser Zeit um 1860. Nur so war es möglich, das Bild der alten Stadt rein von störenden Elementen darzustellen, nur so konnte der Eindruck erweckt werden, wie eine Stadt entsteht und in Wind und Wetter der Geschichte heranwächst, einem lebendigen Organismus gleich, dessen reife Gestalt im Keim schon vorgedacht und beschlossen erscheint.

* * *

WILHELM ALTMANN

ZU JOHANN SEBASTIAN BACHS PASSIONSMUSIK NACH DEM EVANGELIUM MATTHÄI

WAS die Musikforschung, ja alle Musikfreunde seit Jahren erhofft hatten, die Herstellung einer Faksimile-Ausgabe der Handschrift von Johann Sebastian Bachs wohl größtem und berühmtestem Werke, der umfangreichen Passionsmusik nach dem Evangelium Matthäi[1], wird jetzt zur Tatsache. Aus diesem Grunde erscheint es angezeigt, hier dieses Werk, das uns auch heute noch wie ein Wunder vorkommt und sicherlich nach Jahrhunderten nichts von seiner selbst musikalische Laien aufs tiefste ergreifenden, ja erschütternden Wirkung verlieren wird, zwar nicht zu würdigen[2], sondern seine Entstehungsgeschichte, sein zeitweiliges Verschwinden aus der Öffentlichkeit, seine Wiederentdeckung und seine dann immer mehr einsetzende Verbreitung zu schildern.

Bereits in der Kirche des Mittelalters war es üblich gewesen, während der sogenannten Stillen oder Karwoche die Geschichte des Leidens unseres Herrn Jesu Christi nach den Evangelien mit verteilten Rollen abzusingen, um sie dem der lateinischen Sprache unkundigen Volke nahezubringen. Diesen Brauch übernahm auch die protestantische Kirche. Luthers Freund Johannes Walther hatte schon 1530 die Passionsgeschichte nach Matthäus und Johannes für den kirchlichen Gebrauch (erstere zum Gebrauch am Palmsonntag, letztere am Karfreitag) musikalisch bearbeitet und damit die ziemlich ausgedehnte Reihe protestantischer Passionsmusiken eröffnet, die als Vorläufer der Bachischen erscheinen.

Bekanntlich hat Johann Sebastian Bach nicht weniger als fünf Passionsmusiken geschaffen; die erste war die Lukaspassion, die wohl vor 1720 entstanden und um 1732—34 umgearbeitet worden ist, die zweite die nach dem Evangelium

Johannis 1724, die dritte — 1725 geschaffen — nach einer Dichtung Picanders, der darin der 1712 von dem Hamburger Ratsherrn Barthold Heinrich Brockes nach den vier Evangelien gedichteten, mehrfach komponierten Passion (Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus) gefolgt ist. Die vierte, von 1729, war unsere Matthäus-Passion, die fünfte die Markus-Passion, 1731. Während die nach Bachs Tode an seinen Sohn Karl Philipp Emanuel gefallenen Passionen nach Matthäus und Johannes erhalten geblieben sind[3], gingen die übrigen, ein Erbteil Wilhelm Friedemanns, durch dessen Zerfahrenheit, um nicht zu sagen Liederlichkeit, zugrunde. Einige Forscher vertreten freilich die Ansicht, daß auch die Lukas-Passion uns überliefert ist.

An der Gestaltung des Textes der Matthäus-Passion hat Bach wesentlich mitgearbeitet und dem Dichter Picander (Christian Friedrich Henrici) keineswegs freie Hand gelassen; das ist äußerlich dadurch bewiesen, daß dieser seine Dichtung nicht nur ohne den biblischen Text, sondern auch ohne die Choräle wiederholt drucken ließ (zuerst in dem Ostern 1729 erschienenen zweiten Teile seiner „Ernst-Scherzhaften und Satyrischen Gedichte").

Wann Bach die Komposition begonnen, für deren Ausführung er für die damalige Zeit ganz außerordentliche Mittel, nämlich zwei Chöre mit je einem eigenen Orchester und einer eigenen Orgelbegleitung forderte, steht dahin. Vollendet muß sie am 15. April 1729 gewesen sein, da sie an diesem Tage, Karfreitag, in der Leipziger Thomaskirche, und zwar innerhalb des Nachmittagsgottesdienstes zur Uraufführung gelangt ist, übrigens nur mit recht kleinen Chören und Orchestern und ohne eine besonders tiefe Wirkung auszuüben.

Damals war aber das Werk kürzer, als wir es jetzt kennen. Die ursprüngliche Fassung ist uns nur in einer Abschrift Joh. Ph. Kirnbergers erhalten (Amalienbibliothek, aufbewahrt als

Leihgabe des Joachimsthalschen Gymnasiums in der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin), die dieser im Hause Bachs nach Spittas scharfsinnigen Forschungen frühestens 1739, wahrscheinlich 1741 hergestellt hat. Damit ergibt sich, daß die erweiternde Neubearbeitung frühestens 1740 vorgenommen worden sein muß. Spitta glaubt sie ins Jahr 1742 setzen zu müssen, hält aber die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß die Umarbeitung 1746 oder gar erst 1748 erfolgt ist. Auf Bachs eigenhändiger Partitur dieser neuen Fassung findet sich leider keine Jahresangabe.

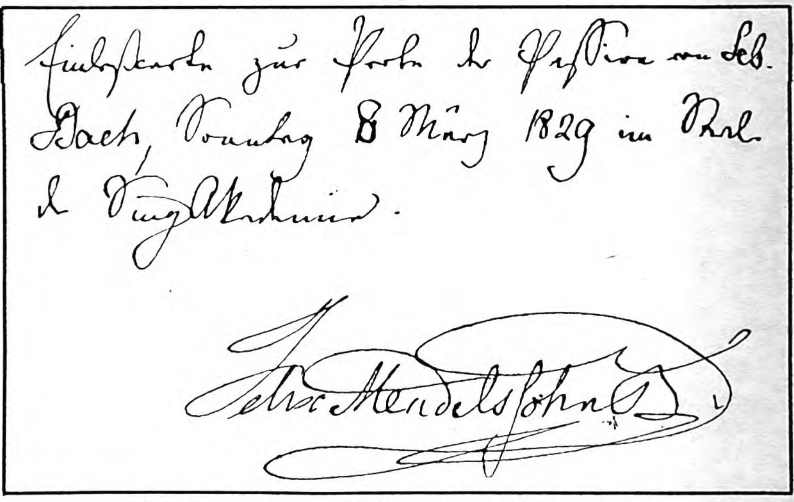
Wir wissen auch nicht, wann diese neue Fassung aufgeführt worden ist. In der zeitgenössischen Literatur hat sie keinen Niederschlag gefunden. Alles was über ein längeres Fortleben der Matthäus-Passion nach Bachs Tode berichtet wird, ist unsicher begründet. Das Werk geriet in Vergessenheit, bis es erst 1829 gewissermaßen neuentdeckt worden ist.[4]

Eine Abschrift der Partitur war nebst den Originalstimmen und anderen wertvollen Bachschen Werken aus dem Nachlaß Karl Philipp Emanuel Bachs in die Bibliothek der Singakademie zu Berlin gelangt, deren Direktor Zelter ein Verehrer der Werke des großen Thomaskantors war und gelegentlich einige davon üben ließ und zuweilen auch aufführte, ohne indessen, wie Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern beweisen, von ihrer Wirkungsfähigkeit auf die Zuhörer überzeugt zu sein. Seinem hochbegabten jungen Schüler Felix Mendelssohn (geb. 3. Februar 1809) fiel dann die Handschrift der Matthäus-Passion in die Hände und erregte sein nachhaltiges Interesse. Als er im Winter 1827 mit einem kleinen erlesenen Chor im Hause seiner Eltern seltene Musik zu üben begann, zog er auch die Matthäus-Passion hervor. Eduard Devrient, der berühmte Sänger, nahm an diesen Chorübungen teil. Er erzählt in seinem zuerst 1869 erschienenen Buche „Meine Erinne-

rungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy": „Nun ging uns eine neue Welt der Musik auf, als ein Stück nach dem andern uns gründlich klar wurde... Die dramatische Behandlung..., die erschütternde Gewalt der einschlagenden Chöre, vor allem die wunderbare Deklamation der Partie des Jesus... — dies alles wirkte mit jeder Übung wachsendes Staunen und Verwundern über die Größe dieses Werkes... Alle mitsingenden Freunde teilten meine Eindrücke, und Felix hatte sich über Mangel an Eifer nicht zu beklagen. Er nun war in das Werk so eingelebt, er beherrschte dessen Schwierigkeiten mit solcher Leichtigkeit und verstand es, seine Kenntnis des Stoffes, seine lebendige Auffassung des Inhaltes so geschickt auf uns zu übertragen, daß uns natürlich und geläufig wurde, was bis dahin als rätselhafte musikalische Geheimsprache gegolten hatte."

Devrient berichtet dann weiter: „Immer heißer wurde in mir das Verlangen, den Jesus öffentlich zu singen, immer lebhafter tauschten wir die Wünsche aus, daß es möglich sein möchte, das Wunderwerk zur Aufführung zu bringen. Aber allgemein schreckte man auch zurück vor den unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche das Werk an sich — mit Doppelchor und Doppelorchester — dem Studium in den Weg legen würde, und vor denen, welche die Umständlichkeit der Singakademie und die abgeschlossene, unförderliche Haltung Zelters drohten. Schließlich wurde es sehr in Frage gestellt, ob das Publikum auf ein so weltfremdes Werk eingehen werde... Felix' Eltern selbst, die doch gern das Problem einer Aufführung durch ihren Sohn gelöst gesehen hätten, vermochten nicht, sich diesen Bedenken zu verschließen. Marx[5] äußerte sich zweifelhaft, und die alten Akademistinnen schüttelten die Köpfe. Felix hielt die Aufführung so wenig für möglich, daß er auf mein und der mutvolleren Freunde... Andringen nur mit Scherz und Ironie antwortete[6]... Mir ließ die Sache keine Ruhe. Als wir im Januar 1829 den ganzen ersten Teil des Wer-

kes gesungen hatten... und wir mit einem überwältigenden Eindruck nach Hause gegangen waren, da kam mir in ruheloser Nacht der Gedanke, auf welchem Wege eine Aufführung durchzusetzen sei."[7] Devrient erzählt dann weiter recht umständlich, wie er Felix Mendelssohn und vor allem Zelter trotz dessen Widerstandes dafür gewonnen habe, und fährt fort: „Alles andere machte sich nun leicht; die Schwierigkeiten verschwanden wie Gespenster, denen man zu Leibe rückt.


Einlaßkarte zur Probe der Passion von Seb. Bach, Sonntag 8 März 1829 im Saal der Singakademie.

Felix Mendelssohn

Original in der Sammlung Kippenberg, Leipzig

Die Vorsteherschaft willigte unbedenklich in alle unsere Wünsche... Mehrere Male saßen wir indessen beide zusammen, um die Abkürzung der Partitur für die Aufführung zu überlegen. Es konnte nicht darauf ankommen, das Werk, das doch auch durch den Geschmack seiner Zeit vielfach beeinflußt war, in seiner Vollständigkeit vorzuführen, sondern den Eindruck seiner Vorzüglichkeit zusammenzuhalten. Die Mehrzahl der Arien mußte weggelassen, von anderen konnten nur die Einleitungen, die sogenannten Accompagnements, wiedergegeben werden; auch vom Evangelium mußte fortbleiben, was nicht zur Passionserzählung gehört. Oft genug

waren wir zwiespältiger Ansicht, denn es galt eine Gewissensaufgabe; aber was wir schließlich festgestellt, scheint doch das Rechte gewesen zu sein, da es späterhin bei den meisten Aufführungen angenommen worden."[8]

Was Devrient über die Proben, über Mendelssohns geniale Einstudierung und die Aufführung erzählt, wird jeder mit Interesse nachlesen. Die Aufführung fand am 11. März 1829, also gerade hundert Jahre nachdem das Werk erstmalig erklungen war, zu wohltätigem Zweck statt. Über sie schreibt Zelter an Goethe unterm 9. März 1829: „Aus der Zeitung wirst Du schon ersehn haben, daß wir die „Passion" von Johann Sebastian Bach aufführen. Felix hat die Musik unter mir eingeübt und wird sie dirigieren, wozu ich ihm meinen Stuhl überlasse." und am 12. März: „Unsere Bach'sche Musik ist gestern glücklich vonstatten gegangen, und Felix hat einen straffen ruhigen Direktor gemacht. Der König und der ganze Hof sah ein komplett volles Haus vor sich, ich hatte mich mit einer Partitur neben dem Orchester in ein Winkelchen gesetzt, von wo aus ich mein Völkchen beobachten konnte und das Publikum zugleich. Über das Werk selber wüßte ich kaum zu reden; es ist eine so wunderbar sentimentale Mischung von Musik im allgemeinen, den Sinn der Sache in der höchsten Potenz in der Idee aufzubauen, daß das Wort des Dichters selbst zur Idee wird. Meldeten sich nicht hin und wieder melodische Ähnlichkeiten mit neuern deutschen Opernkomponisten, wie zum Exempel mit Gluck und Mozart, wodurch man wieder auf unsere Zeit auf einen Moment zurückkommt, so dürfte man sich zwischen Himmel und Erde und zugleich dreißig Jahre älter fühlen. Und das mag es sein, was diese Musik im allgemeinen kaum ausführbar macht. Hätte doch der alte Bach unsere Ausführung hören können! das war mein Gefühl bei jeder gut gelungenen Stelle..." Zehn Tage später wurde sie, wieder unter Mendelssohns Leitung,

wiederholt und darauf noch einmal am 17. April, diesmal unter Zelters Direktion, da Mendelssohn inzwischen auf Reisen gegangen war. Im Anschluß an die erste Wiederholung teilt Zelter seinem Freunde mit, daß der Philosoph Hegel in seinem Kolleg über dieses Werk gesagt habe, „das sei keine rechte Musik; man sei jetzt weitergekommen, wiewohl noch lange nicht aufs Rechte.“ Zelter bemerkt hierzu: „Das wissen wir nun so gut oder nicht wie er, wenn er uns nur musikalisch erklären könnte, ob Er schon auf dem Rechten sei. Und so wollen wir immer unterdessen piano und sano gehen, wie uns der Gott es eingibt, dem wir alle dienen.“ Goethe hat zu diesen Auslassungen nichts in seinen Briefen bemerkt.

Diese Berliner Aufführung, die Fanny Mendelssohn in ihrem Briefe an Klingemann vom 27. Dezember 1828 bereits als epochemachend erkannt hat, verfehlte nicht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Matthäus-Passion zu lenken, zumal namentlich A. B. Marx in der von ihm herausgegebenen Berliner Allgemeinen Musikalischen Zeitung (6. Jahrgang 1829) eingehend mit dem Werke und der Aufführung sich befaßt hatte. Er war es auch, der bereits im Jahre 1830 die erste schon 1829 im Stich begonnene Partitur[9] nebst den Chorstimmen und den ersten Klavierauszug bei Schlesinger in Berlin herausgab. Dadurch wurden Aufführungen außerhalb Berlins erst ermöglicht. Zunächst fanden sie in Frankfurt a. M., Stettin unter Karl Loewe[10], Breslau unter Mosewius (der auch eine sehr gediegene Abhandlung über das Werk 1852 veröffentlichte) und Dresden, in Leipzig erst 1841[11] statt. Seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts sehen auch kleinere Städte, bzw. Gesangvereine eine Ehre darin, sich an die Matthäus-Passion zu wagen. Infolgedessen wurden die Chorstimmen von verschiedenen Verlagshäusern, die Orchesterstimmen dagegen erst 1894 nebst einer Orgelstimme von S. Jadassohn durch C. F. Peters veröffentlicht, der 1917 eine

von Max Seiffert bearbeitete Cembalo- und Orgelstimme erscheinen ließ.

Die alte Marxsche Partitur wurde 1854 durch die von Wilh. Rust besorgte, mit einer Vorrede von Julius Rietz versehene Ausgabe der Bach-Gesellschaft (Jahrgang 4) verdrängt.

ANMERKUNGEN

1) Sie ist 1841 aus der Sammlung Georg Poelchaus in den Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der jetzigen Preußischen Staatsbibliothek, übergegangen, deren Musikabteilung die erlesensten Schätze besitzt.

2) Verwiesen sei dafür auf die ausgezeichneten Ausführungen Albert Schweitzers in seinem Buche „Joh. Seb. Bach" (1908) und auf Alfred Heuß, Joh. Seb. Bachs Matthäus-Passion (1909).

3) In dem „Verzeichniß des musikalischen Nachlasses des verstorbenen Capellmeisters Carl Philipp Emanuel Bach" (Hamburg 1790) findet sich unter den Werken Johann Sebastian Bachs S. 71 angeführt: „Zweychörige Passion nach dem Matthäus. Mit Flöten, Hoboen und 1 Gambe. Eigenhändige Partitur, und auch in Stimmen", ferner S. 81: „Eine Passion nach dem Matthäus, incomplet." Diese Handschriften fanden damals keinen Käufer. In dem Verzeichniß von auserlesenen, gut conditionirten, zum Theil sauber gebundenen, meistens Neuen Büchern . . ., welche nebst den Musikalien aus dem Nachlaß des seel. Kapellmeisters C. Ph. E. Bach . . . den 4. März 1805 in Hamburg . . . öffentlich verkauft werden sollen." steht S. 34 unter den Manuskripten Johann Sebastian Bachs als Nr. 128 „Ein starker Stoß mit Passionsmusiken". Käufer war Poelchau, vgl. Anmerkung 1.

4) In Leipzig wurde es auch erst durch Felix Mendelssohn, und zwar erst im Jahre 1841, ausgegraben.

5) Adolf Bernhard Marx, der große Musikgelehrte und Theoretiker, der die Berliner Allgemeine Musikalische Zeitung 1824 begründete und bis zu ihrem Eingehen (1830) leitete.

6) Vgl. auch die Briefe Fanny Mendelssohns, der Schwester Felixens, an Klingemann vom 27. Dezember 1828 und über die Aufführung vom 22. März 1829 in Hensel, Die Familie Mendelssohn, Band I.

7) Ob er wirklich die treibende Kraft dieser Aufführung gewesen ist, erscheint mir doch zweifelhaft. Nach Martin Blumner, Geschichte der Singakademie zu Berlin (1891) S. 76 haben Mendelssohn und Devrient bereits am 16. Dezember 1828 ein Gesuch an die Vorsteherschaft der Singakademie eingereicht, ihnen den Saal und die Mitwirkung des Chores für eine Aufführung der Passion zu wohltätigem Zweck zu gewähren.

8) Vgl. hierzu Blumner S. 76.

9) Ohne bezifferten Baß, der freilich in Bachs Originalhandschrift fehlt, aber in dessen eigenhändigen Orgel- und Cembalo-Stimmen steht.

10) Schon 1831; erst durch Karl Anton, Zur Geschichte der Bach-Bewegung, st im Bach-Jahrbuch 1914 diese Stettiner Aufführung der Vergessenheit entrissen worden.

11) Von da ab alljährlich.

ARMIN RENKER

BÜCHNER UND MUSSET

ALS literarische Vorbilder von Büchners „Leonce und Lena" galten bisher „Ponce de Leon" von Brentano und die Lustspiele Tiecks. Die Feststellung, daß Mussets Lustspiel „Fantasio" Büchner in starker Weise beeinflußt hat, läßt uns „Leonce und Lena" in wesentlich anderem Licht erscheinen. Der Dandy und Jünger des Weltschmerzes hat in „Fantasio" ein seiner Art entfallendes Werk geschaffen, das uns seltsam deutsch anmutet. Der Bürger und zeitweilige Hofnarr Fantasio verliert sich in paradoxen Wendungen, zitiert Jean Paul, kurz, er könnte seinerseits einem Tieckschen Lustspiel entstammen. Der Hof, die Prinzessin Elsbeth, das alles ist wie im deutschen Märchen. Etwa weil wir uns nachher bei Büchner darin spiegeln?

Von Beziehungen zwischen Büchner und Musset ist uns nichts bekannt, persönliche haben wohl kaum bestanden. Einflüsse lassen sich mehrfach nachweisen. Die Übernahmen aus „Fantasio" sind zahlreich. Der Untergrund des märchenhaften Hofes besteht bei beiden, bei Musset mit leisem Ernst, bei Büchner mit derb betonter Ironie; die Handlung hat wenig gemeinsam. Fantasio hat Leonce und Valerio Büchners mit vielen Zügen ausgestattet. Er ist einer der „Helden" Mussets, diesmal mit lyrischem Einschlag. Das Paradoxe ist bei ihm am stärksten in die Rolle des Möglichen erhoben. Gutherzigkeit und Glut einen sich mit erbarmungsloser Ironie. Unmittelbar übernimmt Büchner die Äußerungen Fantasios und legt sie seinem Paar Leonce-Valerio in den Mund. Er hat den Schnitt vollzogen, das Paar Fantasio-Spark ist keine so ausgesprochene Trennung zwischen Materie und Geist. Die Gestalten der Prinzessin Lena und der Gouvernante übernimmt Büchner fast wortgetreu von seinem Vorgänger. Die Szene im Garten zwischen Prinzessin und Gouvernante stimmt in beiden

Lustspielen überein, und doch ist es, als sei Prinzessin Lena fern, von zartem Märchenduft umgeben, während Prinzessin Elsbeth uns zu nahe tritt und am Ende enttäuscht.

Die wortgetreuen Übernahmen Büchners sollten uns zweifeln lassen an der Kraft und Ursprünglichkeit seines Werks, sähen wir nicht, wie es seine Vor- und Mitläufer hinter sich läßt, wie es auf eignen Füßen steht wie kein zweites. Büchner vollendet spielend, was anderen Dichtern Monate eindringlichen Schaffens gekostet hätte, darum erhebt sich sein Lustspiel mit solcher Anmut und Leichtigkeit.

Meine Studie „Georg Büchners ‚Leonce und Lena' und das Lustspiel der Romantik" soll demnächst eine ausführliche Darlegung dieser Frage bringen.

Anmerkung der Redaktion. Auch Hugo von Hofmannsthal weist, in seinem soeben erschienenen „Buch der Freunde", auf einen Zusammenhang zwischen Büchner und Musset hin, indem er schreibt: „Es ist meines Wissens noch niemandem eingefallen, zu erinnern, daß ‚Leonce und Lena' von Büchner ein Jahr nach Mussets ‚On ne badine pas avec l'amour' erschienen ist."

* * *

GOETHE
VENI CREATOR SPIRITUS

KOMM, heiliger Geist, du Schaffender,
Komm, deine Seelen suche heim;
Mit Gnadenfülle segne sie,
Die Brust, die du geschaffen hast.

Du heißest Tröster, Paraklet,
Des höchsten Gottes Hochgeschenk,
Lebendger Quell und Liebesglut
Und Salbung heiliger Geisteskraft.

Du siebenfaltiger Gabenschatz,
Du Finger Gottes rechter Hand,
Von ihm versprochen und geschickt,
Der Kehle Stimm' und Rede gibst.

Den Sinnen zünde Lichter an,
Dem Herzen frohe Mutigkeit,
Daß wir im Körper Wandelnden
Bereit zum Handeln sein, zum Kampf.

Den Feind bedränge, treib ihn fort,
Daß uns des Friedens wir erfreun
Und so an deiner Führerhand
Dem Schaden überall entgehn.

Vom Vater uns Erkenntnis gib,
Erkenntnis auch vom Sohn zugleich,
Uns, die dem beiderseitigen Geist
Zu allen Zeiten gläubig flehn.

Darum sei Gott dem Vater Preis,
Dem Sohne, der vom Tod erstand,
Dem Paraklet, dem Wirkenden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Die vom 10. April 1820 datierte Handschrift des vorstehenden Gedichts ist von Goethe selbst „Appell ans Genie" überschrieben; hierzu stimmt auch seine Äußerung: „Der herrliche Kirchengesang Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht." Die letzte Strophe des Originals, die Goethe mit übersetzte, ist ein unechter Zusatz.

In den mannigfaltigsten Abwandlungen haben unsere Freunde unser Verlagszeichen, das auch dieser Zeitschrift den Namen gegeben hat, kennen gelernt; sie werden darum mit Interesse die Zusammenstellung

der selbständigen Anwendungen unseres Signets betrachten, die wir auf Seite 256 gegeben haben. Die Zeichnung von Peter Behrens zu der Urfassung vom Jahre 1899 schien lange verschollen zu sein; nun ist sie durch die Freundlichkeit des letzten Besitzers zu uns zurückgekehrt.

Die Zeitumstände veranlassen uns, unser „Inselschiff" vom neuen Jahrgang ab nicht wie bisher sechs-, sondern viermal im Jahr erscheinen zu lassen, und zwar zu Weihnachten, Ostern, Johanni und am 28. August. Jedes Heft wird einzeln berechnet werden, aber unsere Freunde dürfen versichert sein, daß wir den Preis auch weiter so niedrig wie irgend möglich unter Verzicht auf jeglichen Gewinn bemessen werden.

Auch zu dem nunmehr abgeschlossenen Jahrgang werden Einbanddecken angefertigt; sie kosten in Pappe M 100.—, in Halbpergament M 200.— und sind durch die Buchhandlungen zu beziehen.

In weiterer Erfüllung des im Aprilheft bekannt gegebenen Programms für dieses Jahr legen wir die folgenden Neuigkeiten vor: vor allem die Faksimile-Ausgabe von Johann Sebastian Bachs eigenhändiger Niederschrift seiner Matthäus-Passion (vergleiche hierzu den Aufsatz von Professor Dr. Wilhelm Altmann in diesem Heft); ferner Das alte Bremen, über das Karl Scheffler berichtet; eine Ausgabe von Defoes Robinson Crusoe mit 31 mehrfarbigen Lithographien von Richard Janthur; Hildegard von Bingen, herausgegeben von Johannes Bühler in der Sammlung „Der Dom"; den ersten Band unserer Hölderlin-Ausgabe (am fünften und letzten arbeitet der Herausgeber); den Roman „Der Regenbogen" von D. H. Lawrence; Shakespeares Heinrich IV., in der Bearbeitung von Fritz Jung; den Novellenband „Amok" von Stefan Zweig. Die Bibliothek der Romane wurde um Kellers „Sinngedicht", Marie Donadieu von Charles-Louis Philippe, „Nana" und „Der Zusammenbruch" von Emile Zola vermehrt.

An erster Stelle unserer Neuauflagen stehen die der Ausgaben von Gottfried Keller (7.—10. Tausend), Schiller (16.—18. T.), Schopenhauer (18.—21. T.). Kants Werke werden etwa im November wieder erscheinen können; Goethes Werke werden nach Neudruck von acht vergriffenen Bänden erst im nächsten Jahre wieder vollständig. Die Dünndruckausgabe von Storms Werken wird zunächst nicht weiter geführt; an ihre Stelle tritt wieder die achtbändige Ausgabe auf starkem holzfreien Papier, die noch rechtzeitig vor Weihnachten erscheinen wird.

Der bereits fertiggestellten oder im Laufe der nächsten Wochen fertig werdenden Neuauflagen sind viele; wir nennen: Die chinesische Flöte. 32.—36. T.; Gustav Th. Fechner, Zend-Avesta. 5.—7. T.; Goethes Faust. 95.—104. T.; Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. 4. Auflage; Hafis. 13.—16. T.; Heines Buch der Lieder. 45.—50. T.; Ricarda Huch, Der letzte Sommer. 7.—9. T., Alte und neue Gedichte. 2. Auflage; Hölderlin, Hyperion. 4.—7. T.; Jens Peter Jacobsen, Sämtliche Werke. 22.—25. T.; Lao-Tse, Die Bahn und der rechte Weg. 14.—16. T.; Russischer Parnaß. 2. Auflage; Reinke Voß. 2. Auflage. Rainer Maria Rilke, Der neuen Gedichte anderer Teil. 14.—16. T., Auguste Rodin, 36.—40. T., Die Liebe der Magdalena. 7.—10. T.; Karl Scheffler, Der Geist der Gotik. 31.—35. T.; Theologia deutsch. 4.—6. T.; Felix Timmermans, Das Jesuskind in Flandern. 9.—13., Pallieter. 11.—15. T.; Emile Verhaeren. Fünf Erzählungen. 2. Auflage; Stefan Zweig, Jeremias. 19.—21. Tausend.

Auch in diesem Jahre wird rechtzeitig, um zu Weihnachtswünschen anzuregen, unser Almanach erscheinen, der sich nun schon mit sechzehn Jahrgängen in der unverminderten Gunst einer zahlreichen Gefolgschaft behauptet hat und sich ihrer gewiß auch im siebzehnten erfreuen wird.



Rudolf Töpffer:
Zeichnung zu „La bibliothèque de mon oncle“

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES

*

DRITTER JAHRGANG
ERSTES HEFT
OKTOBER
1921

*



LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

INHALT

Preis des Jahrgangs zu sechs Heften M 15.—,
des einzelnen Heftes M 3.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

DANTE

OPERA OMNIA

Enthaltend: La Divina Commedia; Il Canzoniere; Vita Nuova; Il Convivio, sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Zwei Bände auf Dünndruckpapier.
In Leinen M 90.—; in Leder M 320.—.

Daneben erschien als Einzeldruck in der Sammlung „Pandora“ die „VITA NUOVA“.
In farbigem Pappband M 5.—.

GIOVANNI DI BOCCACCIO

DAS LEBEN DANTES

Übertragen von Otto Freiherrn von Taube (Insel-Bücherei Nr. 275). In farbigem Pappband M 5.—.



ADALBERT STIFTER

WITIKO

Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier.
In Leinen M 70.—; in Leder M 200.—.

Früher erschien:

DER NACHSOMMER

Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier.
In Leinen M 60.—; in Leder M 200.—.

Die bereits im 9.—13. Tausend erschienenen „Studien“ sind vergriffen; eine neue Auflage ist in Vorbereitung. Mit einem die „Bunten Steine“ und die besten der nachgelassenen kleineren Erzählungen enthaltenden Bande werden die gesammelten Werke Adalbert Stifters ihre Abrundung zu einer einheitlichen Ausgabe erfahren.

*

* DAS *

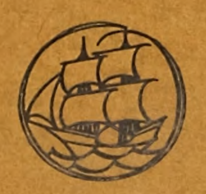
INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES

*

DRITTER JAHRGANG
ZWEITES HEFT
DEZEMBER
1921

*



LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

INHALT

Preis des Jahrgangs zu sechs Heften M 15.—,

des einzelnen Heftes M 3.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig

Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES

DRITTER JAHRGANG
DRITTES HEFT
FEBRUAR
1922

ALFRED MOMBERT
ZUM 50. GEBURTSTAGE
6. FEBRUAR



LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

INHALT

Preis des Jahrgangs zu sechs Heften M 15.—,
des einzelnen Heftes M 3.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

BETTINAS BRIEFWECHSEL MIT GOETHE

Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe zum ersten Male herausgegeben von
REINHOLD STEIG
Mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. In Halbleinen M 70.—

LUDWIG VAN BEETHOVEN

Berichte der Zeitgenossen, Briefe und persönliche Aufzeichnungen. Gesammelt und erläutert von
ALBERT LEITZMANN
Mit 16 Bildertafeln und 1 Faksimile. Zwei Bände. In Halbleinen M 110.—; in Halbleder M 175.—

HANS CAROSSA
EINE KINDHEIT

Geheftet M 15.—; in Pappband M 35.—

FRIEDRICH VON STENDHAL (Henri Beyle)

ROT UND SCHWARZ

Zeitbild von 1830. Übertragen von ARTHUR SCHURIG
Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 80.—; in Leder M 300.—

In gleicher Ausstattung erschienen:

DAS LEBEN EINES SONDERLINGS

Übertragen von ARTHUR SCHURIG
Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 75.—; in Leder M 275.—

VON DER LIEBE

Übertragen von ARTHUR SCHURIG
Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 70.—; in Leder M 275.—

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

ALFRED MOMBERT

Sein gesamtes dichterisches Werk erscheint in unserem Verlag

*

AEON. Dramatische Trilogie

I. AEON DER WELTGESUCHTE. Drama. Zweite Auflage. Geheftet M 12.—; in Pappband M 22.—

II. AEON ZWISCHEN DEN FRAUEN. Drama. Zweite Auflage. Geheftet M 12.—; in Pappband M 22.—

III. AEON VOR SYRAKUS. Drama. Zweite Auflage. Geheftet M 12.—; in Pappband M 22.—

DIE BLÜTE DES CHAOS

Gedicht-Werk. Neue Ausgabe. Geh. M 12.—; in Pappbd. M 22.—

DER DENKER

Gedicht-Werk. Neue Ausgabe. Geh. M 12.—; in Pappbd. M 22.—

DER GLÜHENDE

Gedicht-Werk. Dritte Auflage. Geh. M 12.—; in Pappbd. M 22.—

DER HELD DER ERDE

Gedicht-Werk. Geheftet M 10.—; in Halbleinen M 20.—

DER HIMMLISCHE ZECHER

Ausgewählte Gedichte. Neue, erweiterte Ausgabe. Geh. M 14.—; in Pappband M 26.—

DIE SCHÖPFUNG

Gedicht-Werk. Dritte Auflage. Geh. M 16.—; in Pappbd. M 30.—

TAG UND NACHT

Dritte, veränderte Auflage. Geheftet M 14.—; in Pappband M 25.—

DER SONNE-GEIST

ist vergriffen und erscheint wieder im Laufe dieses Jahres

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES



DRITTER JAHRGANG
VIERTES HEFT
APRIL
1922

*



LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

INHALT

Preis des Jahrgangs zu sechs Heften M 15.—,
des einzelnen Heftes M 3.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES

*

DRITTER JAHRGANG
FÜNFTES HEFT
JUNI
1922

*



LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

INHALT

Preis des Jahrgangs zu sechs Heften M 15.—,
des einzelnen Heftes M 3.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES

*

DRITTER JAHRGANG
SECHSTES HEFT
AUGUST
1922

*



LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

INHALT

Beigegeben sind diesem Hefte
Titel und Inhaltsverzeichnis zum dritten Jahrgang

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

